EDMUND · KLEINSCHMITT

DURCH WERK-STÄTTEN UND GASSEN DREIER ERDTEILE

MCHKOPP

10/6 for 4/6

Durch Werkstätten und Gassen dreier Erdteile

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/durchwerkstatten0000unse

Durch Werkstätten und Gassen dreier Erdteile

Das soziale Bild
von Amerika, Ostasien und Australien

von

Edmund Kleinschmitt

Mit 34 Bildern auf Kunstdrucktafeln

Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg / Berlin / Leipzig

Herrn L. Berſch
Sidney, Auſtralien
gewidmet

Copyright 1928 by Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg
Gedruckt bei der Hanſeatiſchen Verlagsanſtalt, Hamburg 36 und Wandsbek
Einbandentwurf von Ernſt Schkopp, Schweidnitz
Printed in Germany

Vorwort.

Dieses Buch schildert eine 2½jährige Weltreise, die ich unternahm, um die Völker beim Kampf ums tägliche Brot zu beobachten. Die Wahl der Länder ist kein Zufall. Um drei Brennpunkte außerhalb Europas sammeln sich Kräfte und Gewalten, die das Gesicht der Welt zu verändern drohen.

Allen voran Amerika, ein Pionier kapitalistischen Geistes ohnegleichen. Ihm benachbart, über den Pazifik, Japan und China; 400 Millionen Menschen greifen nach europäischer Technik, nach dem Geheimnis der Überlegenheit des weißen Mannes. In Industrien und Werkstätten Ostasiens wächst eine Konkurrenz billiger Arbeitskraft heran, bedrohlich für Unternehmer, Angestellte und Arbeiter in der alten und der neuen Welt. Und endlich Australien, beinahe noch Raum ohne Volk, Halbkolonie, Siedlungsland, Hochburg für Bodenreform und Sozialismus, auf Vorposten kämpfend für das englische Weltreich gegen Amerika und Ostasien. Alle drei sind in geistigen Krisen, ringen um Lebensinhalt und Form, um eine neue Prägung ihrer Kultur.

Ein Reisebuch kann nicht abstrakt sein. Ich habe mich bemüht, den Leser mit den sozialen „Gesetzen", die den Daseinskampf der Völker regieren, dort bekanntzumachen, wo das bunte Leben Beispiele und Anschauung bietet. Darum stehen auch an der Spitze dieses Buches meine Erfahrungen als Arbeiter in der Autofabrik Ford in Detroit.

Einen Überblick über den Verlauf meiner Reise gibt die dem Buche beigefügte Kartenskizze. Die 2½ Reisejahre verteilen sich auf die einzelnen Länder wie folgt: Ich war in den Vereinigten Staaten von Amerika von Anfang Juni 1925 bis November 1926. In den Städten Detroit, Chicago und San Franzisko hielt ich mich monatelang auf. Durch Japan reiste ich von Tokio bis Kobe, sechs Wochen. Chinas Küstenstädte Dalny, Tsingtau, Amoy besuchte ich nur vom Schiff aus. In Schanghai verbrachte ich dagegen vier Monate und hatte Gelegenheit, die Stätten der chinesischen Großindustrie gründlich zu besichtigen. Über Hongkong, Manila fuhr ich nach Townsville, im Norden des australischen Staates Queensland, von hier auf dem Landwege nach Brisbane und Sidney, wo ich über ein Vierteljahr lang blieb. In Melbourne, Adelaide und Perth hielt ich mich nur kurze Zeit auf und fuhr von da nach Ceylon, wo ich während 14 Tagen die Arbeiterverhältnisse in den Tee- und Gummiplantagen studierte. Durch den Suezkanal über Marseille und durch die Schweiz ging es nach Deutschland zurück.

In jedem Lande habe ich also einige Orte zu einem längeren Aufenthalt ausgewählt. Ich hebe das hervor, weil es eine Reiseliteratur gibt, die auf Schnellzugseindrücken beruht. Von solchen Schilderungen kann nicht erwartet werden, daß sie das Zufällige und Einmalige vom Typischen unterscheiden. Ich habe versucht, eine solche Scheidung vorzunehmen. Wenn auch auf so engem Raume auf keinem Gebiete eine systematische und vollständige Darstellung gegeben werden konnte, so habe ich doch mit der Auswahl des Stoffes mein Urteil darüber abgegeben, was mir in jedem Lande als das hauptsächlichste Merkmal der Gegenwart und die Schicksalsfrage der Zukunft zu sein scheint.

Während meiner Reise wurde ich in allen Ländern freundlich empfangen, und man hat meinen Arbeiten und Studien großes Verständnis entgegengebracht. Viele Industriebetriebe konnte ich besichtigen, und ich bin all denen zum Danke verpflichtet, die mich durch Mitteilungen, Ratschläge und sonstige Hilfe unterstützt haben. Es ist mir unmöglich, diesen Dank jedem einzelnen auszusprechen. Hervorheben möchte ich noch, daß mir die Auslandvertretungen des Deutschen Reiches, aber auch die Behörden der von mir besuchten Länder in jeder Hinsicht entgegengekommen sind.

Noch ein Geständnis habe ich zu machen. Dieses Weltreisebuch sieht anders aus, als wie ich es mir vor meiner Reise vorgestellt habe. Ich zog hinaus, begierig, genaue Statistiken und die konkreten Tatsachen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens kennenzulernen. Ich kam zurück, überzeugt, daß diese Dinge nicht die wichtigsten sind. Geist und Seele der Nationen und ihre moralischen Kräfte habe ich als die gestaltenden Mächte der Erde erlebt. „Völker sind geistige Wirklichkeiten", und ich sehe trotz überall zunehmender „Zivilisation" und Maschinisierung keine Gefahr und Aussicht für eine endgültige „Amerikanisierung" der Welt.

Berlin, Oktober 1928.

Edm. Kleinschmitt.

I.
Das Land ohne Ehrfurcht.

1.
Wallfahrt nach Detroit.

Weißt du noch, mein lieber Freund, wie wir beide an einem Sommerabend langsam und schweigend die rote Straße an der Riviera des Garda-Sees entlang wanderten? Wir waren die einzigen in der weiten Einsamkeit der farbensatten Landschaft. Wir kannten uns nicht. Aber da erlebten wir beide ein so schönes und wunderbares Schauspiel, daß ich die Augen schließen muß, wenn die Erinnerung daran in mir aufsteigt. Es war der Übergang des grellhellen Sonnentages in eine tiefschwarze Sommernacht.

Als der Mond über dem Monte Baldo aufstieg, warfen wir die Kleider ab und schwammen in den dunkelblauen See hinaus, und wenn wir unsere Hände aus dem Wasser hoben, rieselten uns die Tropfen wie Silber die Arme hinab.

Dann kletterten wir die Halden hinauf und saßen am kleinen Feuer im Olivenhain. Auch du, ich weiß es wohl, hast nicht geschlafen bis gegen Morgen, weil die Sterne so hell leuchteten und das Silberlicht vom See die schwarzen, gespenstigen Schatten der Oliven lebendig machte, so daß sie als abenteuerliche Gestalten durch unseren Nachttraum spukten. Denkst du noch jener Ziege, die am frühen Morgen, während ich schlief, meine mühsam gestohlenen Frühstückstrauben, die ich zum Trocknen in der Morgensonne auf meinen Rucksack gelegt hatte, schmatzend auffraß, daß ihr der Saft links und rechts am Bart hinunterlief. Wie sie dann noch meinen Rucksack durchschnüffelte und das sorgfältig verpackte Paket Kakao herausholte, und dann, als ich aufsprang, das Paket in das Maul nahm und die Weinberge hinabrannte, während das Kakaopulver links und rechts in die Winde stob; da lachten wir hell und froh in den Morgen hinein, da war alle sehnende Unruhe der Nacht fortgeblasen und wir nahmen

fröhlich, ohne Wehmut Abschied, als in der Ferne die ersten Häuser von Cardone sichtbar wurden.

Jetzt aber, lieber Freund, ist mir weh zumute, wenn ich an die herrlichen Tage und Nächte am Gardasee zurückdenke. Wieder ist eine Sommernacht vorbei und ein grauer Morgen tagt. Ich fahre auf einem großen Dampfer, der an die 1200 Leute in schönen Schiffskabinen zu beherbergen vermag, drei Schornsteine hat und nur eine Einheitsklasse besitzt, die aber all den Komfort und Luxus aufweist, den man in Europa sonst nur in der ersten Eisenbahn- und Schiffsklasse und in erstklassigen Hotels findet. Trotz der großen Schnelligkeit des Dampfers fährt man 15 Stunden lang über den Erie-See von Buffalo bis Detroit. Viele, viele Stunden sieht man nur Himmel und Wasser und hat den Eindruck einer Meerfahrt. Etwa zwei Stunden vor Ankunft in Detroit zeigt sich von ferne das Ufer. Die Stadt liegt nicht am großen See, sondern am Ufer des Detroit-River, der den Erie-See mit dem Huron-See verbindet.

Über der Gegend, der wir nun entgegeneilen, liegt schwarzgrauer Nebel, der die Sicht versperrt. Wir fahren den Fluß hinein; dieser schwarzgraue Nebel ist eine einzige große Wolke von Kohlenrauch. Ganz tiefschwarz sind die hundert Rauchfahnen, die am linken Ufer aus steinernen Mäulern emporsteigen und in der Luft hängenbleiben. Das ist die amerikanische Weichkohle, die viel stärker rußt als die bei uns in der Industrie verfeuerten Kohlensorten. Das Flußwasser ist schmutzig grün, und kleine zusammengeschwemmte Inseln aus schmierigem Kohlenruß schwimmen auf ihm umher. Auch die vielen Bäume, die am linken Ufer die Fabriken oft kilometerweit unterbrechen, haben die gleiche schmutzig grüne Farbe. In der Ferne sieht man jetzt Hochhäuser wie große Steinklötze aufragen. Da also ist Detroit, die Autostadt, wo im letzten Jahr über die Hälfte aller amerikanischen Automobile hergestellt wurden, wo Henry Ford die hohen Löhne zahlt, seinen Arbeitern Autos und Heimstätten schafft und ihnen dafür mit den anderen 37 Autofabriken Detroits zusammen die Sonne wegnimmt und die frische Luft. Hier auf diesem Fleckchen Erde sind die sozialen und geistig-kulturellen Probleme zusammengedrängt, die in der kapitalistischen Industriewirtschaft auch dann noch zu lösen bleiben, wenn die Löhne so hoch sind, daß materielle Not als soziales Problem ausscheidet.

Unser prächtiges Schiff legt an einem Landungsgebäude an, das einer Viehhalle gleicht. Ringsherum niedrige, schwarze, aneinandergebaute

Häuser, ohne jeden Stil, überhaupt ohne irgendeinen eigenen Ausdruck. Noch an die frische Seeluft gewöhnt, steigt mir die dunstige Kohlenluft übel in die Nase; ich murmele ein über das andere Mal: „Entsetzlich!" und wäre am liebsten wieder umgekehrt. Doch das ging nicht, denn ich war in diese junge Industriestadt gekommen, die weniger Nahrungsnot kennt als irgendeine andere in der Welt, um die Richtung zu erkennen, zu welcher eine technisch so ergiebige Industrie noch führen kann. Schon stellen sich die ersten Fragen ein. Warum leben diese Menschen hier in Städten, die so wenig schön sind, obwohl sie Geld und Mittel hätten, um sich schönere zu bauen? Warum errichtete die Schiffsgesellschaft, der das prächtige Riesenschiff gehört, nicht eine freundliche, schöne Landungshalle?

Es ist wohl so: das industrielle Zeitalter hat diese Stadt auf Vorposten vorausgeschickt. Die augenblickliche äußere Gestalt ist nur ein vorübergehendes Gehäuse. Wichtiger ist der darin lebende Geist, die bewegenden Kräfte. Sie sind fähig, sich in jeder Generation ein neues Gehäuse zu bauen. Es wird einmal die Zeit kommen, wo Städte und Länder sich darauf besinnen, daß das „unsichtbare Einkommen", das ein jeder Bewohner durch Erhaltung von frischer Luft und Sonne genießt, höher zu bewerten ist als der achte und neunte Dollar des täglichen Arbeitslohnes. Dann wird es auch Städte geben, die ihren Industrien kategorisch erklären: Rauchen verboten! Baut eure Anlagen so, daß die Luft frisch bleibt und die Gegend ein freundliches Aussehen behält! Das ist technisch möglich. Das verteuert vielleicht gegenüber unschönen und „rauchenden" Anlagen die Produktion, und da die Marktpreise aus Konkurrenzgründen nicht überschritten werden dürfen, so werden in der „rauchlosen" Industrie vielfach die Löhne niedriger sein als in einer Industrie, der das Rauchen erlaubt ist. Wenn aber der Lohn trotzdem so hoch bleibt, daß Heim, Nahrung, Kleidung und Erholung ausreichend gesichert sind, so werden solche Gegenden die Konkurrenz höherer Löhne in rauchschwarzen Städten aushalten können, ohne daß ihre Arbeiter nach dort abwandern. Allerdings müssen dem Arbeiter die Augen geöffnet werden für die gesundheitlichen, ästhetischen und ethischen Werte, die als ein „unsichtbares Einkommen" in der frischen Luft, in der schönen Gegend und nicht zuletzt in den trauteren Lebensformen einer solchen Umwelt verborgen liegen. Wir sprachen nur vom „Rauchen"; es ist aber ein Symbol für alle Häßlichkeiten, an die wir denken, wenn von großen Industriestädten die Rede ist. Mit dem achten oder neunten Dollar eines möglichen täglichen Arbeitslohnes könnte jede

Industriestadt in einen schönen und gesunden Siedlungsraum verwandelt werden. Armut und Häßlichkeit sind nur Jugendkrankheiten des Zeitalters der Industrie. Für einen Deutschen vermindert sich das „unsichtbare Einkommen" hier in Amerika gegenüber Deutschland ungeheuer. Deutsche fühlen sich auch bei hohem Lohn in diesen schrecklichen Städten niemals wohl. In Rochester, einer fast rauchlosen Gartenstadt mit schattigen Straßen und vielen tausenden im Grünen stehenden Einfamilienhäusern, wohnte ich bei einer deutschen Arbeiterfamilie, die vor 14 Jahren nach Amerika kam und jetzt draußen vor der Stadt in herrlicher Lage ein großes Einfamilienhaus mit sieben Zimmern besitzt. Trotzdem klagte die Frau, daß es hier so ungemütlich und häßlich sei. Wenn nur in Deutschland die Löhne etwas höher wären, dann würden sie wieder zurückkehren. Aber der Unterschied sei doch gar zu groß, und sie habe sich hier schon an so viele Dinge gewöhnt, die man sich in der Heimat dann nicht mehr leisten könne. Ich bin sicher, daß diese Familie sofort jedes noch viele Dollar höhere Einkommen im Stiche ließe, wenn ihr in Deutschland wenigstens ein eigenes Haus und ein sorgloses, arbeitsames, aber nicht alle Zeit des Familienvaters in der Fabrik verschlingendes Leben ermöglicht würde.

Wir brauchen aber dennoch nicht an einem Schöner- und Gesünderwerden der Industriewelt zu verzweifeln. Bedenken wir doch, wie unendlich jung unser kaum hundert Jahre altes Industriezeitalter gegenüber den voraufgegangenen, vieltausendjährigen Zeitepochen ist, und wie vieles in den letzten Jahrzehnten an kürzerer Arbeitszeit und die Gesundheit bessernden Zuständen schon erreicht wurde. Noch nie, so lange die Erde steht, auch nicht in den Urwäldern Germaniens, war die Sterblichkeit geringer als in unserem gegenwärtigen „ungesunden" Zeitalter der Industrie.

Wir wissen wohl, daß da außer Sonne und Luft und Heimstätten noch andere ungelöste Probleme moderner Industrieentwicklung bleiben. Verbringt doch der arbeitende Industriemensch den größten Teil seiner wachen Lebenszeit in der Fabrik! Und bei was für einer Arbeit, einer Teilarbeit, die immer mehr den Sinn der Berufsarbeit verliert, die maschinenmäßig vor sich geht! Darauf ist zu antworten: auch das sind Jugendkrankheiten des jungen technischen Zeitalters. Die Richtung der technischen Entwicklung führt weg von der „maschinenartigen" Handarbeit; denn — wie die Bezeichnung schon andeutet — kann jede maschinenartige geistlose Arbeit schließlich auch durch eine Maschine ersetzt werden. Was heute noch an solcher mechanischen Maschinen-„Bedienung" sichtbar ist, das sind Lücken,

die aus Mangel an Kapital — oder mit anderen Worten: weil die Handarbeit an solchen Stellen bis jetzt billiger ist — noch nicht durch Maschinen ausgefüllt wurden.

Bei meinen zahlreichen Besichtigungen ist mir das Leerwerden der Fabriksäle von arbeitenden Menschen und der Ersatz mechanischer Handarbeit durch Aufsicht über die Maschine vielfach aufgefallen.

Das Idealbild der Arbeitsform in der technischen Großindustrie der künftigen Jahrhunderte wird sein: auf der einen Seite die Arbeiter, die den gewaltigen Park von Spezialmaschinen — also „Individualprodukten" — aufbauen, montieren und instand halten; auf der anderen Seite jene Arbeiter, die die laufenden Maschinen beaufsichtigen und wegen der Kompliziertheit der Maschinen fast lauter kleine Ingenieure sein müssen, die nach und nach in ein Vertrauensverhältnis zu „ihrer" Maschine kommen, wie man das heute schon bei Arbeitern beobachten kann, denen eine Maschine anvertraut ist. Das Problem der „monotonen Fabrikarbeit" wird so in Zukunft durch den technischen Fortschritt selber in zunehmendem Maße gelöst werden.

Mit diesen „vernünftigen" Überlegungen habe ich den schlechten ersten Eindruck von Detroit zu übermalen versucht. Amerika ist jung und die Städte schauen fast noch wie Kolonialstädte aus. Man hat schon vieles angepackt und sogleich energisch durchgeführt, aber manches und Wichtiges, so scheint es, hat man bisher einfach vergessen. Ich hatte unwillkürlich den Wunsch, nach abermals fünfhundert Jahren wieder durch diese Gegenden zu wandern; ich weiß, die Wandlung wird eine ungeheure sein.

2.
Das Auto.

Das ist das Nebensächlichste am Ganzen. Es könnten gerade so gut auch Eisenbahnlokomotiven, Kochherde, Stiefel oder Flugzeuge sein. Bei der *Herstellung* sind es die gleichen Probleme: Rationalisierung, Verbilligung, hohe Löhne auf der einen Seite und Mensch und Maschine auf der andern. Beim *Verbrauch* ist es anders. Das Auto verwandelt die Lebensform mehr als Stiefel, Kochherde und Schreibmaschinen. Denn: hat man kein Auto, ist es traurig, trauriger als in Deutschland, denn die Wanderwege ins herrliche weite Land bestehen nur aus Asphalt-Auto-

straßen. Hat man aber eins, will man ein besseres haben; also macht es auch nicht zufrieden, und neues Sehnsuchtsland bleibt noch genug.

Zwischen Auto und Fußgänger besteht ein ständiger Klassenkampf; zum mindesten geht es um den Gummiabsatz, so der Neuling von Fußgänger in Detroit noch nicht das Feingefühl für den kleinen, letzten, aber höchst nötigen Millimeterabstand hat, der zwischen Absatz und Vorderrad des dahersausenden Autos beim Überschreiten der Straße eingeschaltet werden muß.

Das Auto wird mangels Pflege in einem Jahre „antiquarisch" und dann von zwanzig Dollar aufwärts das Stück auf zahlreichen freien Plätzen in der Stadt, allen Launen der Witterung ausgesetzt, endlich einmal wieder verkauft und dann noch weitere fünf bis zehn Jahre gefahren. Die Pflege wäre kostspieliger als ein neuer Ford, weil die Löhne hoch sind und die Wagen billig. — Umsatzlawine. Ich rate zu einem alten Wagen für 150 Dollar; wenigstens für den Anfang. Der würde einem auch in Deutschland keine Schande machen.

Henry Ford ist der Autokönig. Auch jetzt noch. Das ganze Land ist in zwei Parteien gespalten, die Königspartei und die Antifordisten. Jedermann gehört einer dieser beiden Parteien an. Auf die Frage: „Was dünkt euch um Ford?" erhält man also nur zwei Sorten von Antworten. Die kannst du bald auswendig. Nach vier Wochen bist du selber Mitglied einer dieser beiden Parteien. Kostenlos. Der amerikanische Prophet gilt im eigenen Vaterland nicht soviel wie in Europa. Das hast du bald heraus. Geht man mit deutschen Industriellen und Fabrikanten durch die Fabrik, so sind sie enttäuscht, weil das Arbeitstempo ein ganz menschliches ist und die mechanischen Hebelbewegungen nicht so riesig schnell und vor allem nicht so häufig sind, wie man sich das nach dem Ford-Buche gedacht hat. Das Geschrei über die seelenzerstörenden Arbeitsmethoden, den sogenannten „Amerikanismus", rührt meistens von solchen Amerikafahrern her, die hier überhaupt zum ersten Male moderne industrielle Produktionsmethoden sehen. Wer von den vielen neugierigen Vergnügungsreisenden besichtigt vorher in Deutschland eine Anzahl Industrien mit „kleiner Massenfabrikation", die noch „geisttötendere" Arbeiten verlangt als die hiesige „große"? Aha, ihr merkt schon, auch ich bin Mitglied der Königspartei geworden. Bitte, die „Monotonie" gehört hier in Amerika gar nicht ins Arsenal der Antifordisten. Weit gefehlt. Trotzdem: „Ford ist ein Schandfleck und ein Krebsschaden unseres Landes"; „sein Betrieb

bedeutet die Errichtung einer neuen Sklaverei"; „er beutet seine Arbeiter in ihren besten Jahren aus und wirft sie dann auf die Straße. — Das ist das Fordsystem". So schreit ein Mann von Namen und Feder, ein Antifordist auf mich ein. Auf seinem Besucherstuhl haben schon Mitglieder des Deutschen Reichstages gesessen und seine Weisheit angehört. Ich bin ein Zweifler. Daher ruft er seinen jungen Mann herein, der bei Ford gearbeitet hat, und das Verhör beginnt. „Halten Sie Ford für einen Krebsschaden?" „Ja." Ich: „Warum?" „Das ist wie ein militärischer Betrieb. Jeder muß unbedingt gehorchen und darf kein Wörtlein sagen. Beträgt man sich mal so, wie es denen nicht paßt, so wird man bestraft." Aha, fällt mir dabei ein, das ist eigentlich in einem deutschen Betriebe selbstverständlich; hier in Amerika ist man aber so befehlsmäßige Betriebsdisziplin nicht gewohnt. Arbeiter und Meister, ja, Direktoren wechseln während der Arbeitszeit alltäglich menschliche Worte, und das Tempo der Arbeit nimmt nicht zu, wenn ein Aufseher durch die Fabrik geht. Ich erinnere mich an einen deutschen Arbeiter, der mir versichert: „Na, mein Lieber, so schuften muß ich hier nicht wie in Deutschland." Und ein anderer: „Glauben Sie denn, der amerikanische Arbeiter reißt sich ein Bein aus?" Der gleiche Arbeiter erzählte mir aber von einem Fordkollegen, der wegen einer Disziplinwidrigkeit auf acht Tage ausgesperrt wurde. Diese nichtamerikanischen Methoden sind also mit „Sklavenbetrieb" gemeint. Doch das Verhör ging weiter, nachdem der junge Mann auf eine Zwischenfrage von mir betreffs Arbeitsanstrengung sagte: „Na, das wäre nicht das Ärgste, arbeiten muß man ja überall." „Wirft Ford die Arbeiter, wenn sie nicht mehr weiterkönnen, auf die Straße?" „Nein, das tut er nicht. Bei Ford wird eigentlich kein Arbeiter entlassen. Ist er seiner Arbeit nicht mehr gewachsen, so bekommt er eine leichtere, und so fort, bis man ihm schließlich nur noch den Besen in die Hand drückt." Der Antifordist war durch seinen eigenen Zeugen widerlegt. Das war ja das Gegenteil von dem, was er mir kurz zuvor zumutete. Nun ja, meinte er, so genau kenne er die Verhältnisse ja nicht; in seinem Klub habe er über die Fordfabrik schon Schlimmes gehört. Andere Leute mögen ihm sofort geglaubt haben, da man annehmen mußte, daß er als langjähriger Bürger von Detroit Bescheid weiß. Woher sein Haß? Bald hatte ich heraus, daß sein Ideal der Lebensstil ist, der sich auf den baltischen Rittergütern herausgebildet hat. Also ein stockkonservativ ländlich gerichteter Gemütsmensch; da wird der Haß gegen industrielle Gipfelleistungen und

Industriekönige, die sie verkörpern, begreiflich. Mit diesem Zeitgenossen möchte ich gern einmal in Hamburg eine Winternacht durch schweigend Grog trinken. Das wäre wahrscheinlich ein größeres Vergnügen als eine Zwiesprache über moderne Industrieprobleme.

3.
Die Stadt.

Trotz der Million an Einwohnern ist Detroit keine Großstadt in europäischem Sinne, sondern ein halbes Dutzend von Vorstädten, die zusammengebaut sind. Oder willst du das Stück, die Viertelstunde Wegstrecke, die du durch das Hochhausviertel „down-town" zu gehen hast, Großstadt nennen? Alles andere ist riesig weite Vorstadt in gutem und schlechtem Sinne. Gut sind die hunderttausend Einfamilienhäuser, die im Grünen stehen, Gartenstadtkolonien. Nur ist das Grüne mitsamt den Millionen Bäumen grau-schwarz-grün; Ruß, Ruß, zehnmal schlimmer als Gelsenkirchen oder Meiderich (Weichkohle). Die Straßen sind nicht breiter als in deutschen Städten (gegen Legendenbildung). Industriebezirk ist überall, wo die Industrie Lust bekam, sich niederzulassen. Jedoch sind auch berühmte Autofabriken als Wohnnachbarn nicht geschätzt, höchstens für die Grundstückseigentümer; denn die Preise steigen. Wer sich an diesem Steigen nicht beteiligt, ist dumm. Drüben im Laden oder an der anderen Ecke kannst du Land kaufen, zwanzig Dollar wöchentliche Abzahlung, in der Nähe von „River rouge". Behalte es, in zwanzig Jahren bist du Millionär!

Die Autostadt mit heute über eine Million Einwohnern hat eine wilde und romantische Vergangenheit. Abwechselnd haben hier von 1700 bis 1815 Indianer, Franzosen und Briten gekämpft, gesiegt und die Stadt zerstört. Zu ihrem Glück, so schreibt der Stadtbaumeister, ist die Stadt Detroit auch ein paarmal friedlich abgebrannt; das hat Platz geschaffen. Nach dem Bürgerkrieg bis 1900 ging es einigermaßen ruhig her und zu. Man baute die erste Straßenbahn, führte elektrisches Licht ein; Eisenbahnen, Telephon und andere Dinge, die fürs Glücklichsein unentbehrlich scheinen, breiteten sich aus. Von 100 000 Einwohnern 1870 kam man bis 1900 auf 300 000. Nun beginnt aber wieder ein frisch-fröhlicher Tanz. Bis zur ersten Million (1921) geht es hart auf hart. Das Wachsen und Werden der größten Automobilindustrie der Welt zwischen

1900 bis 1925 ist ein einziger großer gigantischer Kampf der Konkurrenten untereinander um den technischen und kaufmännischen Sieg. Neben dem Autokönig, Ford, haben sich in Detroit noch weitere acht große Autofabriken behauptet, deren Produkte Weltruf haben. Dazu kommen viele, viele kleinere Fabriken und insbesondere solche, die Auto-Zubehörteile erzeugen. Da sind die berühmten Packard, die Studebaker, die Dodge Brothers, die „General Motor Corporation", die die bekannten Automarken „Oakland", „Chevrolet", „Cadillac", „Olds", „Buick" und „G. M. C." auf den Markt bringen, in Detroit den größten Büropalast der Welt besitzen (der 6000 Angestellte faßt) und in den letzten zehn Jahren fast 1,5 Milliarden Goldmark Gewinne ausgeschüttet haben, die höchste Ziffer, die eine Gesellschaft nächst der „U. S. Steel Corporation" in den Vereinigten Staaten, ja, wahrscheinlich in der Welt überhaupt, je erreicht hat. Das war keine schiedlich-friedliche Entwicklung, bis sich die Großen in den letzten Jahren endlich „stabilisiert" hatten. Das war ein rücksichtsloser Konkurrenzkampf bis aufs Messer. Wer zählt die Namen, die nur kurz emportauchten und wieder verschwanden, die Fälle, in denen jahrelange Mitarbeiter plötzlich ausschieden und eine Konkurrenzfirma gründeten, die Vorstöße der New-Yorker Wallstreet gegen Ford, den Unverträglichsten von allen, dessen einstige Mitarbeiter jetzt seine besten Konkurrenten sind. Er ist zwar auch in Detroit, wo fast die Hälfte der Automobile der ganzen Welt hergestellt werden — der größte unter ihnen; sie alle zusammengenommen überragen ihn aber dennoch an Jahreswert der gesamten Produktion. 1924 wurden in Detroit für 1,5 Milliarden Dollar Autos und Zubehörteile erzeugt, außerdem für 650 Millionen Dollar andere Waren. Ueber dem Fluß drüben liegt Kanada, da schläft alles (das Geheimnis politischer Grenzen), aber da gibt es ein vierprozentiges richtiges Bier. Da gehst du aber nur am ersten Sonntag nach deiner Ankunft hin; denn warum sollst du dich auf vierprozentiges Bier beschränken und warum soll Detroit, die geschäftefrohe „dynamische" Stadt, sich diese schlafmützige Bierkonkurrenz da drüben tatenlos gefallen lassen?

4.

Wie wird man Arbeiter bei Ford?

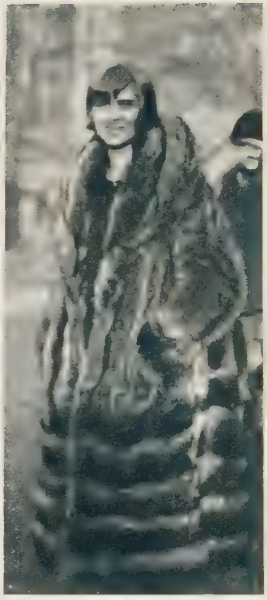
Man schreibt einen Bewerbungsbrief. Die Firma will den großen Andrang von der Straße her und die damit verbundenen Verkehrsverstopfungen vermeiden. Ich empfahl mich als Arbeiter und rühmte mir ein gutes Augenmaß und einen feinen Tastsinn nach. Das war nicht viel an geeigneten Qualitäten für die Autobranche. Doch fiel mir sonst nichts Besseres ein. Doch hatte ich bei der Abfassung des Briefes die stille Hoffnung, für irgendeine feinmechanische Abteilung bestimmt zu werden, wo ich meine während langjähriger nur „geistiger Arbeit" weiß und zart gewordenen Hände wenigstens etwas vor Verbrennungen, Blasen und Hornhautschwülsten zu schonen hoffte. Doch es kam anders. Zunächst wartete ich vierzehn Tage vergebens auf Antwort auf meinen Brief. Darauf schrieb ich einen zweiten, worin ich mir neben dem sachlichen Inhalt den höflichen Hinweis darauf erlaubte, daß mein erster Brief vor vierzehn Tagen ohne Antwort geblieben sei und daß man von einer „Ford Motor Company" doch wohl auf eine höfliche Anfrage eine Antwort erwarten dürfe. Doch die Ford Motor Company ließ sich auch durch diese spitzige Bemerkung nicht aus der Ruhe bringen und antwortete wiederum zehn Tage lang nicht. Inzwischen war ich aber als „Student" von der Büroseite her freundlich aufgenommen und auch mit der Einstellungspraxis bekannt gemacht worden. Ich wußte nun Bescheid und war mir auch über das Schicksal meiner beiden Briefe klar geworden. Täglich liefen nämlich in dieser Zeit 1500 Bewerbungen allein in der Fabrik Highland Park ein (mit etwa 60 000 Arbeitern); davon werden aber, wenn nicht gerade Betriebserweiterungen oder Einlage neuer Schichten bevorstehen, höchstens 100 Leute täglich als Ersatz für Ausscheidende gebraucht. Nachdem die Bewerbungsbriefe geöffnet sind, erhalten zwei Schreibmaschinenschreiber den Auftrag, 100 oder 150 g e e i g n e t e n Leuten, bestimmt für die und die Abteilungen, Karten zu schreiben mit der Einladung, sich vorzustellen. Sind die Karten in der Anzahl der benötigten Leute verschickt, so werden die übrigen Briefe noch ein paar Tage aufgehoben und fliegen dann in den Papierkorb. Aha, dachte ich, da muß man also jeden zweiten Tag eine neue Bewerbung schreiben, damit man die Aussicht behält, unter den 1500 täglichen Briefen einmal ausgewählt zu werden. Ich verfuhr danach und legte in jeden

Tabernakel, Versammlungshalle der Mormonen in der „Stadt am Salzsee." Gebaut nur aus Holz, Steinen und Rinderhäuten, ohne auch nur einen einzigen eisernen Nagel.

San Franzisko, die Stadt auf 70 Bergen. Der größte Teil der Straßenbahnen sind Drahtseilbahnen.

Der amerikanische Flapper lebt im Chaos.

Ein unerlaubter Blick ins Schlafzimmer am späten Nachmittag. Das Bett wird nur am Sonntag gemacht.



Der Flapper.

Im Hintergrund des Zimmers wirds noch besser.

der beiden folgenden Briefe je einen Extrazettel mit der dicken Rotstiftaufschrift: „Dies ist mein vierter Bewerbungsbrief." Ich hatte dabei damit gerechnet, daß Briefe mit auffallenden Zeichen vom kartenverschickenden Schreibmaschinenschreiber eher beachtet, gelesen und berücksichtigt werden. Nach fünf Tagen hatte ich endlich die erstrebte Einladungskarte in der Hand. Nun nahm das Schicksal seinen schnellen Lauf.

Gestern nachmittag 2 Uhr stellte ich mich mit meiner Ausweiskarte versehen vor den Toren des Einstellungsbüros der Fabrik Highland Park an und bin in genau drei Stunden vom Einstellungsapparat verdaut worden. Man spaziert schön kontinuierlich zwischen zwei Eisenstangen entlang, die wie ein Irrgarten durch eine Anzahl von Räumen vor, zurück, rundherum, nach links und rechts führen, bis sie einen gerade neben dem Ausgangspunkt wieder ausspeien. Der erste Aufenthalt auf dieser Wanderung findet vor einem Mann statt, der einen mit mißtrauischen Augen scharf fixiert und dann ein paar Fragen stellt. „Was wünschen Sie?" „I want a job" (ich möchte eine Beschäftigung haben). „Was für eine?" „Irgendwelche." „Wir werden Ihnen eine geben, Sie erhalten die ersten 2 Monate 5 Dollar und dann 6 Dollar pro Tag bzw. pro Schicht, 8 Stunden Arbeit pro Schicht." Damit bekomme ich eine Identifizierungskarte in die Hände gedrückt und wandere an einem Schalter vorbei, wo man mich lehrt, wie man die Daumen auf eine berußte Glasplatte und dann auf die Rückseite der erhaltenen Karte drückt. Also Fingerabdrücke werden genommen für alle Fälle . . . Im Eilzugstempo geht's durch ein Labyrinth von ärztlichen Räumen; 15 Männer verschwinden in 15 Kabinen, sie entkleiden sich schnell und warten auf das Vorbeikommen des Arztes; wie die Windsbraut fliegt der von Zelle zu Zelle und schreit seine Befehle dem zu untersuchenden Kandidaten ins Ohr: Mund auf, Husten usw. und diktiert mit Donnerstimme dem Schreibmaschinenschreiber, der im Gang an einem kleinen Tische sitzt, gleich die Befunde in die Maschine. Gewicht, Blutdruck, Augen- und Gehörschärfe werden geprüft und man ist entlassen, d. h. muß wegen der Einkommensteuer einen Schein unterschreiben, erhält Sicherheitsvorschriften in die Hand gedrückt und wartet endlich in einem verschlossenen Zimmer, bis man von Führern abteilungsweise in das Werk hinausgeführt wird. Am Pult des maschinendröhnenden Fabriksaales erfahre ich vom dicken Vorarbeiter Fischer, daß ich mich um 11 Uhr nachts zur Nachtschicht einzufinden habe. Es bleiben mir also noch fünf Stunden

zum Nachteſſen, zum Kaufen der Arbeitskleidung und zur innerlichen Vorbereitung auf die kommenden Dinge. Für 1,30 Dollar erſtehe ich eine längsgeſtreifte dunkle Arbeitshoſe, für 3,20 Dollar ein Paar gelbe weiche Arbeitsſchuhe, ähnlich wie Sportſtiefel in Deutſchland (Goodyear welt und gut gefüttert), faſt zu ſchön zum Tragen in der Fabrik; für 50 Cents ſechs ganz große blaue Taſchentücher mit weißen Halbmonden und für je 65 Cents zwei blaue Arbeitshemden und für 1,50 Dollar einen blauen Überanzug. Dann eſſe ich ein großes Sirloin Beefſteak mit Bratkartoffeln, Zwiebeln, Kaffee und rieſigen Mengen Brot und Butter für 55 Cents und fühle mich um 10 Uhr ſchon innerlich und äußerlich auf alles Kommende gerüſtet. 10 Minuten vor 11 Uhr betrete ich die Fabrik und bin — was ein guter Ortsſinn wert iſt — fünf Minuten ſpäter in meiner Abteilung, wo ich meine Zeitkarte knipſe. Dann melde ich mich beim Vorarbeiter Fiſcher. Fiſcher guckt mich freundlich, etwas lächelnd an und weiſt nach rechts, ich ſoll da meine Sachen irgendwo hinhängen. Tatſächlich ſtehen da inmitten von Kiſten, Fäſſern und ſonſtigen Lagerwaren ein paar Reihen Gerüſte mit Kleiderbügeln zum Aufhängen der Überröcke. Einen feſten Platz für jeden Arbeiter oder gar einen Verſchluß gegen Schmutz, Staub oder Diebſtahl gibt es nicht, 10 Meter entfernt von den Kleidergerüſten ohne Wand dazwiſchen beginnen ſchon die Maſchinen und Arbeitsplätze. Gute Kleider kann man alſo nicht mit herbringen, weil ſie in dieſer Luft von Staub und Dunſt verderben. Die meiſten Arbeiter kommen daher auch in ziemlich abgetragenen Kleidern her, die allerdings ein wichtiges Merkmal haben: ſie ſind nicht geflickt. Iſt der Anzug ſo zerriſſen, daß größere Flicken nötig werden, ſo wird eben ein neuer gekauft; man kann ſich das ja leiſten. Jedenfalls erwies ſich mein Rock als der beſte und neueſte; er tat mir ordentlich leid, als ich ihn da ſo unbeſchützt und unverſchloſſen hängen ſah. Betonen wir es alſo nochmals: der Fordarbeiter wechſelt nicht ſeine Kleider wie es in der Rede Hellpachs auf dem evangeliſch-ſozialen Kongreß (1925) zu hören war. Er zieht nur ſeinen Rock aus, ſchlüpft in den blauen Ueberanzug, den faſt jeder zum Schutz der übrigen Kleider anzieht, und iſt arbeitsfertig. Kragen oder gar weiße Hemden trägt er nicht. Ich finde dieſe Umkleidungsgelegenheiten ſehr primitiv; in Deutſchland ſind ſie durchweg und auch in Amerika vielerorts beſſer. Einem deutſchen Kollegen von mir, der als „Student“ bei Ford arbeitet und in einem Jahr alle 8000 Handgriffe praktiſch kennenlernen und theoretiſch begreifen ſoll,

wofür er anfangs 4, später 5 und gegen Ende des Jahres gar 6 Dollar, sowie Aussicht auf Lebensstellung innerhalb der europäischen Verkaufsorganisation der Fordfabrikate erhält, wurde nach den ersten vierzehn Tagen die Brieftasche und nach weiteren sechs Wochen der gute Rock gestohlen. Geschieht ihm ganz recht, warum hat er ständig einen soviel besseren Rock tragen wollen als der große Durchschnitt der anderen Arbeiter. Seine europäischen studentischen „Bourgeoisgewohnheiten" bekundet er auch jetzt noch durch Wohnen in einem erstklassigen Hotel, ein Aufenthalt, der verbunden mit täglichem Hoteldinner seinen ganzen Fordlohn restlos aufzehrt. Da lob ich mir einen anderen deutschen Studenten, der in gleicher Eigenschaft und mit denselben Aus- und Absichten bei Ford arbeitet wie der erstgenannte. Er ist ein verkrachter Apotheker, hat in Deutschland sechs Semester eifrig studiert, dann aber hat ihn während seiner praktischen Tätigkeit in der Apotheke einer schönen badischen Kleinstadt das Schicksal ereilt, indem es ihn eine Kindermedizin brauen ließ, an der das Kindchen beinahe gestorben wäre. Nun war's mit der Apothekerkarriere aus, die Reise nach Amerika das einzig Richtige. Hier hat den großen dicken Kölner Jung das Dollarfieber gleich heftig gepackt. Er wohnt für 11 Dollar die Woche einschließlich Verpflegung, Waschen und Instandhaltung der Wäsche bei einer Arbeiterfamilie und ist mit den 36 Dollar, die er bei Ford verdient, noch lange nicht zufrieden. Eine Woche lang fuhr er daher nach den acht Stunden Fordarbeit für eine Detroiter Autogesellschaft nochmals acht Stunden als Chauffeur, bis er am Ende der Woche vor Erschöpfung zitterte wie ein alter Mann. Jetzt hat er sich nur für den freien Sonnabend und Sonntag als Privatchauffeur verdungen und erhält dafür gerade die 11 Dollar, die er für Kost und Wohnung für die Woche braucht. Der Fordsche Wochenlohn wird beinahe ganz aufgespart. Einen eigenen älteren Fordwagen hatte der Junge schon nach den ersten fünf Monaten seines Hierseins für 175 Dollar gekauft — 35 Dollar an- und wöchentlich 5 Dollar abgezahlt; wie das hier allgemein üblich ist. — Ohne Auto ist ein junger Mann in einer amerikanischen Stadt, wie mir der Kölner auseinandersetzte, aufgeschmissen. Keine Ausflüge, und vor allem, wo soll man mit einem Mädel hingehen, wenn man kein Auto hat? In Freundschafts- und Heiratsgesuchen, die man in obskuren Blättern finden kann, wird darum meistens angegeben, ob der Kandidat, der sich in der Regel „alonesome" (einsam) fühlt, ein Auto hat, mit wieviel Zylindern und ob geschlossen

oder nicht. Die Konjunktur der Vorliebe für einen offenen oder geschlossenen Wagen schwankt mit der Jahreszeit. Doch wird die geschlossene „Car" mehr und mehr vorgezogen. Sie ist intimer.

Doch zurück zu meinen Arbeitskollegen, die sich mit mir zusammen am Nachmittage zur Einstellung eingefunden hatten. Als „einfache Arbeiter", wie man in Deutschland sagen würde, waren sie auch äußerlich in Kleidung, Wäsche und Haltung zu erkennen. Nur zwei oder drei Leute trugen sogenannte elegante Kleidung mit Bügelfalte, ganz reiner weißer Wäsche und waren gut rasiert und peinlich genau frisiert. Bei allen anderen fehlte das eine oder das andere dieser Merkmale. Vor allem fielen mir große Nachlässigkeit beim Tragen der Kleidung auf, worunter der in Amerika infolge Ersatz des Hosenträgers durch einen Leibriemen typische schlechte Sitz der Hose die Hauptrolle spielt. Bei einigen rutschte dieses Kleidungsstück bis zum Nabel herab, ohne seinem Träger Kummer zu machen. Die Wäsche war durchweg gut, auch die berühmten Seidenhemden waren zu sehen; jedoch fehlten weiße Steh- oder Stehumlegekragen fast gänzlich; sehr sauber waren die Hemden im Durchschnitt auch nicht, und manche Arbeiter waren schon in der fertigen Arbeitskleidung, im dunkelblauen Hemde und mit angenähtem Stoffkragen oder kragenlos erschienen. Geflickte Kleidung oder Wäsche sah ich nicht. Die Anzüge waren aus ziemlich schlechten Stoffen; keiner dieser Anzüge wurde wohl je als Maßanzug gekauft. In diesen beiden Merkmalen unterscheidet sich der amerikanische Arbeiter aber nicht von den sogenannten mittleren und höheren Schichten. Bei einem Tanzabend von Universitätsstudenten in einem großen hiesigen Hotel sah ich nicht einen Maßanzug, ja viele der Studenten waren sogar mit weichen Kragen und hellem Straßenanzug neben ihrer Dame erschienen, die großes Ballkleid trug.

Inzwischen ist es 11.30 Uhr geworden. Der Vorarbeiter winkt mir, fragt nach meiner Arbeitsnummer (der Name interessiert ihn nicht) und führt mich in den Saal hinein, in dem etwa 2—300 Menschen beschäftigt sind. Eine Maschine steht neben der anderen und nur schmale Gänge führen dazwischen hindurch. Verständigung ist nur durch lautes Ins-Ohr-Schreien möglich. Endlich sind wir an einer Maschine angelangt, die unbesetzt ist. Der Vorarbeiter ruft aus der Nähe einen Mann herbei, der die Maschine bedienen soll, und heißt mich zusehen. So sehen also meine nächsten Arbeitsnächte aus, war mein erster Gedanke, als ich den Mann die ersten paarmal die gleichen Bewegungen wiederholen sah.

Dann erwachte mein technisches Interesse und ich wandte meine Aufmerksamkeit der Maschine und dem Arbeitsvorgange zu. Der Unterricht in praktischem Fordismus hatte begonnen.

5.
Fordismus.

In vielen deutschen Industrieunternehmungen stehen wir mitten in den Vorbereitungen der Umstellung auf moderne Produktionsmethoden, die meistens in der Richtung von Serienfabrikation und Typisierung der herzustellenden Produkte liegen. Die Öffentlichkeit gebraucht für diese Entwicklungsrichtung vielfach den Ausdruck „Amerikanisierung der deutschen Wirtschaft". Gegen diese anscheinend unaufhaltsamen Wandlungen haben sich in Deutschland aber bereits starke geistige Oppositionsparteien gebildet. „Für Erhaltung deutscher Qualitätsprodukte! Gegen die fortschreitende Entseelung der Fabrikarbeit!" so heißt der Kampfruf dieser Gruppen, mit dem sie gegen die Amerikanisierung zu Felde ziehen.

Leider wird dieser Kampf oft Dingen und Verhältnissen angesagt, die nur in der Phantasie derer bestehen, die sich nicht genügend über das unterrichtet haben, was sie als Amerikanisierung der Wirtschaft brandmarken, und was z. B. in dem berüchtigten „Fordismus" zum Ausdruck kommen soll. Ein typisches Beispiel sind die gutgemeinten und ernsten, aber durchaus falschen Ausführungen eines evangelischen Arbeitersekretärs auf dem evangelisch-sozialen Kongreß (1925). Dieser Sekretär nannte den Fordismus „die wirtschaftlichen 14 Punkte aus Amerika"; er will auf Bildern bemerkt haben, daß die Fordsche Arbeiterschaft aus Malaien, Chinesen, Indern, Negern und Balkanvölkern mit „robusten Nerven" besteht und stellt weiter fest, daß die Fordfabrik trotzdem einen riesigen Arbeiterwechsel habe, weil die Arbeiter die Mechanisierung nicht ertragen könnten, daß ferner jeder Arbeiter bei Ford nur noch e i n e n Handgriff zu machen habe, daß man sich nicht bücken müsse und sich keinen Zentimeter von seinem Arbeitsplatz entfernen dürfe. Es sei einfach fürchterlich, was da heranrolle. Ich habe diese Epistel einigen deutschen Kollegen, die schon lange Fordarbeiter sind — darunter ein ehemaliger abgebauter Bankbeamter — vorgelesen mit dem Erfolg, daß sie am Schluß meiner Vorlesung in schallendes Gelächter ausbrachen.

Ich will hier ein Bild davon geben, wie mir der „Fordismus" in der Praxis als Arbeiter in der großen Fordschen Stammfabrik in Detroit begegnet ist, was ich darüber von deutschen Arbeitskollegen, die schon lange hier sind, gehört habe, und welche Verbindungslinien ich von da zu theoretischen Arbeiten deutscher Gelehrten sehe.

Halten wir zunächst die Tatsache fest, daß die Fordwerke so ziemlich den geringsten Arbeiterwechsel haben, den in Amerika überhaupt große industrielle Unternehmungen aufzuweisen pflegen (höchstens 3 v. H. monatlich, im Jahre 1924 28 bis 30 v. H. der Belegschaft). Daraus kann man schon schließen, daß die Arbeitsverhältnisse für die Arbeiter durchaus erträglich sind. Was die Zusammensetzung der Arbeiter anbelangt, so kann ich nur sagen, daß nirgendwo bei meinen mehr als ein Dutzend Fabrikbesichtigungen und sonstigen bisherigen Beobachtungen mir Neger, Inder, Chinesen oder Leute vom Balkan als Fordarbeiter in größerer Zahl aufgefallen sind. Ich habe im Gegenteil den Eindruck, daß die Ford Motor Company bestrebt ist, hochstehende amerikanische Arbeiter jenen Slawen und Farbigen mit den angeblich robusten Nerven vorzuziehen. Es ist übrigens eine falsche Vorstellung, daß sich für solche Industriearbeit, wie sie bei Ford zu leisten ist, Arbeiter von niedriger Zivilisation besonders gut eignen. Wer die Geschichte der modernen Industrie kennt, der weiß auch, daß die moderne Fabrikarbeit mit ihrer Platzgebundenheit des Arbeiters hohe Selbstbeherrschung, Energie und Erziehung der Arbeiter verlangt. Eine Fordfabrik mit chinesischen Kulis ist für mich eine unmögliche Vorstellung. In den beiden Abteilungen, wo ich bis jetzt gearbeitet habe, waren fast lauter Arbeiter von englisch-amerikanischem Typus, darunter ein paar Deutsche und einige Polen. Vorherrschend ernste, strenge Gesichtszüge, aber mit einer ständigen Bereitschaft zu freundlichem Lächeln oder gar zu ausgelassener Fröhlichkeit.

Der Zufall bescherte mir gleich zu Anfang Nachtschichten und ich muß sagen, daß mir die Sache manchmal geradezu Spaß machte. Das sehr enge Zusammen- und Hand-in-Hand-Arbeiten breitet über die Leute der Abteilung oft eine fröhliche schaffenslustige Gemeinschaftsstimmung aus, die sogar mir, der ich doch zu gleichförmiger Arbeit nicht das geringste Talent habe, die Langeweile vertrieb. Die Betriebsdisziplin ist nicht allzu streng (wenigstens nicht unter amerikanischen Vorarbeitern, bei „deutschen", von denen es auch in der Fordfabrik eine Anzahl gibt, soll es, wie man mir erzählte, „ordentlich" her- und zugehen). Oft wird zum Maschinengetöse

gesungen und gelacht, man borxt sich ab und zu mit seinem Nebenmann oder einem weiter abstehenden Kollegen, und wenn um 6 Uhr der Morgen graut, fängt einer an zu krähen und bald setzen sich durch die ganze Abteilung die Nachahmungen von Stimmen aus der Tierwelt fort. Der Pole, der hinter mir arbeitet, machte mich heute früh auf einen herrlichen Sonnenaufgang aufmerksam, der aus Schornsteinen, weißen Dampfschwaden und hochragenden Fabrikhallen ein schönes Industriebild malte. Durch die ganze Abteilung pulst ein Schaffensrhythmus, der Freude macht und einen mitträgt. Fürwahr, in meiner stillen Kammer könnte ich die mir zur Zeit aufgetragene Arbeit nicht stundenlang verrichten, ohne zu verblöden. Dieser Schaffensrhythmus und Gemeinschaftsgeist der Abteilung wird gefördert durch das fortwährende Anschreiben der Werkstücke, die die Abteilung von Stunde zu Stunde fertigstellt und an die nächste Abteilung abliefert. Diese Ziffer ist von Stunde zu Stunde und auch von Tag zu Tag ganz verschieden. Vorgestern lieferten „wir" 2500 Werkstücke, heute 2916. Das hohe Ziel ist 3600, wird aber kaum je erreicht. Würden alle Arbeiter in gleichmäßig schnellem Tempo arbeiten, wie das etwa in der dritten Stunde meistens erreicht wird, so würde die Zahl 3600 sogar noch überschritten werden können. In der siebenten Stunde aber läßt das Tempo ziemlich nach. Dieser und jener verschwindet längere Zeit von der Arbeitsstelle, und da ich mit dieser Übung noch nicht vertraut war, blieb ich in dieser Zeit oft ohne Arbeit, da die Werkstücksweitergabe dann natürlich langsamer vor sich geht. Die Vorarbeiter und Meister kümmern sich gar nicht um diese Erscheinung, ja, man hat den Eindruck, daß sie als Erholungspause stillschweigend geduldet wird. Jedes Schwanken der Tagesproduktion kann ja auch durch Maschinendefekt erklärt werden, und wahrscheinlich wird bei fließender Fertigung ein Teil der Arbeitszeit aus dieser Ursache von vornherein als Verlust einkalkuliert. In meiner ersten Nachtschicht, die die schwerste war, brachte mir eine Maschinenstörung „leider" erst am frühen Morgen eine Pause von einer Viertelstunde. Weiter löste mich ein freundlicher Graukopf eine zweite Viertelstunde ab, als ich mit verbrannten Händen, Hautblasen und den ersten Wunden davon kaum mehr weiterarbeiten konnte.

In wie weiten Grenzen das Arbeitstempo bei Ford von dem Gesamtbefinden und der Stimmung der Arbeiter abhängt und wie groß die Freiheit ist, welche die Leitung dieser unwägbaren Stimmung gewährt, beweist z. B. die Arbeitsleistung während einer Sonntags- und einer Montags-

nacht. In der Sonntagsnacht wurden von den gleichen Leuten und ohne besondere Maschinenstörung nur 2592 Stücke hergestellt, in der Montagsnacht dagegen 3168. Eine interessante und merkwürdige Erfahrung war dabei, daß mir die Sonntagsnacht bei dem sehr langsamen Arbeitstempo fast unerträglich lang vorkam. Die unregelmäßigen Unterbrechungen, bei denen ich darauf warten mußte, bis mein Vordermann wieder einige Arbeitsstücke an mich weitergegeben hatte, machten mir die Arbeit qualvoll und ermüdend. Als ich ihn fragte, warum es heute so langsam ginge, erwiderte er leichthin: „That's allright, we get the same fee" (das ist recht so; wir erhalten dafür denselben Lohn). Bei Ford wird nämlich nirgends in Akkord gearbeitet.

Anders die Montagnacht. Da steigerte sich das Arbeitstempo immer mehr, man fühlte diese Temposteigerung in der Luft vibrieren und wurde unwillkürlich mitgerissen; in der siebenten Stunde schon war die Ziffer 3000 überschritten, die der Anschreiber (der die Stücke vor Verlassen der Abteilung außerdem noch auszukochen und mit Druckluft „auszublasen" hat) ganz groß an die Wand seines Ofens malte. In der letzten Stunde wurde daraufhin nur noch sehr wenig geleistet. Mir ist aber keine Nacht so schnell vergangen wie diese und mit Befriedigung zog ich um 8 Uhr im Morgensonnenschein nach Hause. Noch beim Händewaschen wurde von den Arbeitern die hohe Zahl besprochen.

Ich bin überrascht, daß die acht Stunden bei einer Arbeitsverrichtung, die dreitausendmal ausgeführt wird und daher eigentlich eintönig und monoton sein sollte (wie der Laie allgemein glaubt), vom Arbeitenden als schnell vorübergehend empfunden werden. „Wache schieben" ist z. B. eine weit langweiligere Sache als das Arbeiten an einer Handdruckpresse. Und bei Ford gibt es sicher nur sehr wenig Verrichtungen, die mit noch weniger „gestaltender Arbeitsbewegung" verbunden sind als das Bedienen einer Handdruckpresse.

Thomas Mann hat in seinem Roman „Der Zauberberg" meisterhaft dargestellt, wie das Zeitbewußtsein die Stunden, Tage und Jahre als kurz empfindet, in denen Tag für Tag gleichbleibende Eindrücke dem Erlebenden zufließen. Seinem Hans Kastorp vergehen die sieben Jahre in Davos, als wären es sieben Wochen. Ähnlich scheint es mir bei der Zeitempfindung zu sein, die mit einer gleichförmigen Arbeit verbunden ist. Es wäre sicher interessant, diese psychologische Erfahrung weiterzuverfolgen. Aus der Ferne hören und sehen sich 3000 Arbeitsbewegungen in

einer Nacht viel schrecklicher an, als sie in Wirklichkeit sind. Ich habe in der Fordfabrik die Beobachtung gemacht, daß Leute mit jahrelang gleichen Arbeiten, die überaus einfach und nach unseren Begriffen sehr eintönig sind, einen zufriedenen, behäbigen Eindruck machen. Fröhliche Gesichter, ja scherzhaften Streit und Unarten konnte ich jede Nacht in Menge sehen und erleben. Als das Tempo in der beschriebenen Montagnacht immer schneller wurde, stießen einige Arbeiter von Zeit zu Zeit laute Schreie aus vor Übermut, Begeisterung und Stimmung. Es war gerade so, als ginge es zu einem Sturmangriff vor. Wer weiß, ob dem Mann mit der nur noch „maschinenartigen Handarbeit" die Zeit nicht schneller verfliegt wie dem Arbeiter, der die automatische Maschine „führt" und neben der großen Verantwortung oft noch eine ziemliche Langeweile ertragen muß. Man soll jedenfalls mit der Verurteilung der monotonen Industriearbeit nicht so schnell bei der Hand sein. Daß Arbeit kein Spiel und nur selten eine reine Freude ist, ist keine Tatsache von heute und gestern, das haben unsere Großeltern vor einem Jahrhundert ebenfalls gewußt.

Als mir die Hände von Hautblasen und Verbrennung schmerzten, wäre ich froh gewesen, wenn ich tatsächlich nur *einen* leichten Handgriff zu machen gehabt hätte. Dieser „einzige" Handgriff ist aber auch eine jener Fordlegenden. Als ob ein technisches Genie wie Ford solche einzigen Handgriffe nicht auch noch sofort durch Maschinen ersetzen würde. In meiner Abteilung hat jeder Arbeiter oft acht, zehn und mehr verschiedene Handgriffe hintereinander auszuführen. (Abteilungsaufgabe ist die Herstellung des Vergasers vom Rohstück bis zur Montierung.) Wir stoßen hier auf eine Eigentümlichkeit der „fließenden Fertigung", die gerade wegführt von den „einzigen Handgriffen", in die man bei „kleiner Massenherstellung" von Einzelteilen die Produktion fast ohne Schwierigkeiten zerlegen kann. Ich wundere mich, daß man darauf noch so wenig geachtet hat. Wenn man nämlich z. B. den gegossenen Hauptteil eines Vergasers in „fließender Produktion" herstellen will, so daß er also von einer Bearbeitungsmaschine zur anderen fortlaufend weitergereicht wird, bemerkt man sehr bald, daß erhebliche Schwierigkeiten auftreten. Manche Arbeitsprozesse, z. B. das Einschneiden eines Gewindes, brauchen bedeutend mehr Zeit als andere, z. B. das Bohren eines kleinen Loches. Um nun den Arbeiter, der einen kürzerdauernden Prozeß zu vollziehen hat, nicht auf den längerdauernden warten zu lassen, kann man zwei Wege einschlagen. Man kann einmal für längerdauernde Prozesse zwei und mehr Maschinen

aufstellen und von diesen die Werkstücke auf eine einzige andere überleiten. Das ist aber ohne Störung nur möglich, wenn z. B. das Gewindeschneiden genau zwei- oder dreimal solange dauert wie das Bohren des kleinen Loches. Nur selten aber gibt es so günstige Verhältnisse. Man hat daher in der Fordfabrik auch eine andere Methode eingeschlagen. Man überträgt dem Mann, der eine Maschine mit sehr kurzer Arbeitsverrichtung zu bedienen hat, der also immer warten müßte, bis er von seinem Vordermann mit längerer Arbeitsverrichtung Werkstücke geliefert bekommt, mehrere Verrichtungen.

Dafür gibt es bei Ford viele Beispiele. In meiner jetzigen Abteilung ist mir ein Arbeiter bekannt, der an drei zusammengebauten Maschinen drei verschiedene Verrichtungen mit 20 bis 25 Handgriffen vorzunehmen hat. Aber auch die einfachsten Arbeiten sind im Durchschnitt mindestens noch so vielfältig, wie — sagen wir z. B. das Kartoffelhacken oder Gartenumgraben. Stellen wir in unserer Abteilung täglich im Durchschnitt 2800 Werkstücke her, so muß jeder Arbeiter (theoretisch — und bei uns auch praktisch ziemlich genau) das Werkstück nach zehn Sekunden weitergeben. Man rechne aus, daß sich in zehn Sekunden allerhand Handgriffe machen lassen, so daß die Arbeit nicht allzu langweilig ist. Viele maschinelle Zwischenschaltungen und Ausmerzungen von Handarbeit ließen sich da fast überall noch vornehmen. Man tut es nicht, weil der Gesamtfluß der Fabrikation dadurch nicht schneller, sondern nur die Arbeit erleichtert, d. h. Bewegungen erspart würden, was aber arbeitspsychologisch vielleicht gar nicht einmal nützlich wäre.

Zu Anfang schimpfte ich allerdings kräftig über diese „rückständige" Betriebsweise, da ich die ersten Nächte bei drei verschiedenen Beschäftigungen allemal kreuzlahm nach Hause hinkte. In jedem dieser drei Fälle hätte ich genau eine ganze Reihe maschineller und technischer Hilfsmittel angeben können, die zwar das Arbeitstempo und damit die Produktionsmenge nicht vergrößert, mir aber die körperliche Anstrengung erheblich leichter gemacht hätten. Um nur ein Beispiel zu geben: In der ersten Nacht stand ich an einer großen Bohrmaschine; die Eisenstücke im Gewicht von etwa 1 kg hatte ich mit der linken Hand einem hinter mir stehenden Behälter zu entnehmen, wo die Stücke so unregelmäßig, oft fest zusammengeklemmt, durcheinander lagen, daß ich jedesmal eine halbe Körperdrehung nach links machen mußte, um nachzusehen, ob meine linke Hand das Stück auch in der richtigen Weise anpackt. Zeitverschwendung im Produktionsgang war das

nicht, denn während dieser Linkswendung setzte ich mit der rechten Hand einen Hebel schwungvoll — das machte Spaß und war nicht langweilig: Arbeit und Rhythmus — in Bewegung, worauf zwei dicke Bohrer ins Eisenstück fuhren und es durchbohrten. Die Bohrung dauerte immer ein paar Sekunden, nämlich genau die Zeit, die ich brauchte, um das Eisenstück zu greifen und es etwa 15 bis 20 cm hoch auf den Bortisch der Maschine zu stellen, es dann nochmals mit Daumen und Zeigefinger zu packen und 15 bis 20 cm höher zu heben, um es dann in das Maul der Maschine zu stopfen. Während des Auf-den-Tisch-Stellens habe ich mit der rechten Hand das alte fertiggebohrte Stück herausgeholt und hoch im Bogen in den Behälter des nächsten Bearbeiters geworfen. Nachdem ich die ganze Geschichte genau 2382mal gemacht hatte (eine Zählmaschine zeigt das an), war mein linker Arm von dem 2382mal 1 kg je zweimal 15 bis 20 cm Hochheben beinahe lahm, Daumen und Zeigefinger waren aufgescheuert, mein Handrücken mit Eisenfeilspänen gespickt, die glühend heiß auf die Haut spritzten, meine Handfläche war ölig und rußig schwarz, sie wies neben sehr ordentlichen Schwielen auch Brandblasen auf, weil die Eisenstücke, wie ich bald merkte, noch nicht alle kalt waren. Das wirkte auf mein Arbeitstempo sehr mäßigend, weil ich nun immer erst die Stücke auf ihre Temperatur hin abtastete, bevor ich sie anfaßte. Nach der zweiten Brandblase warf ich das zu heiße Stück mit Vehemenz zu Boden, tanzte auf einem Bein um meine eigene Achse und kündigte dem Vorarbeiter unverzüglich den Streik an, wenn mir mein Vordermann noch einmal ein so heißes Stück ganz vorne hinlegen würde. Die zwölf Mann, die das Produkt meiner Maschine weiterverarbeiteten, hatten in dieser Nacht ein „schönes Leben" infolge meines gemäßigten Tempos, und die Abteilung blieb mit 2400 Stück knapp an der untersten Grenze ihrer Regelleistung. Aufforderungen zu schnellerem Arbeiten habe ich aber nicht erhalten.

Hier nähern wir uns den arbeitspsychologischen Haupttugenden des „Fordismus". Professor v. Gottl-Ottlilienfeld, Berlin, hat in seiner prachtvollen kleinen Schrift „Fordismus" zum ersten Male auf sie aufmerksam gemacht, wurde aber wenig gehört und selten verstanden. Es sei daher hier ganz dick unterstrichen: Die Fordschen Arbeitsmethoden haben mit dem Taylor-System nichts, aber auch rein gar nichts zu tun. Ich habe bis jetzt drei Arbeitsverrichtungen in der Fordfabrik ausgeübt. Eingelernt dazu wurde ich wie folgt: Der Vorarbeiter nahm mich zu einer Maschine mit, stellte mich

davor und wies mich an, genau zuzusehen. Nach zehn Minuten kam er schon zurück und sagte, ich solle es jetzt mal selber probieren. Er stellte sich dabei daneben. Nach weiteren zehn Minuten hatte ich die Sache kapiert und hatte schon das allgemein übliche Tempo durchzuhalten (zwar mit dem Erfolg, daß in der ersten Nacht von mir ab die Sache etwas langsamer vorwärtsging als üblich; aber bloß, weil ich mir dauernd die Hände verbrannte). Genau so ging es in der zweiten und dritten Nacht. Was folgt daraus? Es zeigt sich, daß nicht jede Bewegung wissenschaftlich abgezirkelt, vorgeschrieben und einexerziert wird wie beim Taylor-System. Jeder Arbeiter führt die gestellte Aufgabe so aus, wie es seiner Individualität entspricht. Drei verschiedene Personen machten mir meine erste Arbeit vor, jeder anders. Nachher stellte ich fest, daß einer davon sich eine Bewegung angewöhnt hatte, die sicher überaus „unökonomisch" war. Er legte das Werkstück einmal unnötigerweise aus der Hand, entfernte das bearbeitete Stück wieder mit der Linken und ergriff dann das neue Stück ebenfalls mit der Linken. Nur Bewegungen, die der Sicherheit dienen, werden mehrmals gezeigt und müssen vorschriftsmäßig ausgeführt werden. Sonst aber herrscht allergrößte Wahlfreiheit in der Arbeitsausführung. Das ist natürlich bloß möglich, weil keine sogenannten Höchstleistungen an menschlicher Arbeit verlangt werden. Denn bei Ford leistet die Technik so viel, daß er auf solche künstliche Höchstleistungszucht der Arbeiter verzichten kann. Wir treffen überall Normalleistungen. Die Regelleistungen der Abteilungen entspringen einem Arbeitstempo, in das man unwillkürlich selber verfällt, wenn man die Arbeit länger macht.

Damit kommen wir zu einer anderen guten Eigenschaft des Fordismus, die wahrscheinlich von Ford und seinen Leuten nicht theoretisch erkannt, aber mit einem sicheren Instinkt praktisch ausgebildet wurde. Im psychologischen Institut der Leipziger Universität finden unter Oberleitung von Professor Krüger, dem Nachfolger von Wilhelm Wundt, seit langem schon experimentelle Versuche und theoretische Forschungen über das Monotonieproblem in der Industriearbeit statt. Zu einem der Grundergebnisse dieser Arbeiten gehört die Feststellung, daß eine Arbeit, die aus aufeinanderfolgenden gleichförmigen Arbeitsbewegungen besteht, nicht notwendigerweise unlustvoll und monoton wirken muß. Wir kennen aus unserer eigenen und aus der Geschichte primitiver Völker viele Erscheinungen, die nur durch die Annahme erklärt werden können, daß unter bestimmten Bedingungen oft wiederholte Bewegungen sogar lustvoll

wirken, weil sie aus dem Bewegungsdrang des gesunden Menschen herauswachsen. Nicht nur Spiel und Tanz, auch rhythmische Arbeitsbewegungen werden von den Primitiven oft über den wirtschaftlichen Bedarf hinaus geübt, weil diese Art von Betätigung lustbetont empfunden wird. Alle ursprünglichen „älteren" Arbeitsbewegungen, wie Graben, Hacken, Mahlen waren von jeher gleichförmig. Professor Friedrich Sander vom Institut für experimentelle Psychologie in Leipzig behauptet in einer sehr schönen Studie über „Arbeitsbewegungen" (aus: „Arbeitskunde", Teubner, Leipzig, 1924), daß, wenn gleichmäßige Bewegungen quälend monoton wirken, dies immer ein Zeichen dafür sei, daß es nicht zu einer rhythmischen Gestaltung der motorischen Komplexe gekommen ist, sei es dadurch, daß die äußeren Bedingungen eine solche „ganzheitliche Durchformung" der Bewegungen nicht zulassen — der häufigere Fall —, sei es, daß von seiten des Arbeiters motorische Gestaltungsunfähigkeit oder auch gestaltzerstörende intellektuelle Erwägungen eine Rhythmisierung verhindern. Die Leipziger psychologische Richtung kommt daher manchmal mit dem Taylor-System da in Konflikt, wo sie fordert, daß bei der Durchformung der Arbeitsbewegung nicht physiologisch-mechanisch das Prinzip der Bewegungsersparnis allein maßgebend sein dürfe. Vielmehr fordere das Wohlbefinden des körperlich-seelischen Gesamtorganismus oft eine Gestaltung der Arbeitsbewegung, die nicht mit dem mechanisch-errechenbaren, technisch und physiologisch sparsamsten und leichtesten Arbeitsvollzug zusammenfällt.

Wie leicht rhythmisch gestaltete Arbeit an einer Maschine im Unterschied zu langperiodischen unrhythmischen Arbeitsbewegungen ertragen werden kann, habe ich in zwei aufeinanderfolgenden Nächten selbst erlebt. In der einen Nacht hatte ich wieder an der Bohrmaschine zu arbeiten, an der ich meine erste Nacht verbracht hatte (3218 gleiche Bewegungen). Physisch war ich jetzt der Arbeit voll gewachsen, und siehe da, die Zeit strich im Fluge dahin und meine Stimmung war vorzüglich. Ganz fröhlich ging ich am Morgen nach Hause und war so frisch, daß ich gleich anschließend noch fünf Stunden lesen und schreiben konnte. In der nächsten Nacht erhielt ich eine „individuelle" Handarbeit, und zwar mußte ich, auf einer Kiste sitzend, in etwa 300 bis 400 Fehlstücke am Hauptteil des Vergasers eine ganz kleine Schraube von Hand einschrauben, soweit das ging, und die Schraube dann mit einer einfachen Schraubenzange ganz hineinschrauben und fest anziehen. Jedes Stück brauchte etwa dreiviertel bis zwei

Minuten Arbeit, je nachdem die Schraube gut hineinging oder schlecht. Fast jede Schraube hat ihre individuellen Eigenheiten und Mucken, mal ging es ganz leicht bis zur Hälfte und dann half nur noch die größte Gewalt, wieder ging es kurz vor dem vollständigen Einschrauben überhaupt nicht mehr weiter und so fort, eine endlose Kette verschieden gelagerter Fälle. Also gewiß eine interessantere Arbeit als an der Maschine. O nein, im Gegenteil, fünf Stunden lang kämpfte ich gegen eine tödliche Langeweile durch Anspannung meines Denkens und meiner Phantasie an. Ich sann über Probleme nach, rief mir Erlebnisse und gelesene Geschichten in die Erinnerung zurück, machte Reisepläne aller Art. Vergebens! Nach fünf Stunden konnte ich damit gegen die ermüdende Qual der Monotonie nicht mehr ankämpfen. Ich wurde unlustig, nervös. Nach der sechsten Stunde steigerte sich diese Unlust so sehr, daß ich stark erregt, ja sogar zornig wurde. Die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten und ich war nahe daran, schon alles hinzuwerfen, als ich nach der siebenten Stunde abgelöst wurde. — Was diese böse Arbeit von allen bisherigen unterschied, war die Unmöglichkeit, auch nur ein wenig Rhythmus hineinzubringen. Spiel von Gedanken und Phantasie zur Abtötung der Langeweile hatte ich in der vorhergehenden Nacht gar nicht nötig. Die Bedienung jener Maschine geschieht eben in schönen, abgerundeten vollen Bewegungen beider Hände und des ganzen Körpers in einem Takt, den man selber bestimmen kann. Beim Zusehen glaubt man, die Arbeit sei anstrengender als bei anderen Maschinen, wo nicht soviel Bewegung nötig ist. Das ist jedoch nicht der Fall. Von allen Arbeiten war mir diese bisher am liebsten geworden. Drei Arbeitsstationen von dieser Maschine weiter verzweigt sich der Strom der Werkstücke in zwei Arme, weil jetzt eine Arbeitsverrichtung kommt, die beinahe die doppelte Zeit wie die vorhergehende in Anspruch nimmt. Man muß hier also zwei Maschinen aufstellen, um die täglich durchlaufenden etwa dreitausend Stücke zu bewältigen. Der Arbeitstakt wird also langsamer; und merkwürdig, die Arbeit wird sofort „monoton", eintöniger, langweiliger. Dieses Gefühl wird noch durch unregelmäßige kurze Pausen verstärkt, die deshalb eintreten, weil zwei Maschinen an dieser Stelle bei normalem Arbeitstempo doch ein klein wenig zu viel sind, so daß man entweder etwas verzögert arbeiten muß oder die Pausen in Kauf zu nehmen hat; eindreiviertel Maschinen wären eigentlich richtig. Aber technisch läßt sich das wohl nicht lösen und die verbleibenden Arbeitspausen sind doch zu kurz, um dem Mann noch eine zweite Funktion zu

geben, wie das sonst sehr häufig gemacht wird. An solchen Stellen des Ganges der Serienfabrikation ergeben sich also in der Gestalt unregelmäßiger Pausen nicht nur arbeitspsychologisch günstige, sondern auch ungünstige Wirkungen. Unlösbar scheinen mir die Probleme jedoch nicht zu sein. Bloß müssen sie bei der Ausarbeitung des Arbeitsganges der Serienfabrikation im voraus gesehen und berücksichtigt werden. Das ist eine gewaltige geistige Arbeit, wo Arbeitspsychologie und Technik eng zusammenwirken müssen, diese aber sich jener künftig mehr anpassen muß als bisher. Leider steckt die experimentelle Psychologie der Arbeitsbewegungen noch in den Kinderschuhen, so daß ihr Einwirken auf die jetzigen technischen Umstellungen in der Industrie noch gering sein wird. Das ist unter Umständen für Deutschland sehr gefährlich, weil man an diese Umstellungen vielleicht zu theoretisch herangehen wird und von der Arbeiterschaft einfach rücksichtslose Anpassung verlangt. Der amerikanische Praktiker hat in seinem fabelhaften Realsinn für Tatsachen ohne wissenschaftliche Arbeitspsychologie sich vielfach an die psychologisch vorteilhaftesten Arbeitsbedingungen richtig herangetastet. Es ist erstaunlich, wie nun in der Fordfabrik diesen theoretischen Forderungen zu einem Teil praktisch Rechnung getragen wird. Das geschah und geschieht dadurch, daß man die Art des Arbeitsvollzuges an einer Maschine fast ganz dem Arbeiter selber überläßt. Oft sogar auch das Tempo. Wo laufende Transportbänder das Tempo bestimmen, ist die Schnelligkeit ursprünglich offenbar nicht künstlich gezüchtet, sondern dem sich natürlich ergebenden Arbeitstempo der Arbeiter entnommen worden. Vielleicht nicht überall, aber sicher an vielen Stellen hat die Praxis die theoretische Forderung erfüllt, wonach sich das „Bewegungssystem der Maschine dem Bewegungssystem des Menschen (und nicht umgekehrt) anzupassen habe". In dieser amerikanischen Praxis hat die leichte Beweglichkeit der Arbeiter, das kündigungslose Verlassenkönnen einer Stellung sicher dazu beigetragen, daß die einzelnen Arbeitsstellen nach und nach so „lustvoll" wie möglich ausgestaltet worden sind. Die hohen Löhne ermöglichen Ersparnisse und Sicherungen der Lebenslage der Arbeiter, so daß dieser nicht allzu schweren Herzens eine Arbeit verlassen kann, wenn sie ihm zu „quälend monoton" erscheint. Wechseln an bestimmten Maschinen die Arbeiter allzu oft, so wird sich die Fabrikleitung schon darauf besinnen, was da zu machen ist, um diesen auch für sie unrentablen Wechsel zu vermeiden. Bei Ford wird dies noch dadurch unterstützt, daß jeder Arbeiter, der die Fabrik verlassen will, von einer

eigens dazu bestellten „unparteiischen Abteilung" genau über die Gründe verhört wird, die ihn zum Ausscheiden veranlassen.

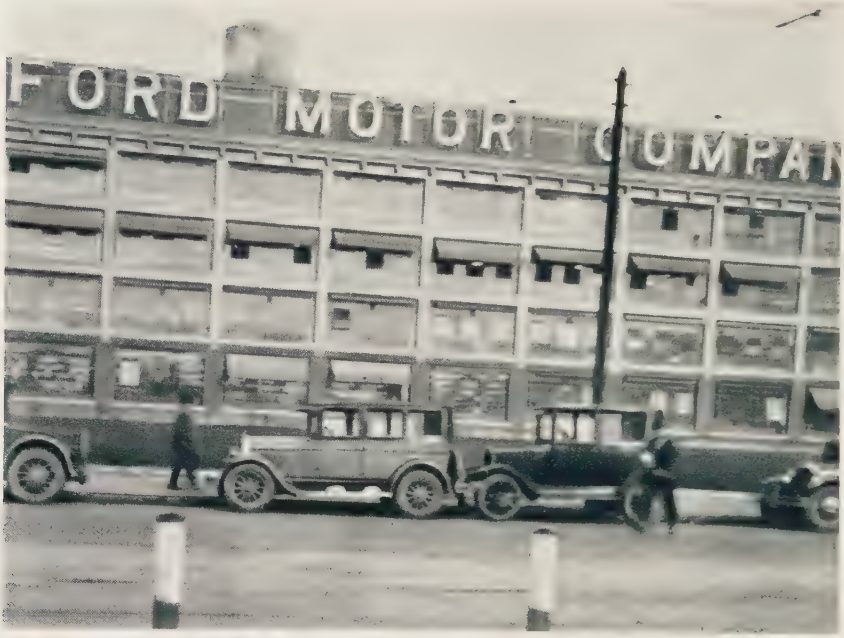
Bevor ein Mann, dem die Arbeit zu unlustig wird, auszuscheiden braucht, kann er sich aber versetzen lassen. Die moderne technische Entwicklung hat ja neben der maschinenartigen Handarbeit als noch höhere Stufe der Entwicklung die „automatische Maschine" gebracht. Sie verlangt als Arbeit meistens nur Wartung, Überwachung und oft sehr vielseitige Dienste, die meistens erst in längeren Abständen nötig werden. Auf den Arbeiter, dem solch eine Maschine anvertraut wird, fällt oft große Verantwortung; sein Stolz ist aber auch groß. In einer Fabrik wie den Fordwerken gibt es natürlich schon sehr viele solcher Maschinen und die abwechselnden Versetzungsmöglichkeiten sind sehr groß. (Ein Arbeiter könnte beinahe dreißig Jahre lang täglich eine andere Arbeit erhalten, so viele verschiedene Arbeitsarten gibt es in den Fordwerken.) Ein zu Ende gedachter Fordismus wird fast nur noch solche automatische Maschinen kennen und damit die Arbeiterschaft in eine hochwertige Facharbeiterschaft (die die Spezialmaschinen baut und unterhält) und solche Arbeiter aufspalten, die die Maschinen „führen". Die fünf „maschinenartigen Tätigkeiten", die ich bis jetzt bei Ford ausgeübt habe, ließen sich, soweit meine Kenntnisse reichen, alle auf Maschinen übertragen. Nur kostete das noch ein größeres Anlagekapital, was sich selbst bei den jetzigen Fordlöhnen wahrscheinlich noch nicht rentiert. Zu Anfang war ich baß erstaunt, was da noch alles von Hand gemacht wird.

Bekannt ist, daß Ford vor Jahren wegen vermeintlich seelischer Gefahren monotoner Arbeit die Maßnahme allgemein durchführen wollte, daß niemand eine Arbeitsart länger als drei Monate machen dürfe. Daß sich die meisten Arbeiter gegen einen solchen zwangsläufigen Beschäftigungswechsel sträubten, kann ich jetzt schon aus eigener Erfahrung gut verstehen. Nur aus intellektueller Überlegung begrüßte ich es, daß mir innerhalb einer Woche vier verschiedene Beschäftigungen gegeben wurden (wie jedem Neuen, damit er alles kennenlernt und als Ersatz bei Ausscheiden und Fehlen überall einspringen kann). Hatte ich aber eine Bewegung zwei Tage schon gemacht, so verließ ich sie doch sehr ungern, „weil ich sie jetzt doch so gut konnte und die Zeit so schnell verging".

Was mir die Hauptursache für den geringen Arbeiterwechsel und die verhältnismäßig gute seelische Verfassung der Fordarbeiter zu sein scheint (soweit das aus der „Stimmung" zu schließen ist), sind wohl die „gedank-

In den weiten Ebenen Amerikas wächst das Vieh heran. . .

für die größten Bluthallen der Welt, die Schlachthöfe von Chicago.



Die Ford Motor Company in Detroit, wo der Verfasser als Arbeiter tätig war.

Links: Eine Straße der Autostadt, vom Dache des Autobus auf dem Wege zu Ford.

lichen Begleitumstände", die durch die gute Bezahlung, das Bewußtsein, jeden Tag frei die Arbeit verlassen zu können, wenn es einem nicht mehr gefällt, die anständige Behandlung, die nicht allzu strenge Disziplin, die geachtete gesellschaftliche Stellung des amerikanischen Arbeiters, seine gesicherte wirtschaftliche Lage usw. geschaffen werden. Wie das gleichförmige Wandern auf einer „monotonen" Landstraße sofort zur Lust wird, wenn sich eine schöne landschaftliche Aussicht bietet, so wird (nach meiner Ansicht) die monotone Fabrikarbeit nicht nur zur Not gerade erträglich, sondern auch zu einer lebenswerten Arbeit, in dem Maße, als sich die damit verbundene „Aussicht" verbessert. Beflügelt auf der Landstraße der Flußlauf im Tal, der Vogelsang in den Bäumen und das Abendrot am Himmel deine Schritte und macht sie nach dem fünfzigtausendsten am Tage wieder leicht, so schafft ein guter Lohn, eine geachtete Stellung, eine menschenwürdige Behandlung und Achtung vor der Persönlichkeit des Arbeiters im Betrieb eine zufriedene seelische Verfassung und Stimmung des Arbeiters, die ein unlustvolles Gefühl auch bei gleichförmiger Fabrikarbeit nicht so leicht aufkommen läßt.

6.
Weinlesetanz bei Amerikadeutschen.

Nebenan im Tanzsaal tanzen Amerikadeutsche aus Bayern, aus der Schweiz, aus dem fröhlich-höflichen Österreich und aus Hamburg die alten Heimattänze und den amerikanischen Jazz.

Ich setze mich an den sandgeputzten Eichentisch, der Suser, der Heurige, der neue Wein steigt mir langsam zu Kopf. Es ist Sonnabend, Samstag nach süddeutscher Zunge; im linken Arm spüre ich noch die Folgen der letzten Nachtschicht an der Bohrmaschine. Wer wirft den ersten Stein auf mich, wenn ich nach sechs solchen Nächten Ausschau halte nach einer fröhlichen Abwechslung in der siebenten Nacht? Die deutsche Zeitung der amerikanischen Millionenstadt hat am Freitag schon drei Inserate gebracht, die zu einem „Kirchweihfest", einem „Schlachtfest" und einem „Weinlesefest" einladen. (Unterbrechung, bevor der Suser alle wird.) Der versprochene Heurige war's, der mich hinauszog aus der Zentralstadt. „Hallo, Checker", Autoführer, bitte nach dem Landwehrheim, wo der deutsche Landwehrverein West 224 sein Fest gibt. Ratatatam, tot, tot, tot, ratata, tot, tot, tot, zwanzig Minuten lange Autoreise durch die Negerstadt, ein-

same Straßen, enge Straßen, immer weiter hinaus in die Vorstadt. Unheimliche Wege für den Fußwanderer, Hochgefühl für den Luxusautofahrer, was 80 Cents kostet. Die Multiplizierung mit 4,2 hat man sich längst schon abgewöhnt. (Unterbrechung, bevor der Heurige alle wird und die warmen Bratwurstbrote kalt, für 10 Cents das Stück.)

Und wie sie tanzen im kleinen Saal im primitiven Landwehrgebäude. Nicht mehr zerbrechlich, zierlich und schlank sind die Frauen und Mädchen, die Leiber wachsen über amerikanisch-englische Schlankheit hinaus, und der Boden dröhnt. Von Bayern, aus der Schweiz, aus Tirol und Hamburg, die Handschuh- und Schuhnummern sind weltbekannt. Beim Wodan, diese Schreie! Der selige Varus dreht sich im Grabe um und träumt von der Schlacht im Teutoburger Wald. Mir aber ruckt und zuckt in allen Gliedern Musik und Feldgeschrei. Ganz kleine Kinder haben die Mütter vom „Landwehrverein" mitgebracht, die sie jetzt nachts elf Uhr tränken, auf den Bänken an den Wänden des Tanzsaales sitzend, zusammen mit den Mauerblümchen. Jetzt krabbelt sogar einer dieser dreiviertel Jahre alten Erdenbürger auf der Tischplatte auf mein Manuskript zu, während ihm die Mutter neue Hosen anzieht. Ich mache hu, hu! Er hat aber den Humor der Lage sofort erfaßt, lacht über sein ganzes Gesicht und kommt nach einem kurzen „strategischen" Rückzug sofort wieder unternehmungslustig angekrochen. (Unterbrechung zur Unterhaltung mit dem dreiviertel Jahre alten U. S. A.-Bürger deutschen Blutes.)

Der kleine Tanzsaal mit den bunten Fahnen und den primitiven Bänken brüllt, tost und zittert. Die Paare drehen sich in wilder Ekstase. Jener schwarze Geiger, ein Zigeuner aus dem Banat, hält das Tempo wie etwas Selbstverständliches. Die dicke Frau schnaubt und pustet, das alte Paar, grau und behend, kommt noch mit, eins, zwei, drei, wie gute Schüler im Abc. Die jungen Mädchen haben leuchtende Augen; die Tänzer umfassen sie enger und enger. Da ist einer, geboren zum Kanzleiassistenten von Kappel im Schwarzwald; er hält im wildesten Tanz seinen Kopf fein still, korrekt und zierlich. Er denkt wahrscheinlich immerzu: sitzt mein Schlips noch gerade? Er ist ein geborener deutscher Kanzleirat aus dem Rokoko; schade, wenn er in der Fordfabrik Löcher bohren muß. Der dicke Wirt hat mich am Eichentisch entdeckt, steuert auf mich zu und fragt leichthin: „Für die Abendpost?" Das ist nämlich die deutsche Zeitung von Detroit. Da aber der Vereinsberichterstatter dieser Zeitung das Schlachtfest vorgezogen, fehlt er am heutigen Abend. Ich nicke und murmele in

meinen abrasierten Bart: „Nein, für eine Berliner Zeitung", was der Wirt beruhigt für Zustimmung nimmt und zum Büfett zurücktrollt, wo er weiter „Heurigen" ausschenkt, das Glas zu 10 Cents, während an der Wand groß die Ankündigung prangt, daß in diesen Räumen Ausschank von alkoholischen Getränken verboten ist. Selbstverständlich. So steht's ja sogar in der amerikanischen „Verfassung"; mit dieser stimmt allerdings die unsrige nicht mehr überein. Auch die Augen der Festgenossen werden feucht und feuchter. Die Jugend von dreiviertel, drei, fünf, zehn und vierzehn Jahren ist immer noch anwesend, während die Mitternacht naht. Hinten auf der Bank schläft zwar der dreivierteljährige Krauskopf von der Tischplatte, die vierzehnjährigen Mädchen tanzen immer noch korrekt selbander inmitten der temperamentvollen Schwestern. Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei: Rheinländer, Schottisch und auch amerikanischen Jazz. Um meinen Tisch herum im Nebenzimmer stehen vierzehn geschlossene Schränke. Aus ihnen leuchten ebenso viele deutsche Vereinsbanner, Abzeichen, Preise, Kelche und viele, viele Bände von Sitzungsprotokollbüchern. Kleine und große Schränke sind es, alte, ganz alte und neuere. Alle sind mit einem Sicherheitsschloß verschlossen. Vierzehn deutsche Vereinsschränke, vierzehn Versuche, etwas von der Heimat herüberzuretten. Nebenan gröhlen sie: „O Susanna, wie ist das Leben doch so schön" und meinen, wie schön es ist, aus der Jugendzeit noch diesen Gassenhauer gerettet zu haben. Die Musik: der Klavierspieler von vierzig Jahren sitzt wie angegossen auf seinem Stuhl, ohne Körper oder Kopf zu bewegen, hält er jedes Tempo scharf, exakt, als ob er Schreibmaschine schriebe. Der Primgeiger: zwölf Semester Jura, drei Schmisse, Bauch, Pausbacken, Amerika, Geldnot, nächtelange Geigerei, Frau, ein dreijähriges Kind: vom Fuchs zum Bursch, zum Sumpfhuhn, zum Philister. Sein Temperament lebt weiter in seiner Geige.

Mir gegenüber fängt um 1 Uhr der Wirt an, sein Geld zu zählen. Zwei dicke Vereinsdamen helfen. Die Dollarnoten werden geglättet und säuberlich in die Zigarrenkiste gelegt.

(Unterbruch: Der Heurige ist alle!!) Im Tanzsaal geht es drunter und drüber. Deutschdialektische Urlaute herrschen jetzt vor, bayrisch, schwäbisch und schweizerisch. Ein fünfundzwanzigjähriges Englisch ist vergessen. Die Kleinen liegen auf den harten Bänken an der Wand und schlafen, Großmutter, Mutter und die älteren Schwestern tanzen in den frühen Morgen hinein. Die Männer sammeln sich im Nebenzimmer zwischen den vierzehn

Vereinsschränken und führen mit schwerer Zunge laute und weise Gespräche.

In der Kühle des anbrechenden Tages wandere ich nach Hause und weiß nicht, komme ich von einem dörflichen Kirchweihfest, einem Vorstadtrummel oder von einem kleinbürgerlichen Familienvergnügen. Auf jeden Fall komme ich aus einem anderen Jahrhundert.

7.

Der amerikanische Geist.

Wie heißt das Lied, das einem Tag für Tag in die Ohren gellt, aus jeder Zeitung und Zeitschrift entgegenschreit und in Inserat, Reklame, Film, Ministerrede und Gewerkschaftsaufsatz widerhallt? Rationalisierung! Kampf gegen Verschwendung in Produktion, Handel, Verbrauch und öffentlicher Verwaltung! Sparsamkeit, Sparsamkeit an allen Orten! Der gleichlautende deutsche Sanierungsruf ist noch ein zahmer Versuch gegenüber diesem suggestiven Massengeheul. Ob willig oder nicht, man kann sich seiner Wirkung auf die Dauer nicht entziehen.

So habe ich bereits wiederholt mein tägliches Verbrauchsbudget auf Verschwendung hin durchgeprüft und mir z. B. die Gewissensfrage vorgelegt, ob der häufige Genuß der von mir so hochgeschätzten amerikanischen Fruchtkuchen, der weltberühmten Ananas-, Kirschen-, Aprikosen-, Pfirsich-, Rhabarber-, Himbeer- und Apfelpies nicht eine Sünde ist gegen den Geist ökonomisch-rationeller Ernährungswirtschaft.

Wer kann da noch dem Rationalisierungsdrange widerstehen, wenn Tag für Tag belehrende Zahlenarmeen sogar auf Gasthausspeisekarten über einen herfallen, Armeen, die alle beweisen, wie herrlich weit man es schon gebracht hat, wie bitter viel aber noch an Unterlassungs- und Verschwendungssünden gutzumachen bleibt. Kein Wunder, daß eine immerfort so aufgestachelte Wirtschaftsenergie und der auf ein einziges Ziel konzentrierte Wille Erstaunliches vollbringt. Ist es nicht erhebend, wenn du als Amerikaner erfährst, daß es vier der ersten Autofabriken des Landes gelungen ist, in den letzten zehn Jahren ihre Fabrikationsmethode so zu verbessern, daß zur Herstellung eines gegenüber früher noch weitgehend verbesserten Autos kaum mehr der vierte oder gar sechste Teil an Arbeitsstunden gebraucht wird! Die Amerikaner betrachten eine statistische

Tabelle wie die folgende als ein wahres Ruhmesblatt ihrer Wirtschaftsgeschichte.

Die zur Herstellung eines Autos benötigten Arbeitsstunden eines Arbeiters waren in den Fabriken A, B, C und D:

Im Jahre	A	B	C	D
1912	4664	—	—	—
1913	4242	—	966	—
1914	4199	—	617	—
1915	3241	—	533	—
1916	2375	838	—	—
1917	2013	751	—	—
1918	—	—	—	97
1919	—	—	425	66
1920	1660	596	396	54
1921	1243	—	321	59
1922	1136	528	273	50
1923	813	599	228	51

Andere Güter des Lebens werden dabei vernachlässigt, das ist wahr. Diese großartige Einseitigkeit liefert der Welt aber ein Beispiel dafür, was auf wirtschaftlichen und technischen Gebieten zu leisten möglich ist, und was dadurch an Wohlstand erreicht werden kann. Wer Seele hat, kann den gezeigten Leistungen auch in anderer Weise nacheifern, ohne der gleichen Einseitigkeit zu verfallen. Das ist ein Trost und eine große Hoffnung, besonders für Deutschland. Man legt sich oft die Frage vor, wie kommt es nur, daß dieses Land eine so ungeheure Wirtschaftsenergie zu entfalten vermochte, eine Energie, die ihm nicht nur einen gewaltigen Vorsprung gegenüber Europa, sondern auch gegenüber britischen Dominien verschaffte, die an natürlichen Wirtschaftsbedingungen ähnlich günstig gestellt und ebenfalls Einwandererländer sind. Die unsichtbare politische Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada wirkt wie eine magische Zauberlinie. Fährst du über den Detroit River vom Ufer der von pulsierender Arbeitsenergie bebenden Unterstadt Detroit hinüber nach dem kanadischen Städtchen Windsor, nur wenige hundert Meter, so ist dir dabei zumute, als habest du den Erdteil gewechselt. Drüben noch tolles Leben und Treiben, Hasten und Jagen, hochgespannte Lebensenergie, — hier verschlafen, verschlafen, alles verschlafen, und dabei nicht ein bißchen *mehr* an Kultur oder sorgloser Fröhlichkeit. Das gleiche empfindet man auch beim Grenzübertritt beim Niagarafall. Was sich an Industrie vorfindet, ist spärlich, meist ein Filialunternehmen aus U. S. A., Ausfalltore

nach Kanada, eine Fordfabrik, einen Kilometer weiter riecht es aber schon nach Prärie. U. S. A. — Kanada —, es gibt keinen besseren Anschauungsunterricht dafür, was Volkswirtschaft bedeutet, welche Tragweite die politische Grenzziehung für die wirtschaftliche Entwicklung einer Landschaft, eines Lebensraumes hat. Da spürst du mit allen Nerven, wie der Geist eines Volkes und seine Seele der Wirtschaft die Form und Gestalt geben, die seinem innersten Wesen entsprechen. Es gibt kein blutvolleres und kein lebendigeres Gebilde als eines Volkes Wirtschaft, eine Volkswirtschaft. Sie ist kein rationelles Gespinst von Nutzen- und Kostenerwägungen, sondern ein Gebilde kunstvollster Gestaltung menschlichen Zusammenlebens. Unwillkürlich denkt man an Deutschland — Polen, an das Schicksal Oberschlesiens, und wird traurig gestimmt.

8.

Das heilige Geschäft.

Es wird immer ein vergebliches Mühen bleiben, alle Quellen und Ursachen aufzudecken, aus denen heraus die Seele eines Volkes geboren wird, sich bildet, auseinanderfaltet und wieder schließt. Die stark wirtschaftlich gerichtete Entwicklung des amerikanischen Geistes wird sich darum auch nicht vollständig auf logisch erfaßbare letzte Ursachen und Wirkungen zurückführen lassen.

Einige Merkmale des geistesgeschichtlichen Werdeganges des amerikanischen „Businesstums" müssen aber festgehalten werden, damit man sich nicht leichtfertig zu einem abfälligen Werturteil verführen läßt. Schon das Wort „Business" hat im Englischen einen anderen, vornehmeren Klang und Unterton als das deutsche „Geschäft".

Professor Carver von der Harvard-Universität hat vor einigen Jahren in einem akademischen Vortrage in New York die mächtige Wirtschaftsenergie des amerikanischen Volkes daraus zu erklären versucht, daß in diesem Volke der Geschäftsberuf, das Business, am vornehmsten ist von allen möglichen Tätigkeiten und Berufen; Wissenschaft, Kunst, Philosophie, oder gar das Dolce far niente stehen in der Wertungsskala der amerikanischen Nation als Lebensideale nicht so hoch wie das heilige Business. Ja, es bestehen in einem durchaus ernst zu nehmenden Sinne Verbindungen zwischen Business und Religion. Wie könnten sonst die Worte jenes reinen und gewaltigen Idealisten Benjamin Franklin ver-

standen werden: „Bedenke, daß die Zeit Geld ist; wer täglich zehn Schilling durch seine Arbeit erwerben könnte und den halben Tag spazierengeht oder auf seinem Zimmer faulenzt, der darf — auch wenn er nur sechs Pence für sein Vergnügen ausgibt — nicht dies allein berechnen, er hat außerdem noch fünf Schillinge ausgegeben oder vielmehr weggeworfen. Wer ein Fünfschillingstück umbringt, mordet (!) alles, was damit hätte produziert werden können: ganze Kolonnen von Pfunden Sterling."

Professor Max Weber, der zu früh verstorbene geistesmächtige Münchener Gelehrte, ist diesen Zusammenhängen in seinen Abhandlungen über Religionssoziologie bis weit zurück in die Reformationszeit nachgegangen. Er führt diese Gesinnung auf die calvinistische Ethik zurück, die im Gegensatz zum Luthertum die erfolgreiche Bewährung im weltlichen Geschäft als Merkmale für die Auserwählung zum himmlischen Reiche ansah. Max Weber sagt darüber in seiner Religionssoziologie: „Was man an dem Deutschen als ‚Natürlichkeit' und Gemütlichkeit empfindet im Gegensatze zu der (bis auf die Physiognomie der Menschen noch heute unter der Nachwirkung jener gründlichen Vernichtung der Unbefangenheit, des status naturalis, stehenden) anglo-amerikanischen Lebensluft, und was Deutsche an dieser letzteren regelmäßig als Enge, Unfreiheit und Gebundenheit zu befremden pflegt —, das sind Gegensätze der Lebensführung, welche ganz wesentlich auch jener geringeren asketischen Durchdringung des Lebens durch das Luthertum im Gegensatze zum Calvinismus entstammen. Die Antipathie des Weltkindes gegen das Asketische spricht sich in jenen Empfindungen aus. Dem Luthertum fehlt eben, und zwar infolge seiner Gnadenlehre, der psychologische Antrieb zum Systemmachen in der Lebensführung, der ihre methodische Rationalisierung erzwingt. Die innerweltliche protestantische Askese — so können wir das bisher Gesagte wohl zusammenfassen — wirkte also mit voller Wucht gegen den unbefangenen Genuß des Besitzes; sie schnürte die Konsumtion, speziell die Luxuskonsumtion ein, dagegen entlastet sie im psychologischen Effekt den Gütererwerb von den Hemmungen der traditionalistischen Ethik; sie sprengt die Fesseln des Gewinnstrebens, indem sie es nicht nur legalisiert, sondern direkt als gottgewollt ansieht. Der Kampf gegen Fleischeslust und das Hängen an äußeren Gütern war kein Kampf gegen rationalen Erwerb, sondern gegen irrationale Verwendung des Besitzes. Die religiöse Wertung der rastlosen stetigen systematischen weltlichen Berufsarbeit als

schlechthin höchsten asketischen Mittels und zugleich sicherster und sichtbarster Bewährung des wiedergeborenen Menschen und seiner Glaubensechtheit mußte ja der denkbar mächtigste Hebel der Expansion jener Lebensauffassung sein, die wir hier als Geist des Kapitalismus bezeichnet haben. Und halten wir nun noch jene Einschnürung der Konsumtion mit dieser Entfesselung des Erwerbsstrebens zusammen, so ist das äußere Ergebnis naheliegend: Kapitalbildung durch asketischen Sparzwang. Die Hemmungen, welche dem konsumtiven Verbrauch des Erworbenen entgegenstanden, mußten ja seiner produktiven Verwendung als Anlagekapital zugute kommen. Einer der konstitutiven Bestandteile des modernen kapitalistischen Geistes — und nicht nur dieses, sondern der modernen Kultur: die rationale Lebensführung auf Grundlage der Berufsidee, ist geboren aus dem Geiste der christlichen Askese. Daß die Beschränkung auf Facharbeit mit dem Verzicht auf die faustische Allseitigkeit des Menschentums, welchen sie bedingt, in der heutigen Welt Voraussetzung wertvollen Handelns überhaupt ist, daß also „Tat" und „Entsagung" einander heute unabwendbar bedingen: dies asketische Grundmotiv des bürgerlichen Lebensstils hat auf der Höhe seiner Lebensweisheit in den „Wanderjahren" und in dem Lebensabschluß, den er seinem „Faust" gab, auch Goethe uns lehren wollen. Für ihn bedeutete diese Erkenntnis einen entsagenden Abschied von einer Zeit vollen und schönen Menschentums, welche im Verlauf unserer Kulturentwicklung ebensowenig sich wiederholen wird wie die Zeit der Hochblüte Athens im Altertum. Der Puritaner wollte Berufsmensch sein, — wir müssen es sein."

So weit ins Religiöse hinein reichen also die Wurzeln des amerikanischen Geschäftstums. Stärker vielleicht als bei irgendeiner anderen Bevölkerungsschicht, hat sich diese strenge geschäftliche Berufsauffassung bei den geistig Führenden der Nation ausgebreitet und festgesetzt. Sie, die geistigen Arbeiter, Unternehmer, Schriftsteller, Direktoren, gehen in ihrer Arbeit vollständig auf. Ihre Leistungen — selbst der Bestbezahlten unter ihnen — grenzen in bezug auf freiwillig auf sich genommene Länge der Arbeitszeit und der produzierten Arbeitsmengen ans Phantastische. Der millionenreiche glänzende Journalist der gelben Presse Arthur Brisbane schreibt heute noch als alter Mann geradeso, wie vor einem Jahrzehnt, täglich (!) seinen Leitartikel, wie überhaupt jeder Herausgeber und große Journalist in jeder Ausgabe seiner Zeitung oder Zeitschrift persönlich das Wort nimmt. Selten, daß sich einer diese Spalten von anderen unter

seinem Namen schreiben läßt. Bei Brisbane trifft das ganz gewiß nicht zu, wie man mir in journalistischen Kreisen auf das bestimmteste versichert hat. Auch der um zehn Uhr erscheinende Unterschriften- und Sitzungswahrnehmungs-Direktor in Handel und Industrie ist eine Ausnahmeerscheinung. Der zweite Direktor eines Riesenhotels, ein ehemaliger Hotelbesitzer aus dem Rheinland, versichert mir, daß er seit Januar dieses Jahres täglich vierzehn bis fünfzehn Stunden Dienstzeit hinter sich und bisher nur eineinhalb Tage freie Zeit für sich in Anspruch genommen habe. Er verdient soviel, daß er in zehn Jahren ein Vermögen von 250 000 Goldmark besitzen wird. Dann ist er 45 Jahre alt und will sich am schönen Rhein oder in einem Berliner Vorort eine Villa kaufen. Ich zweifle daran; wahrscheinlich wird er sein tätiges Leben nicht mehr lassen und zur ersten Viertelmillion die zweite hinzufügen. Erholung und Besinnungspause und auch Gemütlichkeit — oder wenigstens das, was man in Amerika darunter versteht — ist ausschließlich dem Sonnabend—Sonntag vorbehalten. Da wird dann alles, aber auch wirklich alles Geschäftliche abgeschüttelt.

9.

Konkurrenz.

Daß im Wettkampf des Lebens große Leistungen geboren werden, dafür ist der Wirtschaftsbetrieb in U. S. A. ein lebendiges Beispiel. Nirgendswo auf der Welt wird der Konkurrenzkampf rücksichtsloser geführt. Das spürt der Besuchsreisende und nimmt dieses Andersein der Lebensatmosphäre als tiefsten Reiseeindruck mit nach Hause. Auch der Einwanderer weiß bald: hier geht es hart auf hart. Das schüchternste deutsche Dienstmädchen bekommt schon in kurzer Zeit einen Begriff von der beschwingteren Lebensenergie, die hier regiert, wenn sie um 10 Uhr morgens um eine Stellung vorspricht und nach erfolgtem Einzug in den Haushalt um 11 Uhr, punkt 12.30 Uhr das erste Mittagessen auf den Tisch stellen soll.

Oder: fünf große Ölgesellschaften haben sich in Kalifornien Großkampf angesagt. Auf einen Angriff einer schüchternen kleinen, die den Preis für die Gallone Kraftstoff plötzlich von 22 auf 19 Cents heruntersetzte, folgte der Gegenschlag der vier großen andern, die sofort von 22 auf 18 Cents heruntergingen. Wallstreet beginnt zu schätzen: wer hält es länger

aus? Ein gewaltiges Schauspiel, vielleicht ein Kampf auf Leben und Tod für manche, die heute noch auf stolzen Rossen sitzen und Hunderttausende von Automobilen jährlich produzieren, droht in der Automobilindustrie. Ford ist angegriffen, schon etwas zurückgeschlagen und rüstet nun mit aller Macht zum Gegenangriff. Von seinem nächsten Schritt hängt es ab, ob in der Wallstreet viele Millionen in kurzer Zeit gewonnen oder verloren werden. Detroit ist von Spionen umgeben, die versuchen, die Pläne des Automobilkönigs so früh wie möglich zu enthüllen. (Im Sommer 1928 wurde endlich der Schleier gelüftet, das neue Fordauto erschien und der Kampf zwischen der General Motor Comp. und Ford ist im vollen Gange.)

Dieser gewaltige Konkurrenzkampf im Wirtschaftsleben, der seine eigene Strategie und Taktik hat, reicht vom „big business", dem großen Geschäft, bis hinab zum Kleinhändler.

In einem Magazin gibt uns eine ehemalige Gehilfin aus der „Kriegsabteilung" eines der größten Warenhäuser der Welt einen Einblick in die Mittel und Wege, deren sich die Strategie eines großen Warenhauses bedient, um im Kampfe gegen den Konkurrenten den Sieg davonzutragen.

Wir erfahren von dieser Verfasserin, daß die großen amerikanischen Warenhäuser besondere Abteilungen haben, die den Kundschafterdienst im Gebiete der Konkurrenten organisieren und leiten. In dem beschriebenen Warenhause, das alles in allem etwa 10 000 Angestellte beschäftigt, waren in dieser Kriegsabteilung etwa zwanzig Personen angestellt. Diese Angestellten versehen eine Art Geheimdienst. Sie betreten das Gebäude des Warenhauses durch einen besonderen Eingang, haben einen eigenen Personenaufzug, der sie nach den Büroräumen bringt, die von den übrigen Abteilungen des Warenhauses getrennt sind. Ihre erste Aufgabe ist, dem eigenen Personal in ihrer Eigenschaft als Angestellte dieser Geheimabteilung unbekannt zu bleiben. Geeignet für diesen Dienst sind gebildete Damen, die als reiche Kundinnen wohl aufzutreten verstehen. Solche mit Universitätsstudium und gesellschaftlichen Verbindungen werden vorgezogen. Im Vergleich zu diesen hohen Anforderungen ist die Bezahlung der Beamtinnen eine sehr geringe. Sie beginnen mit 22 Dollar die Woche und erhalten nach Bewährung nicht mehr als 25 Dollar. Dabei müssen sie sich stets gut kleiden und diese Anschaffungen vom Gehalte bestreiten. Die Warenhausleiter behaupten, sie brauchten für diese Dienstleistungen nicht mehr zu bezahlen, weil sich gebildete Damen, um der Langeweile

zu entrinnen, ständig anböten, ohne auf eine Vergütung großen Wert zu legen.

Die Hauptaufgabe dieser Damen besteht darin, bei den Konkurrenten Einkäufe zu machen. Manche unter ihnen haben monatlich für einen Betrag bis zu tausend Dollar einzukaufen. Der Zweck dieser Einkäufe besteht darin, die Leitung des Warenhauses über die Art der Bedienung, die Preise, den Umfang der Vorräte, die Qualitäten, die Art der Anpreisung und Auslage dieser Waren, die vom Konkurrenten verkauft werden, auf dem laufenden zu halten. Solche Einkäufe werden oftmals auch in den eigenen Abteilungen gemacht, um die Leitung über die vergleichsweisen Zustände bei sich und den anderen zu unterrichten. Die Verfasserin teilt uns mit, daß es die Politik ihrer Firma sei, die Konkurrenz zu unterbieten. Zu diesem Zweck würden ohne Bedenken gutgehende Muster anderer Geschäfte manchmal sofort im großen nachgemacht und in kürzester Zeit zu einem billigeren Preise angeboten. Als Unterlage für die ersten Morgeneinkäufe beim Konkurrenten dienen die Inserate in der letzten Abendzeitung und in den Morgenblättern. Um zehn Uhr vormittags laufen die ersten telephonischen Berichte von den Einkäuferinnen ein, die Entscheidungen über die Preispolitik für die Abteilungen, die von der Konkurrenz am stärksten bedroht sind, werden sofort gefällt, und schon am Nachmittag wird das Warenhaus seinen Kunden die gleichen Vorteile bieten wie seine Gegner.

Am interessantesten wird die Aufgabe der Abteilung bei einem Preiskampf. Sobald feststeht, daß ein Konkurrent eine Ware als Zugmittel unter dem Einkaufspreis zu verkaufen beginnt, wird versucht, ihn auszukaufen. Hunderte von Angestellten werden zu ihm geschickt mit dem Auftrag, soviel wie möglich von dem unterbotenen Gegenstand hereinzubringen. Sobald der Konkurrent das merkt, erwidert er manchmal das Kompliment, schickt seine Angestellten ins gegnerische Warenhaus und läßt die Gegenstände wiederum zurückkaufen. — Denn selbstverständlich darf das Warenhaus gemäß seiner Politik nicht teurer verkaufen als der Konkurrent. Die Verfasserin teilt einen Fall mit, in dem ein Schuhhändler mit „Reitstiefeln" zum Angriff vorging. Der Einkaufspreis dieser Stiefel stellte sich auf 12 Dollar. Der normale Verkaufspreis betrug 17 Dollar. Während des Preiskampfes verkauften beide Häuser ihre Stiefel zu 5 Dollar. Das Publikum war der lachende Dritte. Die ganze Kriegsabteilung verwandelte sich während dieser Zeit in eifrige Stiefel-

kunden, bis eines schönen Tages beim Konkurrenten der Preis wieder auf 17 Dollar hinaufgeklettert war. Alles atmete auf. Bei dieser Politik heißt es immer auf der Hut sein, sonst können unnötigerweise hohe Summen verloren werden. Auf niedrige Preise für Ausschußwaren oder kleine Restbestände darf man nicht hineinfallen; solche Preisunterbietungen sind vorübergehend und meistens ungefährlich. Aufgabe des Geheimdienstes ist es, darüber rechtzeitig Aufklärung zu schaffen.

Die großen so eingekauften Warenmengen werden in eigenen Laboratorien gründlich untersucht, umgezeichnet und als Gelegenheitskäufe im eigenen Warenhause wieder ausgeboten. Manchmal werden Stücke zurückbehalten, um dem Kunden, der die gleiche Ware beim Konkurrenten zu einem billigeren Preise gesehen haben will, den Unterschied in der Qualität klarzumachen.

Ganz solche Formen des Konkurrenzkampfes möchten wir uns in Deutschland nicht wünschen. Doch der Geist des Strebens, von dem er getragen wird, ist vorbildlich und führt zum wirtschaftlichen Fortschritt. Der Unternehmer muß ein rastloser Geselle bleiben. Sein Wahlspruch sei: Das Bestehende ist unvollkommen. Ein Fortschritt vom Guten zum Besseren ist immer möglich. Das Suchen nach neuen Ideen darf niemals rasten.

10.

Du kannst es auch!

Wir in Europa lächeln oft über die naive Gläubigkeit des Amerikaners an den erfolgreichen Ausgang einer jeden unternehmerischen Handlung, wie sie uns der amerikanische Film täglich vor Augen führt. Und doch ist dieser Geist eine Großmacht im Wirtschaftsleben des amerikanischen Volkes. Er findet seinen Niederschlag in allen Zeitungen und Zeitschriften, die wiederum ein aktives Mittel darstellen, durch das diese Geistigkeit gefördert und erhalten wird. Das unternehmerische Handeln und Wollen kann in gewissem Sinne anerzogen werden. Das beste Beispiel für diese Tatsache sind die Einwanderer, und die Deutschen unter ihnen sind mit die ersten und erfolgreichsten im Erfassen und Aneignen dieser unternehmerischen Geistigkeit. Wollen und Phantasie des Einwanderers werden beschwingt, und dieser Schwung wird durch jedes Mittel sinnlichen Ausdrucks in Bewegung gehalten.

Die Atmosphäre des Erfolges wird erhalten und geschaffen durch fortwährendes Ins-Licht-Stellen von großen erfolgreichen Persönlichkeiten. Die Leitsterne der praktischen Volkserziehung sind weit mehr große Menschen als große Ideen. Mir sind allein durch Lesen des täglichen Schrifttums in Amerika in verhältnismäßig kurzer Zeit mehr Führer der Wirtschaft und ihre Lebensgeschichten bekanntgeworden, als während meiner ganzen Studien- und Berufstätigkeit in Deutschland. Das Leitmotiv aller Erziehung in Amerika lautet: Der Mensch ist allein in der Welt und muß auf sich selbst gestellt seinen Weg machen.

Der amerikanische Geschäftsmann, der im handelnden Alltag des Lebens steht, liest eine Anzahl von Zeitschriften, deren Hauptaufgabe darin besteht, diesen fröhlichen Unternehmergeist in ihm wachzuhalten. Schon ein erster Blick auf die Umschlagseiten dieser Zeitschriften gibt uns einen Begriff von der Technik dieser psychologischen Beeinflussung. Vor mir liegt eine Nummer der Zeitschrift „Forbes". Ihr Leitaufsatz lautet: Getting ahead by thinking ahead. (Aufwärtssteigen durch Vorwärtsdenken.) In diesem Aufsatz erzählt ein Handelsjournalist, wie der Generaldirektor des Welthauses Goodjear Tire and Rubber Company seine Unternehmungen durch scharfe geistige Vorausplanung zu der heutigen Größe heraufgeführt hat. Der Artikel enthält eigentlich nur ein Stück Geschichte dieses Industriezweiges. Was ihn bedeutsam macht, ist das Leitmotiv, das in der Überschrift treffend zum Ausdruck kommt, nämlich: Was vermag der schöpferische menschliche Geist an großen Werken auf dieser Welt zu gestalten, wenn ihn zäher Wille und Energie beflügeln? In der gleichen Nummer erzählt ein kleiner Spinnereifabrikant: „How I saved 5.000 Dollars at twenty one", wie er im Alter von einundzwanzig Jahren fünftausend Dollar erspart hat. Er beschreibt genau sein rastloses Mühen, Arbeiten, Spekulieren und vergißt auch nicht, zu unterstreichen, daß er eine streng geregelte Lebensführung ohne Alkohol und Nikotin und ohne gesellschaftliche Gemütlichkeit eingehalten habe. So ist die ganze Zeitschrift angefüllt mit praktischen Erfahrungen aus dem erfolgreichen Geschäftsleben. Dabei wird auch von einer Auseinandersetzung mit komplizierteren Tagesfragen aus dem volkswirtschaftlichen Gebiet nicht zurückgeschreckt. Die journalistische Einkleidung solcher Probleme ist aber so geschickt, daß der im theoretischen Denken ungeübte praktische Geschäftsmann als Leser gewonnen werden kann. So wird z. B. die Frage, ob die Zunahme der kaufmännischen Angestellten im amerikanischen Geschäfts-

leben ein Anzeichen der Desorganisation des Verteilungssystems sei, in Form einer erregten Aussprache in der Generalversammlung einer großen Gesellschaft besprochen, die in Wirklichkeit auch stattgefunden hat.

Noch drei andere Zeitschriften dieser Art habe ich vor mir liegen. Ihre Titel und Namen entsprechen ganz dem geschilderten Geist: System, Succes, Opportunity; System, Erfolg und „Gute Gelegenheit". Alle drei sind Monatszeitschriften zwischen Quart- und Folio-Format und haben einen Umfang von 100 bis 120 Druckseiten. Davon entfällt etwa die Hälfte auf Reklame und mindestens ein weiteres Fünftel auf die Illustration der Artikel. „System" nennt sich ein „Geschäftsmagazin"; es trägt auf der Titelseite den farbigen Charakterkopf eines Ministers Thomas J. Watson, Präsidenten der Internationalen Büromaschinen-Gesellschaft, der in diesem Heft ein Stück seiner und der Gesellschaft Lebensgeschichte mitteilt. Der Drucksatz dieses Artikels wird von Bildern unterbrochen, die den jetzigen Präsidenten der Maschinenfabrik als ehemaligen Arbeiter an der Drehbank zeigen. Ein anderes Bild führt uns in die Werkstatt an einer Reihe von Werkzeugmaschinen vorbei. In Deutschland würden wir in der Unterschrift für eine solche halbseitige Photographie wahrscheinlich einfach und korrekt mitteilen: „Blick in die Werkzeugabteilung für Spiralbohrer der X. X. Maschinenfabrik". Der Amerikaner wählt dafür folgende Bilderklärung: „Unsere Vorarbeiter sind in der Tat ausführende Organe der Produktion. Sie gehören zu unserer Führerschule. Der Weg in die vorderste Linie geht durch dieses mittlere Führertum. Ihnen legten wir unseren Standpunkt dar, ihrem Urteil und ihren Vorschlägen paßten wir unsere innere und äußere Fabrikpolitik an, und es machte sich gut bezahlt."

Als Anhaltspunkt für eine solche Erklärung des Bildes sieht man zwei Arbeiter an Maschinen stehen, von denen offenbar der eine ein Vorarbeiter ist. Dem toten Bild wird durch dieses Herausstellen des Vorarbeiters als Träger des Geistes der Werkstattorganisation eine wundervolle Lebendigkeit verliehen. Nicht allein solche Bilder und ihre Unterschriften machen einen Aufsatz interessant und abwechslungsreich, die eintönigen Seitenräume werden außerdem immer wieder unterbrochen durch in besonderem Druck hervorgehobene — oft auch eingerahmte — Aussprüche, Leitsätze, Lebensweisheiten praktischer Geschäftsleute und großer Führer und Denker.

Ich habe persönlich unter meinen deutsch-amerikanischen Freunden viele getroffen, die den wagemutigen unternehmerischen Geist in sich aufgenommen haben. In Chikago traf ich z. B. einen Mann, der mit vierzig Jahren anfing, Rechte zu studieren. Von dem größten Institut für kaufmännischen Selbstunterricht habe ich erfahren, daß das Durchschnittsalter seiner 250 000 Schüler 34 Jahre beträgt.

Auch die großen Tageszeitungen, nicht nur die Zeitschriften des Geschäftsmannes, haben regelmäßige Spalten eingerichtet, in denen sie diesen unternehmerischen Geist anregen und pflegen. Der „Chicago Evening American" hat eine regelmäßige Spalte unter der Überschrift: Wege zum Aufstieg. Hier werden täglich unter dem Namen der erfolgreichsten Geschäftsleute der Stadt Briefe aus dem Leserkreis beantwortet, in denen Leute um Beratung bitten, wie sie in dieser oder jener Lebenslage besser vorwärtskommen können. Eine andere Zeitung „The Daily News", ebenfalls in Chikago, bringt Ähnliches unter der Überschrift: „Deine Arbeit und die des anderen. Wie erringt man Erfolg." Der Leitartikel einer mir vorliegenden Spalte behandelt die Frage, wie es kaufmännischen Angestellten möglich sei, sich durch planmäßige Spezialausbildung aus der überfüllten Schicht schlecht bezahlter Angestellter herauszuheben und nach und nach einen Seltenheitswert zu erlangen. Auch die „Hearst-Presse" mit den zehn Millionen Lesern ihrer Sonntagsausgabe widmet seit einiger Zeit jede Woche eine volle Titelseite ihres redaktionellen Teils der Anregung zum unternehmerischen Handeln.

Stellen wir mit unseren deutschen Zeitschriften einen Vergleich an, so fällt uns auf, daß die amerikanischen sich zuerst und in der Hauptsache an die Eigenschaften im Menschen wenden, die — wie Energie, Mut, Selbstvertrauen, geistige Beweglichkeit, Phantasie, — zu einem erfolgreichen unternehmerischen Handeln notwendig sind. Darüber hinaus wird an Hand von unzähligen Fällen aus der Praxis gezeigt, wie man in einer gegebenen Lage sich praktisch verhalten soll. Gegenüber der deutschen Betrachtungsweise, die sich meist nur an das abstrakte Denken wendet und nicht zur Ruhe kommt, bis festgestellt ist, wie die Dinge im Innersten zusammenhängen, hat diese amerikanische Art Nachteile, aber auch große Vorteile.

11.

Reklame, Reklame!

Die amerikanische Reklame hat mich bezaubert. Seither bin ich ein glücklicherer Mensch geworden, wobei aber mein Geldbeutel ständig leichter wird. Mit Begeisterung laufe ich allen riesengroßen Reklametafeln, die die vielen unbebauten Grundstücke einrahmen und die ganze Nacht durch vier bis fünf elektrische Lampen pro Tafel beleuchtet werden, entgegen und entziffere ihren Inhalt. Was kann ich dafür, wenn ich langsam diesen Reklamesuggestionen unterliege und nach und nach begierig nach den Genüssen werde, die ich täglich so verlockend geschildert finde. Lese einmal einer fünfhundertmal: „Oh Henry, what a good candy!" (O Heinrich, was ist das für ein gutes Zuckerplätzchen) und sehe daneben immer ein herziges, lachendes Mädel mit einem wohlgepflegten Bubikopf und schneeweißen Zähnen, wie sie mit zwei Fingerchen das candy in den Mund steckt und dabei in den entzückenden Ausruf: „Oh Henry . . .!" ausbricht! Wer sehnt sich da nicht nach der Rolle des also gelobten Henry und wird neugierig auf die Zuckerplätzchen, die solche Wirkung haben? Nun, für 65 Cent im nächsten Kandystore läßt sich dann die Neugierde stillen und der Reklamezweck ist erreicht. Die gleichen Riesentafeln künden aber auch Dinge an, die in Deutschland bescheidener in den Hintergrund treten. „Was ist das beste Brot? 15 inches lang und so und soviel schwer? Natürlich das von der Brotfabrik X." „Eßt mehr Brot!" — „Benutze die Straßenbahn, du unterstützest damit ein Kommunalunternehmen, vermeidest Autounfälle, hast keine Autounterbringungsschwierigkeiten und es ist billig!" Das hört sich natürlich in Englisch knapper und packender an. Es ist der Reklamespruch, den die Detroiter Städtische Straßenbahn durch Wanderschrift und Plakate der Bevölkerung einhämmert.

Auch in New York überbieten sich die Verkehrsunternehmungen in der Werbung um das Publikum.

Eine in Deutschland ebenfalls nicht geläufige Reklame ist die der Handelskammern großer Städte zur Heranziehung von neuen Industrien. Auf dem Wege von New York nach Buffalo kann man vom Zug aus jede halbe Stunde eine große Riesentafel in der Landschaft stehen sehen mit der Aufschrift: „Bring your busineß to Buffalo!" (Bringe dein Geschäft nach Buffalo!).

Auffallend sind bei der Plakat- und Bildreklame die oft riesigen

Größen, die grellen, schreienden Farben, die wenig künstlerische Durchbildung und Gestaltung von Farben und Formen, die sehr einfachen und suggestiven, oft sogar poetischen Satzgebilde und, was echt amerikanisch ist, die Bevorzugung und ewige Wiederkehr des „hübschen, süßen Bildchens". Stilisierten künstlerischen Flächenschmuck findet man nur ganz selten. Typisch ist dafür der Bildschmuck der großen und teuren Inserate in der „Saturday Evening Post", der führenden illustrierten Wochenzeitschrift Amerikas (Auflage über zwei Millionen, Umfang etwa hundert Seiten Text und hundert Seiten Reklame. Inseratenpreis zwölf Dollar die Zeile und etwa 12 000 bis 15 000 Dollar die Doppelseite. Verkaufspreis der 200 Seiten starken, auf bestem Papier gedruckten Einzelnummer — fünf Cents).

Ebenfalls immer wiederkehrend ist die ganz naturgetreue Zeichnung oder Photographie des angepriesenen Gegenstandes, meist wie er sich im Betriebe zeigt: Das Auto auf der Landstraße, die Frühstückskakes auf dem hübsch gedeckten Tisch, die Schreibmaschine bedient von einer berühmten amerikanischen Schönheit Vorherrschend ist in den Zeitschriften die zartgetönte, wie Aquarell aussehende Kolorierung solcher Photographien und Zeichnungen. Kinder und künstlerisch unerzogene Menschen finden solche Abbildungen „hübsch und fein". Ob auf die Dauer?

Diese naturgetreue Bildreklame deutet aber auch eine tiefe innere Wandlung der amerikanischen Reklame an, die man in Europa noch wenig beachtet hat; es ist die fanatische Wendung vom Bluff zur Wahrheit, die im amerikanischen Reklamewesen in den letzten zehn Jahren stattgefunden hat. Ein sehr einfacher Gedankengang hat diese Wirkung ausgelöst, nämlich die Einsicht, daß Reklame auf die Dauer nur wirkt, wenn die Leute an sie glauben. Dieser Glaube wird aber um so tiefer erschüttert, je mehr die Reklameanpreisung von den Tatsachen abweicht. Warenhäuser und Postversandgeschäfte sind in der wahrheitsgetreuen Abbildung und Schilderung ihrer Waren vorangegangen. Inserate und Kataloge wurden daraufhin scharf überwacht. Zeitungen und Zeitschriften folgten nach, errichteten große Abteilungen, ja sogar Laboratorien (z. B. die Wochenzeitschrift „Good Housekeeping") zur ständigen Überwachung der inserierenden Firmen. Das Inserat muß den Tatsachen entsprechen, ist ein eiserner Grundsatz, besonders der führenden Zeitschriften geworden. Manche machen bei Inseraten von Versandgeschäften

die Bedingung: Bei Nichtgefallen der Ware das Geld zurück. Die meisten großen Versandhäuser führen dieses Prinzip streng durch.

Die ganze Bewegung für den Schutz der Reklame vor schlechtem Ruf hat ihre organisatorische Krönung in den „Berufsvereinigungen der Reklamefachleute und -firmen" gefunden. Mit Ausnahme der allergrößten Firmen übertragen die amerikanischen Kaufleute und Industriellen die Gesamtplanung und Ausführung ihrer Werbefeldzüge einem selbständigen Reklamefachmann oder Reklamebüro. Es gibt viele Hunderte solcher Unternehmungen, die im Auftrage „Reklame produzieren". Es haben sich sogar schon Spezialfirmen z. B. nur für ganz große Tafelreklamen, die zur Straßen- und Landschafts„verschönerung" wahllos überall aufgestellt werden, herausgebildet. Natürlich sind die Tafel- und Plakatgrößen auch schon standardisiert. Die Rationalisierung der Reklame gehört nämlich mit zu den Aufgaben der Reklamefachleute und Fachfirmenvereinigung. Die zweite Aufgabe dieser Vereinigungen ist der wirtschaftliche und sonstige Berufsschutz, worunter die Wahrung der Unabhängigkeit des Berufsstandes eine Hauptrolle spielt (Mitglieder der Vereinigung dürfen z. B. nicht bei Industriefirmen gegen Zeitgehalt arbeiten, haben sich an bestimmte Sätze zu halten u. a. m.). Als dritte und wichtigste Hauptaufgabe haben Reklamevereinigungen und Klubs darauf zu achten, daß ihre Mitglieder ehrenhafte Geschäftsleute sind und sich nur für wahrheitsgetreue Anpreisungen einsetzen. Die Mitgliedschaft in einer solchen Vereinigung gibt aber auch dem Auftraggeber die Garantie, daß die Reklamefirma finanziell „gut" ist und Berufskönnen und Erfahrung besitzt.

Man schätzt die gesamten Aufwendungen für Reklame in der amerikanischen Volkswirtschaft auf 1500 Millionen Dollar, das sind rund 6 Milliarden Reichsmark (1928). Unter den *Reklamemitteln*, auf die sich der große Werbeaufwand verteilt, steht die *Zeitungsinseratreklame* an erster Stelle.

Ein ganz roher Überschlag der Ausgabe für Zeitungsreklame bringt uns auf achthundert Millionen Dollar (nach einer Schätzung auf der internationalen Tagung der Reklamefachleute in Detroit, Juli 1928).

Dem Geldaufwand nach beträgt die Magazin- und Zeitschrifteninseratenreklame etwa 200 Millionen Dollar. Die 75 größten Zeitschriften nahmen im Jahre 1924 134,4 Millionen Dollar ein, darunter die „Saturday Evening Post" allein 39,9 Millionen, in großem Abstand folgt die Frauenzeitung „Ladies Home Journal" mit 13,7 Millionen, dann der „Literary

Digest" mit 7,7 Millionen, „Pictorial Review" mit 7,1 Millionen usw., bis wir an 21. Stelle auf „Women World" mit 1,03 Millionen stoßen. Noch viel weiter unten steht das dicke Magazin des gelben Zeitungskönigs „Hearst's International" mit 0,58 Millionen Dollar Jahreseinnahmen für Inserate. Von den 136 Millionen Dollar Jahreseinnahmen dieser 75 Zeitschrift „St. Nicholas" mit nur 53 500 Dollar Jahreseinnahmen für Inserate. Von den 136 Millionen Dollar Jahreseinnahmen dieser 75 Zeitschriften entfallen auf die sieben Wochenzeitschriften allein 51 Millionen Dollar und auf die zehn Frauenzeitschriften weitere 43,7 Millionen.

Interessant ist die Umrechnung der Jahreseinnahmen auf die Auflage — und sofern man für die Einzelnummer nur einen Jahresleser rechnet — auf den jährlichen Leser. Bei der über zwei Millionen großen Auflage der „Saturday Evening Post" entfällt auf den Leser im Jahre 1924 eine Inserateneinnahme von 17,20 Dollar (Bezugspreis der Zeitschrift nur 1 Dollar für das Jahr), andere steigen bis auf 19,50 Dollar für den ständigen Leser; „Vogue" hat 17 Dollar, und so geht es hinunter bis auf 10 Dollar. Darunter sinken Zeitschrifteneinnahmen aus Inseraten kaum, wenigstens nicht bei Zeitschriften, die in der Hauptsache davon leben müssen. Da liegt also wohl die durch die Unkosten der Auflage (Größe und Zahl), die Höhe der Reklamesätze und durch das Absatzvolumen bestimmte Rentabilitätsgrenze einer solchen Zeitschrift. Große Tageszeitungen fallen jedoch noch weit unter diesen Einnahmebetrag für Inserate für den jährlichen Leser (bzw. Stück der Auflage). Nur die „New York Evening Post" nahm für jeden Leser 1924 10,50 Dollar ein, die „Times" 9,75 Dollar, „Chicago Tribune" 7,15 Dollar, „New York Herald" 6,25 Dollar.

Die dritte große, statistisch einigermaßen erfaßbare Reklamegruppe ist die Straßenreklame, worunter also alle Plakate, Tafeln und Lichtreklamen fallen. Auf dem Kongreß in Detroit wurden die Ausgaben dafür auf nahezu 200 Millionen Dollar pro Jahr geschätzt.

Mit diesen drei hier behandelten Reklamegebieten ist das amerikanische Reklamewesen natürlich noch lange nicht erschöpft. Die persönliche Drucksachen- und Briefreklame ist z. B. gewaltig groß. 300 Millionen Dollar werden in Amerika jährlich dafür aufgewendet. Jeder kleine Geschäftsmann kann täglich seinen Papierkorb bis zu einer beträchtlichen Höhe damit anfüllen. Auch der Privatmann wird nicht verschont. Ich selbst bin schon die Zielscheibe von Auto-, Bücher-, Redekursus- und Nährtabletten-

Drucksachenbriefen geworden. Wie ich das verschuldet habe, weiß ich nicht. Adressenschreiben wird übrigens auch hier als Heim- und Nebenarbeit vergeben (fünf Dollar für tausend Stück).

Will ich meinen Gesamteindruck von der amerikanischen Reklame kurz zusammenfassen, so kann ich nur sagen: sie gefällt wir nicht und dennoch mag ich sie. Sie zwingt die Menschen, sich mit ihr zu beschäftigen. Reklame bestreitet einen großen Teil der Volksunterhaltung: Humor, Witz, Poesie, Einfälle und auch eindringliche Belehrung sind ihre anziehendsten Merkmale. Man kommt aus dem Kopfschütteln und Lachen nicht heraus. Sie wendet sich an das Kindliche im Menschen. Ihr größter Mangel ist fehlender Geschmack. Die Schaufenster sind meist gegenüber dem guten Durchschnitt in Berlin, Hamburg oder einer deutschen Mittelstadt schlecht, vor allem geschmacklos dekoriert. Die Waren sind oft nur so hineingeworfen, was meinethalben auch ein künstlerischer Stil sein mag, der dann aber nicht so ungepflegt übertrieben werden darf. In den ersten Wochen meines Aufenthaltes fiel ich von einem Entsetzen ins andere über soviel unmögliche Möglichkeiten. Nur ganz wenige Spitzenleistungen sind den besten in Deutschland ebenbürtig. Diese Spitzen sind aber so dünn gesät, daß man sie nicht als Vertreter für den Durchschnitt ansehen darf. Dieser ist, was Kunst und Geschmack angeht, *unter* dem deutschen Durchschnitt, wenn vielleicht auch Wort und Bild oftmals packender und eindringlicher sind.

Die amerikanische Reklame ist ohne den amerikanischen Menschen undenkbar. Diesen versteht sie aber wahrscheinlich ganz gut; er weiß nämlich das Schreiende und Riesengroße wohl zu schätzen, und auch das „Liebliche" und „Süße" zieht ihn hinan: zwei Eigenschaften, die eben nicht allen Menschen in der weiten Welt gegeben sind. Wir wollen dafür dankbar sein. Doch grau ist alle Theorie; mein Tagebuch enthält einen bunten Bilderbogen von amerikanischen Reklameerlebnissen. Eine Auswahl sei hier gebracht als Symbol und Ausdruck amerikanischen Geistes, wo er am eigenartigsten zum Vorschein kommt, im Geschäft.

12.

Bilderbogen.

Chikago. Was rennt das Volk, was wälzt sich dort? Kein Ritter hoch zu Roß, jedoch ein vorzügliches Reklameereignis. Ein Zahnarzt braucht Kunden. Er weiß, daß die Furcht vor dem blitzenden Stahlinstrument

manche Leute abhält, rechtzeitig seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Diese Furcht, ein gefährliches Geschäftshindernis, gilt es beim Publikum zu überwinden. Er eröffnet in den belebtesten Straßen von Chikago einen Raum, der von der Straße weder durch Glasscheiben noch durch Türen abgetrennt ist. An der einen Seite auf einer bühnenartigen Erhöhung sieht man die vollständige Einrichtung einer zahnärztlichen Folterkammer. Auf dem Stuhle sitzt ein Patient und vor ihm steht im weißen Rocke ein Zahnarzt, dem man seine „ernsten" Absichten am Gesichte ablesen kann. Die öffentliche Vorstellung trägt den Titel „Zahnziehen ist ein Vergnügen". Man erfährt das aus einer temperamentvollen Rede, die ein anderer eleganter Kavalier im Zylinder im Vordergrunde dem zahlreichen Publikum hält, während im Hintergrunde die schaurige Prozedur möglichst langsam vor sich geht. Das Opfer im Stuhl sitzt mit selig lächelnder Miene da und beweist dadurch die überzeugenden Ausführungen des Redners. Bloß die nervös auf das Knie trommelnde Hand zeigt an, daß es dem Patienten nicht ganz so gemütlich zumute ist, wie er gern glauben machen möchte. Der Zahn wird gezogen. Kein Trick, keine Mache, realster Naturalismus. Der Vorgang vom Einführen der silbernen Zange in den schiefgezogenen Mund des Patienten bis zum triumphierenden Vorzeigen des schwarz angekrankten, gelblichgrauen, bluttriefenden Zahnkörpers dauert nicht lange, vielleicht zehn Sekunden. Aber auch für die Zuschauer dehnen sich diese Augenblicke zu einer halben Ewigkeit.

Mit Schrecken beobachtet man, wie das Kinn des Opfers zweimal krampfhaft zuckt. Es ist wirklich schwer, den Versicherungen zu glauben, daß der Patient absolut nichts gespürt habe. Im Anschluß an die Vorstellung wird eine Garnitur von Mundwasser, Zahnbürste, -pulver und ein Lehrbuch ausgeboten, für deren Kauf das Publikum sich außerordentlich willig zeigt, weil es offenbar darin ein einleuchtendes Mittel sieht, um um das zweimalige Kinnzucken als eigenes Erlebnis herumzukommen.

Durch eine sehr realistische Reklameidee vermochte neulich ein großes Warenhaus im Osten der Vereinigten Staaten den Umsatz in der Kinderwarenabteilung in kurzer Zeit auf das Dreifache zu steigern. Sie mieteten vier kleine Kinder, stellten gleichzeitig vier Kinderschwestern an und richteten die vier größten Schaufenster zu Babyzimmern ein. Die Kinder wurden mit den besten Sachen des Warenhauses gekleidet, öfter umgezogen und das ganze Zimmer im modernsten Betriebe einer Kleinkinderstube von morgens früh bis abends spät vorgeführt.

Im freien Lande Amerika zeigt die Reklame oft großen Wagemut. Kein Mensch verhindert eine große Tabakfirma, riesige farbige Reklametafeln in der Landschaft aufzustellen, auf denen dargestellt wird, wie ein bei zu schnellem Fahren ertappter Automobilist dem aufschreibenden Hüter des Gesetzes das verführerische Produkt der bekannten Tabakfabrik zum Geschenke anbietet. Das strahlende Gesicht des Polizisten gibt Zeugnis davon, daß Beamtenbestechung mit Zigaretten dem Publikum aufs angelegentlichste empfohlen werden kann. Weniger duldsam sind die Behörden, wenn es nicht um die Minderung des Ansehens ihrer Organe geht, sondern ergiebige Einnahmequellen gefährdet werden:

In der Nähe von New York liegt ein Dorf, dessen Verkehrspolizisten durch Instrafenehmen schnellfahrender Ausflügler für eine gesunde Grundlage der Dorffinanzen Sorge trugen. Plötzlich jedoch sahen Bürgermeister und Stadtväter, daß die Autofahrer aus der Richtung von New York beim Herankommen an das Dorf ihr überschnelles Tempo regelmäßig herabminderten und im vorgeschriebenen 15-Meilen-Tempo durch das Dorf fuhren. Man hatte sich an die regelmäßigen Einnahmen aus Verkehrsstrafen so sehr gewöhnt, daß man den neuen Zustand abscheulich fand und ernsthaft nach den Ursachen zu suchen begann. Bald entdeckte man auch, daß kurz vor dem Dorfe der reklametüchtige Verkäufer von Benzin vor seinem Laden ein großes Plakat angebracht hatte, worauf zu lesen stand: „Fahrt langsam! Die Dorfpolizisten lauern euch auf. Ich betrachte es als meine Pflicht, meine Kunden vor unnötigen Ausgaben zu schützen." Die Dorfpolizei verfügte, daß der Benzinverkäufer sein menschenfreundliches und wirkungsvolles Plakat zu entfernen habe, woraus hervorgeht, daß eine Reklame in Amerika, die zur Erfüllung der Gesetzesvorschriften mahnt, von den Behörden nicht geduldet wird, während Werbemittel, die zur Gesetzesübertretung anreizen, unbeanstandet bleiben, solange sie nur der Dollarproduktion der staatlichen Organe nicht im Wege stehen.

Manchmal gelingt es auch ganz findigen Kaufleuten, Regierungsbehörden der Vereinigten Staaten in den Dienst der Reklame zu stellen. Eine Grundstücksfirma, die in der Nähe von New York Gelände zu verkaufen hatte, machte eines Tages die Entdeckung, daß auf diesem Gelände vor sechzig Jahren eine Schlacht stattgefunden hatte, die in der Geschichte als die Schlacht auf den weißen Ebenen bekannt ist. Es gelang ihr, von der amerikanischen Armee 700 feldmarschmäßig ausgerüstete Soldaten mit Maschinengewehren und Tanks als Teilnehmer für eine geplante Denk-

feier zugeteilt zu erhalten. Es fand eine Parade statt und schwungvolle Denkreden wurden gehalten. Am Schlusse der Feier schickte die Firma unter die zahlreich versammelten Teilnehmer ein Heer von Grundstücksverkäufern, die folgende Werbeankündigung verteilten: „Der Grund und Boden, der durch die Blutopfer unserer revolutionären Vorväter geweiht ist, wird in diesem Augenblick seine Eigenschaft als Schlachtfeld verlieren und ein Platz werden für Heimstätten für Tausende vaterlandsliebende Amerikaner. Wir laden Sie hiermit herzlich ein, mit uns zusammen eine genauere Besichtigung dieses berühmten Landes vorzunehmen, das jetzt in Bauplätze von 100 × 50 Fuß eingeteilt ist. Das ist für Sie die beste Gelegenheit, sich an dieser Stelle einen Bauplatz zu sichern."

Viele amerikanische Wäschereien übernehmen ohne besondere Berechnung kleinere Ausbesserungen der ihnen zum Waschen übergebenen Stücke. Neulich verband eine Wäscherei in einem Junggesellenhotel in Dallas diese Übung mit einem sehr einprägsamen Reklamemittel. Wenn z. B. ein Hemd ohne Knopf in die Wäsche geschickt wird, so wird der Knopf sauber angenäht und ein kleines Kärtchen angehängt mit der Aufschrift: „Unsere kleine Ausbesserei hat diesen Knopf für Sie angenäht. Wenn Sie damit zufrieden sind, so ist es für uns eine Freude, die uns reichlich bezahlt."

Eines Abends saß ich in Chikago mit einer Dame beim Abendessen. Plötzlich ging ein gut gekleideter Herr an unserem Tische vorbei, verbeugte sich leicht, überreichte mir eine Zigarre, sowie der Dame eine Tafel Schokolade und sagte dazu, die „Chicago Pie-Comp." ließe sich uns bestens empfehlen. Während wir einander noch staunend ansahen, was wir aus dieser Begegnung machen sollten, war der Herr bereits wieder verschwunden. „Chicago Pie-Comp." war uns noch im Gedächtnis geblieben. Ich fragte später den Kellner, was dieser Vorgang zu bedeuten habe. Er sagte mir, eine große Kuchenfabrik von Chikago mache auf diese Weise für sich Reklame.

In San Franzisko versprach ein Restaurant jedem elften Besucher in kleineren Zeitungsinseraten einen freien Lunch im Werte von 50 Cents. Der Besucher erfährt erst beim Zahlen, ob er der glückliche Elfte ist. In diesem Falle wendet sich die Reklameidee wiederum in gefälliger Weise an den in jedem Menschen vorhandenen Trieb, einmal das Glück auf die Probe zu stellen und herauszufinden, ob das Schicksal ihn wenigstens im

Verhältnis eins zu zehn aus der Masse heraushebt und es mit ihm freundlich meint.

Zwei zugkräftige Reklamemittel, die sich für das Ingangbringen eines Restaurants vortrefflich bewährt haben, sind mir auf meiner Reise begegnet. Eine Dame von Kansas-City eröffnete eine Teestube, der sie den Namen gab: „Gipsy Tearoom", Teestube der Weissagekunst. Sie bot ihren Gästen für 50 Cents einen standardisierten Imbiß, bestehend aus einem mit Hühnersalat belegten Brot, verziert mit Oliven, Gurken und Salatblättern, einem Stück Torte und einer Tasse schwarzen Tee. Im Tee schwimmen die Teeblätter frei herum. Nachdem man die Tasse ausgetrunken hat, wird sie auf die Untertasse umgestürzt, so daß die Teeblätter teilweise herausfallen, zum anderen Teile aber an der Wand der Tasse entlanggleiten und auf diese Weise oft sonderbare Formen und Figuren darstellen. Am Ende des Imbisses tritt eine Dame an den Tisch heran, betrachtet sich diese von den Teeblättern gebildeten Figuren und liest daraus dem Gaste nach dem Vorbilde altchinesischer Wahrsagekunst sein zukünftiges Schicksal heraus. Das Unternehmen wird nicht in der Atmosphäre ernster Wahrsagekunst betrieben, sondern in dem Sinne einer heiteren Gästeunterhaltung. Der finanzielle Erfolg dieser Idee war über alles Erwarten groß. Die Leiterin des Unternehmens erzählte mir, daß die Selbstkosten des Imbisses nur 12 Cents betragen, obwohl sie auf allererste Qualität der gelieferten Produkte höchsten Wert legt. Der kleine Raum konnte die Besucherzahl kaum fassen. Nach drei Monaten schon hatte die Dame bei geringer Kapitalanlage dreitausend Dollar verdient und war imstande, das Geschäft für weitere dreitausend Dollar einer Nachfolgerin zu verkaufen. Sie begab sich sofort nach einer anderen amerikanischen Mittelstadt, Denver, wo sie in kurzer Zeit den gleichen Erfolg hatte. Als ich sie traf, war sie gerade dabei, in Detroit gleich an zwei verschiedenen Plätzen solche Teestuben zu eröffnen.

Viele amerikanische Kirchen benutzen die modernen Reklamemittel wie jedes andere Geschäftsunternehmen. Nicht nur in Inseraten werden die seltsamsten Predigtthemen angekündigt, auch die Landstraße wird mit großen Tafeln geschmückt, auf denen geschrieben steht: „Gehe Sonntags zur Kirche" oder „Schicke deine Kinder in die Sonntagsschule!" Im Staate Missouri und Kansas sind mir solche Riesentafeln alle zwanzig bis fünfzig Meilen auf der Landstraße begegnet. In Denver trugen die Straßen-

bahnen Plakate aus Papier, auf denen in großen, roten Buchstaben mitgeteilt wird: „Sonntag bedeutet in Denver: Kirche."

Einmal erbat ich von verschiedenen Versicherungsfirmen für Unfall und Krankheit Unterrichtsmaterial über Bedingungen und Versicherungssätze. Weil ich aber wohl wußte, daß jede einlaufende Adresse sofort an Agenten weitergegeben wird, die einen persönlich aufsuchen und nicht so leicht wieder loslassen, bat ich ausdrücklich, mir vorerst keinen Agenten zu schicken. Um so erstaunter war ich, als eines schönen Morgens trotzdem ein Firmenvertreter zu mir kam und sich mit folgenden Worten einführte: „Wir haben Ihren Brief erhalten und weil Sie nicht den Besuch eines Agenten haben wollen, so schickt mich das Hauptbüro der Firma zu Ihnen." Durch diese liebenswürdige Kühnheit war ich entwaffnet und widmete dem Herrn beinahe eine Stunde.

13.

Im Schatten der Dollarsonne.

Daß in den Vereinigten Staaten von Amerika die Lebensstimmung eine andere ist als im alten Europa, merkt man auf Schritt und Tritt. Die Menschen, ja sogar die Sprache, die sie sprechen, sind optimistischer, einfacher, energischer. Wie schnell haben sie das leichte „All right" bei der Hand. Die Wirtschaftsenergie, die Amerika in so mächtigem Ausmaß entfaltet, hängt mit diesem jugendlichen, optimistischen Geisteszustand eng zusammen. Es ist überaus interessant, wie beide Eigenschaften, diese wirtschaftliche Schaffensfreudigkeit und Tatkraft, aber auch die optimistische Lebensauffassung in der Statistik ihren Niederschlag finden.

Leider gibt es nur wenig statistisch erfaßbare Größen, deren Bewegung für den Geisteszustand eines Landes bezeichnend sind. Von diesen wenigen Ziffern sind diejenigen über die Anzahl der Selbstmorde und der Verbrechen interessant und aufschlußreich. In ihnen drängt sich das Ergebnis von Not, Hoffnungslosigkeit, Trübsinn und Pessimismus und deren Verhältnis zur Stärke der Widerstandskraft in einer einzigen Zahl zusammen. Und diese Zahl hat keineswegs jedes Jahr eine andere zufällige Größe, wie man wohl meinen sollte, da doch dieser letzte Schritt von einer individuellen persönlichen Willensentscheidung abhängig ist. Jede Zeit und jedes Volk hat eine eigene Selbstmordrate, die sich so wunderbar kontinuierlich ohne Sprünge von Jahr zu Jahr entwickelt, daß der Statistiker

am Silvesterabend mit einer Genauigkeit von oft mehr als 90 v. H. im voraus sagen kann, wieviel Selbstmörder sitzen zu solcher Stunde wahrscheinlich noch fröhlich beim Silvesterpunsch und ahnen nichts von ihrem bösen Geschick, durch das sie die Selbstmordrate ihres Volkes im neuen Jahr erfüllen werden.

Im Schreckensjahr der Not 1923 kamen in Deutschland 13 228 Selbstmorde vor, davon entfielen 8954 auf Männer und 4274 auf Frauen. Die öffentliche Meinung glaubt nun, diese Zahl des Inflationsjahres müsse entsprechend der entsetzlichen wirtschaftlichen Not und der durch sie hervorgerufenen Verzweiflung größer sein als in früheren Jahren und vor allem größer als in der „schönen" Vorkriegszeit. Doch die Statistik gibt uns andere Antwort. Sie zeigt uns, daß wir 1923 eine weit niedrigere Selbstmordziffer hatten als im wirtschaftlichen Blütejahr 1913.

Ist das nicht überraschend? Ist es nicht ein hoffnungsreiches Zeichen dafür, daß in Zeiten einer großen äußeren Not die innere seelische Widerstandsfähigkeit eines gesamten Volkes wächst, während oft äußerlich gute Zeichen seelisch widerstandslosere Menschen aufweisen? Man beachte, wie das „schwache Geschlecht" mit dem Leben auch psychisch besser fertig wird als das starke. Bekanntlich ist ja auch die Sterblichkeitsziffer der Frauen für jedes Lebensalter günstiger als die der Männer. Den Männern bleibt nur der schwache Trost, daß sie dafür überall in der ganzen Welt seit urdenklichen Zeiten um einige Prozent häufiger geboren werden als die Frauen.

Die Amerikaner stehen im Geburtenüberschuß der Knaben über die Mädchen ziemlich hinter uns zurück. Sie brachten es von 1915, dem Ausgangspunkt einer annähernd vollständigen Geburtsstatistik, bis 1922 nur zu 105,5 und 105,9 Knabengeburten auf je 100 Mädchengeburten gegen 107 bis 108 zu 100 in Deutschland.

Die amerikanische Selbstmordrate unterscheidet sich von der deutschen aber außerordentlich zugunsten der Yankees. Während wir seit Vorkriegszeit bis 1923 nur auf 21,4 Selbstmorde auf 100 000 Einwohner gesunken sind, betrug die amerikanische Selbstmordrate beinahe die Hälfte der deutschen, nämlich 1922: 11,9 auf 100 000 Einwohner. Auch sie hat gegenüber der Vorkriegszeit erheblich abgenommen. 1913 betrug sie noch 15,8, 1914 sogar 16,6. Der wachsende Optimismus scheint also trotz der bösen Kriegsfolgen eine internationale Erscheinung zu sein.

Während bei uns die Frauenselbstmorde immerhin etwa 50 v. H. der

männlichen ausmachen, stehen z. B. 1922 in Amerika 8259 männlichen nur 2617 weibliche Selbstmorde gegenüber. Diese Statistik stimmt mit der Beobachtung und dem Urteil vieler Deutschen, die ich gesprochen habe, überein, wonach die amerikanische Frau „leichter", „praktischer" und „nüchterner" veranlagt ist als die deutsche und nicht alles gleich so schwer nimmt wie unsere Frauen.

Von höchstem Interesse ist die Tatsache, daß die am schärfsten voneinander unterscheidbaren Bevölkerungen in Amerika, nämlich die Weißen und die Farbigen, vollkommen verschiedene Selbstmordraten haben. Das zeugt von einer seelischen Verschiedenheit, die unüberbrückbar trotz der einheitlichen äußeren Lebensbedingungen bestehen bleibt. Im Jahre 1922 war die Selbstmordrate der Weißen (immer auf 100 000 Einwohner) 12,7, die des selbstzufriedenen faulen Negers nur 3,8, die der Indianer 10,2, dagegen die der Chinesen ungeheuer hoch, nämlich 40,5, und die der Japaner 34,5.

Kommt der Optimismus des Amerikaners in einer sehr niedrigen Selbstmordrate deutlich zum Ausdruck, so zeigt die Zahl der Morde und Totschläge, daß man hier in verzweifelter Lebenslage eben nicht sich selber, sondern lieber einem andern das Leben nimmt. Durch diese Auswüchse der Lebensenergie steigerte sich die Zahl der Morde und Totschläge in Amerika im Jahre 1922 bis zu 8,4 auf 100 000 Einwohner. Auch hier eine stetige Entwicklung, aber eine überaus schlimme. Obwohl in Deutschland die öffentliche Meinung glaubt, Mord und Totschlag nähmen immer mehr zu, sind doch bei uns die statistischen Ziffern darüber gar nicht so sehr bedenklich. Es starben nämlich durch Mord, Totschlag und Hinrichtung:

Im Jahre	männliche Personen	weibliche Personen	zusammen	pro 100 000 Einwohner
1923	1169	435	1604	2,60
1914	1417	553	1970	2,94

Also wider Erwarten eine neue erhebliche Abnahme gegenüber der Vorkriegszeit! Im Vergleich zu der ungeheuer hohen amerikanischen Totschlags- und Mordziffer von 8,4 im Jahre 1922 ist unsere Ziffer von 2,5 im selben Jahre außerordentlich niedrig. Die Sicherheit des Lebens vor Mord und Totschlag ist in Deutschland also dreieinhalb- bis viermal größer als in Amerika. Das sind Lichtseiten eines gemäßigteren Lebenstempos, die man sich gern gefallen läßt.

Die geistige Einstellung zum Dollar als der Zentralsonne aller Werte führt nicht nur zu hohen, oft einseitigen Wirtschaftsleistungen, sondern hüllt auch die Schattenseiten des Volkslebens in tiefes Dunkel. Was soll man z. B. dazu sagen, daß die Bergarbeiter im Staate Neumexiko (A. S. A.) das eigene Leben geringer einschätzen als den Mehrverdienst, den sie im Akkordlohn erreichen, wenn sie die Sicherheitsvorschriften zur Verhütung von Unfällen außer acht lassen? Von 1913 bis 1922 stiegen dadurch in diesem Staate die tödlichen Unfälle auf 12,24 v. H. aller Bergarbeiter. Umgerechnet auf ein Lebensalter, trifft hier also jeden zweiten Bergarbeiter das Todeslos durch Unfall. Noch kühner wird das Spiel mit dem Leben um des Dollars willen in der Verbrecherwelt. Der Normalfall der frechsten Räuberei ist folgender: Am hellichten Tage betritt ein Bandit einen Laden, zieht einen Revolver, verlangt von allen Anwesenden „Hände hoch" und vom Kassierer den Kasseninhalt. Dann verschwindet er. Gehorcht einer der Anwesenden nicht dem Räuberkommando, so darf er sicher sein, daß dann die angedrohte Kugel wirklich auch geflogen kommt. Im Halten dieses Versprechens üben diese Banditen eine bewundernswerte Solidarität, obwohl das dann meistens den Kopf kostet. Nur, weil das Publikum das weiß, haben diese Räuber auch so häufig Erfolg, ohne daß sie das Schießversprechen einzulösen brauchen. Die lebenbedrohende und auch — wagende Solidarität ist den Banditen schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sich jüngst einer vor Gericht auf die Frage, warum er geschossen habe, entschuldigte: „Der Mann hat doch die Hände nicht hochgehalten."

Aber auch im Gerichtsverfahren selber spürt man die energieauslösende Gewalt des Dollars. (Es brauchen dabei nicht einmal direkte Bestechungen vorzukommen, obwohl sie die „öffentliche Meinung" hier für wahrscheinlich und möglich hält.)

Nach Schiller haben die Nürnberger im Mittelalter keinen gehängt, sie hätten ihn denn gehabt. Heutzutage hängt man in Chikago keinen, es sei denn, daß er ein armes Luder ist, das keine Dollars hat, um sich den besten Verteidiger der Stadt zu nehmen, und um, was da sonst noch eine Rolle spielt, sich dienstbar zu machen. Nathan und Löb, die beiden jungen Millionärssöhne, die vor Jahresfrist aus lauter Sensationslust ihren Schulkollegen Frank gemordet haben, sind nach einem Riesenprozesse der Todesstrafe entschlüpft und vertreiben sich die Zeit im Gefängnis abwechselnd mit Billardspielen und Kranksein. Ihr Verteidiger Darrow,

Amerikas berühmtester Anwalt, hatte seinerzeit eine so mächtig rührende Rede gehalten, daß ihm selber die Tränen die Backen herunterliefen. Für diese erfolgreiche Glanzleistung liquidierte er dann bei den Vätern der Millionärssöhne das Sümmchen von 500 000 Dollar als Honorar.

Ein anderer des Mordes Angeklagter, ein Arzt, der sein Mündel mit Typhusbazillen ins Jenseits befördert haben sollte, hatte zwar noch keine Millionen; ging der Prozeß jedoch für ihn günstig aus, so hatte er alle Aussicht, welche zu bekommen, da er der einzige Erbe seines verstorbenen millionenreichen Mündels war. Und der Prozeß ging gut aus: wegen Mangels an Beweisen wurde er freigesprochen. Der zweitbeste Anwalt Amerikas, Stewart, hatte diesen Erfolg in seinem Kassabuch als eine erhebliche Einnahme zu buchen. Und woher kam das Geld für diesen Prozeß? Das hat ein Großfarmer großmütig vorgeschossen, ein wirklich großzügiges, echt amerikanisches Spekulationsgeschäft, das aber gerade infolge der Großzügigkeit, wie man sieht, gelungen ist. Wäre der Arzt verurteilt worden, so wäre das für die Verteidigung vorgestreckte Geld verloren gewesen. So aber wird es wohl erhebliche Zinsen tragen.

Schlimmer ist es schon, wenn das Haben von Millionen Dollars der Vergangenheit angehört, und man dann als ehemaliger „Gehabt-habe-was", aber augenblicklicher Habenichts die Hauptrolle in einem Mordprozesse übernehmen muß, wie das vor kurzem ebenfalls in Chikago einem namens Scott passiert ist. Dieser Mann besaß mit 21 Jahren ein erspekuliertes Vermögen von 1 Million Dollar. Er plante dann ein 30-Millionen-Dollar-Riesenunternehmen, einen Brückenbau von Detroit nach Kanada über den breiten Detroit-River. Die Spekulation mißlang, dazu verlor er durch einige Weibergeschichten, die man einem in der amerikanischen Öffentlichkeit immer sehr übelnimmt, die gesellschaftliche Reputation und sank rasend schnell von Stufe zu Stufe, bis er zuletzt als Schmuggler und Ladenräuber von der oben beschriebenen Sorte in Chikago einen Ladenangestellten niederschoß. Die Sache war nicht ganz klar, da sein Bruder auch beteiligt war, aber rechtzeitig entwischen konnte. Scott hatte kein Geld für den Anwalt; es wurde ihm daher vom Staate ein Verteidiger gestellt. Dieser wollte sich die Sache leicht machen und überredete seinen Klienten, alles zuzugestehen; er würde dann höchstens zehn Jahre Zuchthaus bekommen, man habe in Chikago noch nie einen, der alles gestanden habe, zum Tode verurteilt. Die Sache kam aber anders. Als der Richter bei der Urteilsverkündung schon die ersten ernsten Be-

gründungsvorworte für die „höchste und schwerste Strafe“ zu sprechen begann, stürzte der entsetzte Verteidiger zum Richter hin und beschwor ihn, auf den Knien liegend, mit schreiender Stimme, mit der Urteilsverkündung einzuhalten. Er sei an dem Geständnis schuld und plädiere jetzt aber auf „nicht schuldig“, man soll den Prozeß nochmals beginnen. Nie, im Staate Illinois, hatte man je eine solche Szene vor Gericht gesehen. Der Prozeß begann tatsächlich von neuem. Ein harter Kampf, aber ohne Geld, auf seiten der Verteidigung. Der alte Anwalt tat jetzt sein Bestes. Vergeblich. Ein armes Luder wird in Chikago gehängt. Das Todesurteil folgte. Vergebliches Gnadengesuch. Da wird zwölf Stunden vor der Hinrichtung vom Gouverneur ein Aufschub von 90 Tagen gewährt, damit die Verteidigung nochmals von neuem Material für ein Wiederaufnahmeverfahren suchen kann; vergebens. Wieder bricht die letzte Nacht an für den Delinquenten. Doch um Mitternacht geht beim Staatsanwalt ein Telegramm des beteiligten Bruders ein, der das Verbrechen auf sich nimmt und ankündet, sich zu stellen. Zum letztenmal wird die Hinrichtung um acht Tage verschoben. Es stellt sich heraus, das Telegramm ist fingiert, ein Telegraphenbeamter hat es aus Mitleid abgeschickt. Doch in diesen letzten acht Tagen beginnt sich's im Lande des Dollars zu regen für Scott. Die Detroiter Bevölkerung, voran die „gelbe Sensationspresse“, wirbt für den Mann, der die große Phantasie des Brückenbaues nach Kanada beinahe verwirklicht hätte. „Clubwomen“, Frauen der Gesellschaft, sammeln Geld, Tausende von Dollars für erstklassige Verteidigung. Stewart, der zweitbeste Verteidiger Amerikas (Darrow, der beste, war gerade beim Daytoner Affenprozeß) übernimmt jetzt die Verteidigung. In Detroit wächst die Bewegung für Scott, seine Frau hält Reden, doch die im Staate Illinois bleiben hart. Alles wird versucht, Gnadenweg und Aufschub der Hinrichtung; aber alles vergebens. Sogar der Gouverneur von Michigan, in welchem Staate Detroit liegt, sendet ein Telegramm, das um Aufschub bittet, an seinen Kollegen von Illinois. Der bleibt hart. Wieder bricht für den Delinquenten, zum dritten Male also, die letzte Nacht an, 12 Uhr, 1 Uhr, 2 Uhr. Nach Mitternacht hat Anwalt Stewart den hohen Richter David im Klub aufgesucht und ihm gemeldet, daß der Delinquent erkrankt ist. Der Richter zögert. Der Anwalt weist nach, daß es im Staate Illinois ein Gesetz gibt, wonach kein Kranker hingerichtet werden darf. Die Krankmeldung bringe er, der Anwalt, hiermit hierher, es müsse die Hinrichtung somit aufgeschoben

werden und für nächste Woche eine ärztliche Kommission gebildet werden zur Untersuchung des Gefangenen. Der Richter sieht endlich ein, begibt sich ins Gericht, legt seine Würdezeichen an und unterschreibt um 2 Uhr 12 Minuten morgens die dritte Aufschiebung der Hinrichtung, die im Morgengrauen stattfinden sollte.

Über eine Woche kämpfen je fünf Ärzte der Verteidigung und der Staatsanwaltschaft um gesund oder krank. Endlich: Beschluß der Geschworenen: Scott ist im Gefängnis geisteskrank geworden. Jetzt sitzt er im Staatsasyl für geisteskranke Mörder vierhundert Fuß hoch über dem Mississippifluß für sein Lebtag hinter eisernen Gittern mit einem herrlichen Blick ringsum ins grüne Land des hartherzigen Staates Illinois. So hilft der Dollar auch denen, die ihn nicht mehr besitzen, die aber den Glorienschein der gehabten Millionen noch um die Stirne tragen und an einer Unternehmerphantasie zugrunde gingen, für die das Volk sogar dem Tiefgefallenen noch Bewunderung zeigt.

Ich war ein schlechter Prophet. Man schreibe in Amerika nie „für sein Lebtag". Die amerikanische Justiz ist unberechenbar. Nach einem Jahre gab's in Chikago einen Justizskandal. Die Behörden brauchten eine Ablenkung der öffentlichen Meinung. Da meldete der Direktor des Staatsasyls, Scott sei wieder gesund geworden, er benehme sich vernünftig. Ja, er habe sich sogar eine Feile besorgt um auszubrechen. Sofort holt ihn der Staatsanwalt wieder nach Chikago zurück, und noch einmal sollen Geschworene entscheiden, ob er gesund oder krank ist. Der Staat bringt fünf Ärzte, die ihn für gesund halten, die Verteidigung hat fünf ärztliche Kapazitäten, die für krank plädieren. Scott ist gesund, lautet das Urteil. Ein neuer Hinrichtungstag wird festgesetzt. Drei Monate arbeitet jetzt die Verteidigung, um ein Wiederaufnahmeverfahren zu erzwingen. Es gelingt. Der ganze Prozeß soll nochmal abrollen. Endlich, inmitten des neuen Prozesses, wird Scott eines Tages in seiner Zelle tot aufgefunden. Er hat sich durch Erhängen dem Martyrium der amerikanischen Justiz entzogen. Ob er schuldig war oder nicht, steht auch heute noch nicht einwandfrei fest.

14.
How dou you like this country?

In Amerika wird im gesellschaftlichen Leben keine Konversation gepflegt. Der erste Satz nach der Vorstellung lautet: „I am glad to meet you"; dieses: „ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen" ist eine internationale Höflichkeitsphrase, die man jedoch in Europa möglichst vielfältig abzuwandeln sucht oder nur still in seinen Bart murmelt, weil es einem doch zuviel wird, an einem Abend womöglich zwanzig bis dreißig Male laut und deutlich dieselbe hohle geistlose Formel zu schwatzen. Nicht so der Amerikaner. Ich konnte beobachten, wie solche naive Kindernaturen an Gesellschaftsabenden es tatsächlich fertigbrachten, mehr als zwanzigmal hintereinander unbefangen laut und deutlich mit einem kindhaften Lächeln im Gesicht nur diese eine Formel zu wiederholen, jeweils begleitet von einem kräftigen Händeschütteln. Bin ich als Besucher aus Deutschland vorgestellt, so folgt als zweiter Satz die unvermeidliche Frage: „Wie lange sind Sie schon hier?" Dahinter aber lauert schon das unabwendbare Verhängnis der Gewissensfrage nach der Liebe zu diesem Amerika. How do you like this country? Heute weiß ich, daß auch diese Frage noch zur standardisierten Einführungsunterhaltung gehört und daß kein Mensch als Antwort mehr oder anderes erwartet als: I like it very much (es gefällt mir sehr gut). Es dauerte einige Zeit, bis ich das begriffen hatte, und der Weg zum endgültigen Besitz dieser Routine in amerikanisch-gesellschaftlicher Verkehrstechnik ist mit unerfreulichen Erfahrungen gepflastert. Auch wenn mir manchmal das Entsetzen über die kulturlose Roheit „dieses Landes" bis zum Halse stand und die Sehnsucht nach Deutschland jedes Vernunftsurteil überschrie, habe ich selbstverständlich als höflicher Mensch die Frage niemals mit dem harten Urteilsspruch meines Herzens beantwortet, das in manchen Stunden vernunftslos stürmte: „Ich mag es nicht, ich mag es nicht und werde es nie mögen lernen, dieses ehrfurchtslose, unselige Land!" Ich versuchte vielmehr ernsthaft darzulegen, wie schwer es sei, sich mit einer so vielgestaltigen, großen und fremden Lebenswelt in ein rechtes Verhältnis zu setzen, daß mir vieles gefiele und daß ich manches bewundere, daß es aber auch begreiflich sei, wenn mir ebenso vieles doch noch allzu fremd vorkomme und daß ich mit einem endgültigen Urteil lieber abwarten wolle, bis ich tiefer in das amerikanische Leben eingedrungen sei und es besser verstanden habe.

Dieses Holzhaus mit Bad, 6 Zimmern und doppelter Garage, ein Einfamilienhaus, auch für gut bezahlte Arbeiter erschwinglich, kostet in guter Lage 10 000 Dollar.

Von Chinas Küste grüßen die roten Ziegeldächer einer deutschen Stadt, unser verlorenes Tsingtau.

Deutsche Soldatengräber in Tsingtau (aus dem Weltkrieg).

Während ich mich so ähnlich um eine höfliche, ehrliche und gerechte Antwort rechtschaffen abmühte, machten meine Gegenüber meistens verständnislose, gelangweilte oder sogar unangenehme Gesichter. „Diese schwerfälligen Deutschen", so stand da zu lesen, „machen die einfache schöne Gotteswelt, wovon die Vereinigten Staaten von Amerika gewiß ein ganz bevorzugtes Stück sind, kompliziert und unerfreulich. Was kümmert mich dein inneres Verhältnis zu irgend etwas. Darüber will ich nichts wissen, das ist deine ureigenste Privatsache, die mich gar nichts angeht und die du mit dir selber abzumachen hast. Laß mich bloß mit solch greulicher Problematik in Ruhe. Daß unser Land das reichste und das schönste der Welt ist, ist eine Tatsache, a fact! die du mir, wenn du ein ehrlicher Kerl bist, mit fünf Worten bestätigen sollst. Mehr will ich gar nicht."

Nach und nach verstand ich erst diese Gesichtersprache und das eisige Schweigen und bereicherte mich dazu um die Erfahrung, daß der Amerikaner, sogar der akademisch gebildete, der unduldsamste Mensch ist, den man sich denken kann. Er verträgt weder Widerspruch noch Kritik, und selbst Meinungsverschiedenheiten auf wissenschaftlichen Gebieten vermag er nicht von persönlichen Gegensatzgefühlen freizuhalten. Allerdings vergißt er schnell und ist leicht wieder versöhnt. Ganz unerwartet und wie ein Blitz aus heiterem Himmel kann man aber anläßlich solcher sachlichen Aussprachen oft gar von einem anscheinend wohlgesinnten Freunde die taktlose Empfehlung einstecken: I think you feel not very well in our country, you go better back to Germany" (Ich glaube, Sie fühlen sich bei uns nicht so sehr wohl, gehen Sie lieber wieder nach Deutschland zurück). Es ist die geistige Haltung eines unreifen, trotzigen Kindes, das auf den Boden stampft, wenn man ihm nicht den Willen tut und in allem seiner Meinung ist.

Obwohl der Amerikaner von einem Fremden keine Kritik verträgt oder gar annimmt, macht er sich kein Gewissen daraus, Zustände und Einrichtungen in anderen Ländern hart zu verurteilen oder gar lächerlich zu machen, sobald sie bemerkenswert anders sind als in Amerika. Das ist politisch von großer Tragweite. Es ist z. B. erstaunlich, wie eine feindselige Stimmung in manchen Kreisen gegen Mussolini und seine Regierungsmethoden heranwächst. Amerika ist so fern von Italien, hat keine politischen, ja nicht einmal handelspolitische Reibungen mit diesem Land. Trotzdem entsteht in weitesten Kreisen eine starke Verstimmung gegen Italien. Die Demokratie ist beleidigt durch Mussolini; jene Form

der staatlichen Regierung, an deren alleinige Richtigkeit der Amerikaner glaubt, ist verletzt. „He must be crazy" (er muß verrückt sein), ist das Urteil des Mannes von der Straße, wenn die Unterhaltung auf Mussolini kommt, und dabei wird der Sprecher ernsthaft böse auf diesen selbstgefälligen Störenfried, der die amerikanisch-demokratischen Ideale mit Füßen tritt. Man muß solche mit beleidigten Gefühlen schwangere Unterhaltungen über Mussolini mitgemacht haben, man muß gesehen haben, mit welch verächtlicher Gebärde das amerikanische College girl die Heldenpose des römischen Imperators nachmacht: schaut, so, nein so steht er da: sie halten ihn für lächerlich, und weil seine Pose vorerst wirkt, ist dieser, wenn auch — so meint man — kurze Erfolg für die amerikanischen Ideale beleidigend. Wie man mir vielfach sagte und wie Zeitungsvergleiche aus Mussolinis und ehemaligen Kaiserreden, denen man zur Zeit häufig begegnet, beweisen, war manchmal eine ähnliche Stimmung, wie jetzt gegen das „neue Italien" früher gegenüber dem kaiserlichen „undemokratischen" Deutschland vorhanden. Der Amerikaner gibt sich nicht die geringste Mühe, einem anderen Volkscharakter und seinen besonderen sozialen Lebensformen gerecht zu werden. Ihm fehlt die Ehrfurcht vor dem Lebendigen.

Dafür kann jeder Besucher Amerikas aus eigener Erfahrung unzählige Beispiele anführen. Das gesellschaftliche, politische und soziale Leben bietet sie in Fülle. So ist es nur e i n solches Beispiel unter unzähligen, wenn die dem Massengeschmack am meisten zusagende Hearst-Zeitung, der „Chicago Evening American", am 12. Januar 1926 den englischen Lord Rosebery in der gröbsten Weise verspottet und lächerlich macht, weil er es liebt, noch in seinen alten Tagen mit Stolz die historische Uniform des „Bogenschützen des Königs von England" zu tragen. Der Lebensleistung des Lord Rosebery, daß er sehr reich geworden ist, das Derby gewonnen hat, Premierminister von England war und ein gutes Buch über Napoleons letzte Tage schrieb, konnte man die Achtung nicht versagen. Das Tragen jener historischen Uniform trug ihm aber folgende, in einer Auflage von fast 500 000 Stücken verbreitete Kritik ein: „Es ist töricht für einen Mann mit Roseberys Gehirn, sich so zu kleiden und photographieren zu lassen. Er könnte geradesogut wie der Affe eines Orgelmannes gekleidet gehen." (He might as well dress up like an organ grinders monkey.)

Aber auch den eigenen Staatsorganen und lebenden amerikanischen Politikern wird von der öffentlichen Meinung wenig Respekt entgegengebracht. Ehre und Ehrfurcht in der Politik gelten wenig. Der Vorwurf

der Bestechung und des Verrates fliegt hin und her, und sogar der Präsident bleibt nicht verschont. Die Zeitung „Chicago Citizen" wirft in ihrer Ausgabe vom 23. Januar 1926, kurz vor dem Senatsbeschluß zugunsten des Eintritts der Vereinigten Staaten in den Weltgerichtshof, die Frage auf: „Wessen Verrat ist weniger tadelnswert, jener, den Arnold beging, oder jener, den Coolidge beabsichtigt zu begehen?" (Arnold gilt in der amerikanischen Geschichte als das verwerflichste Urbild eines Vaterlandsverräters. In den Freiheitskriegen verriet er als hoher amerikanischer Offizier eine der wichtigsten Festungen an die Engländer.) Die Zeitung fährt fort: „Arnold wollte dem Feind nur ein Fort überlassen, während ihm Coolidge das ganze Land samt allen Festungen übergeben möchte." Noch grausamer sind oft die Anschuldigungen gegen hohe Beamte, Richter usw. der städtischen Verwaltungen. So machte vor einigen Wochen die „Vereinigung für bessere Verwaltungen" in Chikago eine ausführliche Eingabe an den amerikanischen Senat mit der Behauptung, daß führende Politiker, darunter sogar der berühmte Staatsanwalt Crowe, mit den Führern der Chikagoer Verbrecherwelt und den Schnapsschiebern unter einer Decke steckten und daß darum die geregelte Verbrecherbekämpfung in Chikago unmöglich sei. Photographien zeigten die also getadelten Politiker tatsächlich bei gemeinsamen Tafelfreuden mit den berüchtigsten Verbrecherkönigen. Zur Zeit der Veröffentlichung waren einige von diesen bereits durch die Konkurrenzbanden (nicht durch die Polizei!!) abgeschossen worden. Allein die Schnapsschiebergesellschaft der Gebrüder Genna, so fährt der Bericht fort, besolde ständig 300 Polizisten, so daß Alkoholtransporte oftmals sogar unter polizeilicher Sicherung stattfänden. Ich persönlich halte diese Behauptungen nicht im geringsten für übertrieben, da ich selbst erlebt habe, wie einem Freund von mir um die Neujahrszeit herum durch einen Polizisten der Weg zu einer ergiebigen Whiskyquelle gewiesen wurde.

Hier im mittleren Westen beginnen sich die Bande frommer Scheu, alle Formen puritanischer Überlieferungen altenglischen Lebensstils immer rascher und vollständiger aufzulösen. So bedeutet es keine große Sensation mehr, als man im Januar dieses Jahres erfuhr, wie zwei Geheimagenten der Prohibition selbst im größten Hotel Chikagos, einem Hotel, das bald das größte der Welt sein wird, mit Hilfe des Hausdetektivs und unter dem Schutze der Hoteldirektion Weingelage abhalten konnten, ja, daß ihnen sogar auf Verlangen zwei Damen als Gesellschafterinnen aufs

Zimmer besorgt wurden, denen sie dafür 50 Dollar zahlen mußten, — wozu sich die „Chicago Tribune" die schüchterne Bemerkung erlaubte, ob der gute Onkel Sam auch diese 50 Dollar seinen treuen Beamten aus dem Alkoholbekämpfungsfonds zurückerstattet habe. Wenn das am grünen Holz geschieht, in einem erstklassigen Hotel . . .!

Bei solchen Zuständen im Innern des Landes wirkt eine offizielle Staatshandlung nach außen, wie z. B. die Ausschließung der englischen Gräfin Cathart vom Betreten amerikanischen Bodens, weil sie infolge eines zugegebenen ehelichen Seitensprungs geschieden war und darum als „sittlich verworfen" angesehen werden müsse, nur noch komisch.

Das kühle, entsetzenlose Zusehen, Begreifen und Besprechen moralischer Zersetzung von — nach europäischem Werturteil — ehrfurchtgebietenden, sozialen Einrichtungen, wie Staat und Ehe (Amerika hat etwa drei- bis viermal mehr vom Hundert Ehescheidungen als Deutschland) hat neulich sogar einen englischen Theaterkritiker, Herrn Jannen Swaffer, aufgebracht. „Warum", so ruft er den Amerikanern zu, „sendet ihr Theaterstücke nach Europa, die euer Land beleidigen?" „Lawful Larceny" macht einen New Yorker Richter zum Freund von Verbrechern. „Silence" zeigt einen Staatsanwalt so rachsüchtig, daß er, um seinen Feind bloßzustellen, einen unschuldigen Priester ins Gefängnis bringt. „The House of Glaß" macht einen Gouverneur des Staates New York zum Führer einer Bestechungsgesellschaft. Gibt es außerdem bloß faule Witze über Kocktails? . . . Ich weiß nicht, ob diese Dinge wahr sind in eurem Land; ich glaube nicht . . ." — Das Nichtglauben hilft wenig! Die moderne naturalistische gesellschaftskritische Literatur Amerikas, die Dreiser und Lewis Sinclair haben recht. Sie helfen aber wenig mit ihrer negativen Kritik. Das Land braucht neue Ideale, und die sind noch nirgends zu sehen.

Die Tatsachen dieser moralischen Zersetzung bleiben klarblickenden, klugen, gebildeten Amerikanern selber nicht verborgen. Monatelang lebte ich in studentischen Kreisen einer großen amerikanischen Universität. Mit Schrecken gewahrte ich, daß die klügsten Köpfe unter den Studenten, die ich traf, fast durchweg Pessimisten waren. Dem Lande fehlt eine große Idee; es muß schwer sein, Bürger eines Erdteils zu sein und als Nation über 100 verschiedene Götter, d. h. Vorstellungen von der Gottheit zu haben. In der Wissenschaft werden Experimente gemacht und fieberhaft Tatsachen gesammelt. Die Studenten müssen heftig arbeiten, um an den Universitäten alle Vierteljahre ihre Prüfungen mündlich und schriftlich

zu bewältigen, alle ihnen genannten Bücher zu lesen, so daß Geist und Seele sich unmöglich schöpferisch entfalten können. Unausgesprochen stößt man immer wieder auf den Pragmatismus als philosophischen Hintergrund alles wissenschaftlichen Denkens. Beim Lesen wissenschaftlicher Zeitschriften, beim Diskutieren in studentischen Kreisen, überall diese begrenzte, ja, bornierte Diesseitigkeit. Dieser Mangel an Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens, dieser selbstsüchtige Glaube an die Allmacht des rationalen und mathematischen Denkens! Es ist entsetzlich! Am tiefsten hat mich das Bekanntwerden mit dem Typus jenes amerikanischen Mädchens erschüttert, das alle überkommenen Formen und Bindungen über Bord geworfen hat und tut, was es will: dem sogenannten „Flapper". Es lebt ein besinnungsloses, hektisches Leben dahin, gerade als wäre die Jugend ein einziger Jazzbandrausch. Die Stuben solcher Mädchen — gräßlich! In meiner wildesten Junggesellenzeit habe ich keine solche chaotische Ordnung oder besser Unordnung zustandegebracht. Dazu die Lebensmaximen: amüsiere dich, koste das Leben aus bis zum Rande und gib bloß acht, daß du dir nicht schadest! Natürlich auch nicht dem guten Ruf. Aber der leidet doch bloß beim offenbaren Erwischtwerden, jedoch noch lange nicht, solange man dies und jenes wohl allgemein weiß, ohne es aber gesehen zu haben. Diese Reputation ist nur noch Formalismus. Die „Chicago Tribune" hat kürzlich eine Aussprache über das Verhältnis der Studentinnen und Studenten eröffnet. Die Klagen der Studenten über ihre Genossinnen sind erschütternd. Wie viele Mädchen haben nicht mehr die leiseste Ehrfurcht vor Gefühlen und Handlungen, die zu den höchsten gehören, die Menschen kennen. Ich kann es jenem Studenten nachfühlen, der sich mit Grausen abwendete, als ihm sein Mädchen nach dem ersten Kuß bedeutete: oh, solch einen Kuß, den könne sie auch vom Bruder haben, da brauche sie ihn nicht dazu! „Gebraucht werden", ja, das ist die Rolle, die der Mann übernehmen muß. Mir sind aus meinem eigenen Bekanntenkreise an der Universität Fälle zu Ohren und zu Gesicht gekommen, wo kluge Mädchen mit jungen frischen Männern nur zu ihrem diesbezüglichen Vergnügen verkehrten. Sie hätten diese Männer niemals geheiratet. Und doch ist es erstaunlich, wie diese Mädchen und Frauen das Selbstbewußtsein und die Selbstachtung aus dem wildesten Leben in ihre reifere Frauenzeit hinüberretten. Und nicht nur das. Man hat das Gefühl, sie behalten die Kraft, in jedem Augenblick zu sagen: Halt, nun ist's genug, und nun auch danach handeln! Trotzdem, es ist unsagbar

traurig, aus schönem Mädchenmunde hören zu müssen, daß der Mensch ein absolut egoistisches Wesen sei und daß auf dem Gebiet der Liebe zwischen Mensch und Tier auch nicht der leiseste grundsätzliche Unterschied bestehe. Jeder Einwand wird überlegen verlacht.

Zu diesem Mangel an Ehrfurcht vor heiligen Gefühlen gesellt sich die Respektlosigkeit vor großen geistigen Menschen. Der Geist steht niedrig im Kurs. Das demokratische Gleichheitsgefühl geht so weit, daß sich die zweiundzwanzigjährige Studentin nicht nur dem Präsidenten von Nordamerika vollständig menschlich ebenbürtig fühlt und ihn kritisiert, als wär's ihr jüngerer Bruder, sondern daß sie auch diese selbe menschliche Ebenbürtigkeit mit den größten Geistesheroen der Menschheit für sich in Anspruch nimmt. Da kann Goethe, Dante oder Dostojewski einen kameradschaftlichen Kosenamen abbekommen, über den die Herren im Olymp weise lächeln würden. Dem Studentlein ist es aber völlig ernst; Herr Goethe hat auch nicht mehr Recht, eine Sondermeinung über etwas zu haben als Miß Helen. Warum auch? Kommt doch jeden Tag der Dekan der Fakultät zur Teestunde der Studenten ins Laboratorium und erzählt — echt menschlich, demokratisch und kameradschaftlich — unterhaltsame Witze.

Mir scheint, mir scheint — ich schwöre beim Zeus, ich bin und bleibe ein guter Demokrat — mir scheint aber diese Art demokratischer Geistigkeit doch zu weit zu gehen. In einem Lande, das keine Ehrfurcht mehr kennt, möchte ich nicht leben.

15.

Training in Patriotismus.

Wie fabriziert man gute Amerikaner?

Nachdem mich das Fräulein vom Amt anstatt mit meinem Freunde in Port Huron mit der Stadtpolizei verbunden hatte, und ich im Restaurant sogar einmal statt Apfelkuchen Erbsensuppe bekam, beschloß ich ernstlich, etwas für die Verbesserung meiner englischen Aussprache zu tun. Ich meldete mich also zur Unterrichtsstunde in einer jener Abendschulen an, die im Herbst in allen größeren Städten eröffnet werden, und für die fast ebensoviel Reklame wie für Autos oder Rasiercreme und andere nützliche Dinge gemacht wird, deren Verkauf viel Geld einbringt. Die Schule unterrichtet aber gratis.

Also wir lasen englische Sätze, bildeten neue, bekamen auch welche diktiert. Da hatte Washington im Jahre 1776 die Engländer geschlagen. Da wurde uns eingehämmert, daß der Präsident der oberste Beamte des Landes ist und die Verfassung erstes und vornehmstes Gesetz. Wir hatten uns für Nathan Hale zu begeistern, der im Freiheitskampf von den Engländern als Spion erwischt und am nächsten Morgen nach grausamer Behandlung standrechtlich erschossen wurde. Es ist einer der vielen Helden, die uns bei Durchnahme jedes Kapitels des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges vorgeführt werden, und ein leuchtendes Beispiel des Geistes von 1776. Sein letzter Ausspruch war: Ich bedaure bloß, daß ich nur e i n Leben habe, um es fürs Vaterland zu opfern. Ein farbiges Bild des „Geistes von 76" zeigt einen schneeweißen alten Mann, einen knabenhaften Jüngling und einen schon verwundeten Kämpfer, die alle drei mit großen Trommeln unter dem Sternenbanner in der Schlacht allen anderen voranstürmen. Dreimal pro Woche erhalte ich zehn solcher Sätze diktiert, die alle einen ähnlichen Inhalt haben.

Alle Achtung vor einer so intensiven Einexerzierung des Ausländers und Einwanderers in die amerikanische Heldengeschichte! Mein 45jähriger Nachbar aus Böhmen — ein ehemaliger organisierter Metallarbeiter — fiel aus einem Staunen in das andere ob dieser kräftigen Übung in nationaler Kriegsgeschichte.

Ich war mittlerweile neugierig geworden auf die Darstellung, die hier der Weltkrieg finden wird. Das kann ja recht erbaulich werden, wenn schon in der „alten" Geschichte diese scharfe Tonart herrscht. Während der letzten halben Stunde, wo umständlich ausgerechnet und geübt wird, wieviel Dollar die Zinsen von 4320 Dollar Kapital zu 5½ v. H. in sechs Jahren ausmachen, blätterte ich in den letzten Kapiteln unseres 500 Seiten starken, sehr gut illustrierten Geschichtsbuches, Überschrift: Amerika und der Weltkrieg. Bald habe ich das Kapitel bewältigt. Es sind nur 25 Druckseiten, aber was für welche! Noch immer kocht in mir die Wut über diese durch und durch verlogene Geschichtsklitterei. Also: Der Ursprung des Weltkrieges (1¾ Seiten): Serbischer Zwischenfall, harte österreichische Note, Haager Schiedsgericht von Österreich abgelehnt. Das mag noch hingehen. Dann aber 20 Zeilen über die „wirklichen Ursachen des Krieges": Serbischer Zwischenfall nur Vorwand für Deutschland, das seit 50 Jahren für seinen nächsten Krieg rüstet. Lichnowsky habe gezeigt, daß Deutschland den von Edward Grey so heiß erstrebten Frieden ver-

eitelt hat. Zwar habe der Kaiser vom Balkon herab gesagt, das Schwert sei in Deutschlands Hand gezwungen, aber das sei nur Täuschung gewesen. Tatsache bleibe, „daß er die Weltherrschaft und einen Platz an der Sonne" erstrebt habe. Diese unerhörte Lüge wird also jedem amerikanischen Neubürger systematisch eingepaukt. Nach dieser erbaulichen Einleitung kommt es noch schlimmer. Einfall in Belgien: Heldenhafter Widerstand der Belgier, dafür (!) nehmen die Deutschen furchtbare Rache. Sie schlagen Ehre und Sitte in den Wind, morden, verstümmeln, berauben und töten die unschuldigen Frauen und Kinder ebenso unbekümmert wie die Männer. Auf diese unerhört verbrecherische Hetze, die ja bei jedem einfachen Mann, der es nicht besser weiß, helle Empörung gegen die Deutschen entfachen muß, folgt ein Abschnitt: Deutscher Friedensbluff. Nachdem dann jedem Kriegsjahr etwa 20 (!) Zeilen gewidmet sind, marschieren imponierende Zahlen und Beispiele über die riesigen amerikanischen Kriegsanstrengungen und Leistungen auf (etwa 15 Druckseiten lang). Was der Krieg gekostet hat, ist natürlich auch sehr wichtig und beansprucht viel mehr Raum, als ein ganzes Kriegsjahr. Nun aber kommt etwas offenbar Unwichtiges, nämlich der „Friedensvertrag". Ihm sind 18 (in Buchstaben: achtzehn) Zeilen gewidmet. Ich erfahre, daß Amerika an den Verhandlungen beteiligt war, und wann der Vertrag unterzeichnet wurde. Außerdem, daß der Senat ihn abgelehnt habe. Von seinem Zustandekommen, seinem Inhalt oder gar von Wilsons famosen 14 Punkten wird aber auch nicht eine einzige Silbe erwähnt. Brauche ich noch besonders zu erwähnen, daß in diesem Lehrbuch, diesem Musterbeispiel verantwortungsloser Geschichtsklitterung, der Name Steubens, dem doch Amerika so außerordentlich viel verdankt, auch nicht ein einziges Mal genannt wird?!

Ich habe Verständnis für volksbewußte Geschichtsschreibung und stramme Nationalerziehung; soviel böswillige Verzerrung, ein solches Maß von Heuchelei und Lüge in einem Lehrbuch für den breitesten Schulgebrauch erwachsener Bürger aber hätte ich nie und nimmer erwartet. Am allerwenigsten in einer großen freien Demokratie, die mit Gerechtigkeit und Völkerversöhnung vor allen anderen immer wieder paradiert. Wie unendlich groß unsere Aufklärungsaufgabe in der Kriegsschuldfrage ist, wurde mir nie so deutlich und schmerzlich bewußt, wie in dieser Stunde. Es hilft nichts anderes: Wir müssen schreien, schreien, schreien, daß man es selbst in Texas nicht mehr überhören kann: „Lüge ist, erbärmliche Lüge,

was ihr da in euren Schulbüchern gewissenlos druckt und der nächsten Generation eurer Bürger einimpfen wollt! Solche Haß auslösende Schauergeschichten, sind das eure Bemühungen für Friedensarbeit und Beruhigung der Welt?" Wahrhaftig, die amerikanische Abendschule hat mir die Augen geöffnet.

16.

Der Herdenmensch.

Aufschrei eines Reisenden aus Europa.

Vereinsamung und Gesellung sind die beiden Pole, um die sich das amerikanische Wesen dreht. Vereinsamung überall da, wo es sich um innere Dinge handelt, um den seelischen Bezirk der Persönlichkeit; Gesellung in allen äußerlichen Handlungen des Lebens, in Arbeit sowohl wie in Tanz und Spiel. Das freundliche Entgegenkommen und die Leutseligkeit des Amerikaners macht immer an der Grenze halt, wo nach seiner Auffassung die ureigensten Angelegenheiten der Persönlichkeit beginnen. Ratschläge in Fällen, wo es sich um Willensentscheidungen handelt, gibt der Amerikaner ungern. „That's up to you" kann man manchmal hören, wenn man überhaupt, ähnlich wie in deutschen Bekannten- oder Familienkreisen, ein persönliches Vorhaben mit ihm zu beraten versucht und um seinen Ratschlag bittet. Ich habe von jungen deutschen Mädchen, die noch nicht lange in Amerika waren, öfter die Klage gehört, daß sie sich unter ihren amerikanischen Kolleginnen sehr vereinsamt fühlen, weil Gespräche über persönliche Angelegenheiten fast immer abgelehnt werden. Es gehört auch nicht zum guten Ton, Gespräche zu beginnen, in denen die Haltung des Menschen zum Leben und seinen letzten Dingen vorkommen. In solchen Fällen wird sich vielleicht ein Amerikaner herbeilassen, seine Meinung kurz und klar auszudrücken. Dabei bleibt es aber. An Rede und Gegenrede über diese seine Meinung findet er keinen Geschmack; er steht einem solchen Versuche verständnislos gegenüber.

Wir rühmen in Deutschland oft die Vorteile der Standardisierung, die in Amerika in der Produktion sehr viel weiter vorgeschritten ist als bei uns. Aber auch im ganzen amerikanischen Lebensstil macht sich ein Drängen nach Standardisierung, nach der Herausbildung von gleichartigen Typen, Meinungen, Verhaltungsweisen bemerkbar. Wer sich anders verhält, als üblicherweise erwartet wird, fällt unangenehm auf. Man läßt

ihn nicht in Ruhe, achtet keineswegs seine privaten Neigungen, wird unwillig über ihn, läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, ihn zu tadeln und auf das Richtige und Übliche aufmerksam zu machen. Es gehört schon eine amerikanische Portion von Absonderlichkeit und Zähigkeit dazu, damit ein „Kauz" sich durchsetzt und als solcher respektiert wird. Wieviel Male wurde ich während des ersten halben Jahres meines Aufenthalts, besonders von Frauen, gefragt, warum ich denn nicht endlich die amerikanische Frisur der glatt nach hinten gekämmten Haare annehmen wolle; ich sei doch jetzt in Amerika und solle nicht durch Tragen einer „deutschen" Haarfrisur immer wieder auffallen.

Diese Vorliebe für das Gleichartige und Gewohnte zeigt sich in tausend Einzelzügen. Findet man in der „Chicagoer Tribune", der größten Zeitung der Welt, ein kleines Inserat, in dem ein Zimmer mit Mahlzeiten angezeigt wird, so bedeutet der Zusatz „Jeden Sonntag gibt es zum Mittagessen gebratenes Huhn" dem Amerikaner eine leckere Empfehlung. Ihm wird damit ein Wunsch erfüllt, den er wirklich hat. Bei uns in Deutschland würde ein solches Inserat abschreckend wirken; denn 52mal Huhn im Jahr, pünktlich jeden Sonntagmittag um ein Uhr, halten wir, obwohl wir sicher auch für gebratene Hühner Verständnis haben, doch nicht für eine verlockende Aussicht.

In der ganzen Welt sind die Amerikaner dafür bekannt, daß sie gerne herdenweise durch das Land reisen. Das Bedürfnis nach privater Abgeschlossenheit schwindet immer mehr. Hier möchte ich auf eine Entwicklungslinie hinweisen, die, oberflächlich gesehen, zwar nicht von sehr weittragender Bedeutung scheint, meines Erachtens jedoch mehr erzählt als manche tiefsinnige Betrachtungen über die amerikanische Massenpsychologie. Gleichzeitig möchte ich damit meinem Ärger Luft machen über die Beschaffenheit eines Ortes, der, obwohl ein wichtiges Kulturmerkmal, in großen Hotels, Büchereien und anderen öffentlichen Orten nur mit der bescheidenen Zahl 00 angedeutet wird. In technischer und hygienischer Beziehung sind da die Unterschiede gegenüber Deutschland nicht groß. Auch wir sind an höchste Reinlichkeit an solchen Orten gewöhnt.

Und doch, meine Herren — die verehrten Damen bitte ich, dieses Kapitel von hier an zu überschlagen —, an diesen letzten Orten gefallen mir die amerikanischen Verhältnisse nicht. Ich möchte bloß wissen, wo bei der schauderhaft schlechten Beleuchtung ein Bengel von 12 Jahren seine Schundromane und Detektivgeschichten lesen soll. Daß die Speisehäuser,

die Cafés und Restaurants hier im Lande alle so ungemütlich sind, daß jeder längere Aufenthalt über die unbedingt notwendige Zeit hinaus von selbst wegfällt — soll meinetwegen noch hingehen.

Daß diese Ungemütlichkeit der Aufenthaltsorte sich bis auf diesen letzten Ort erstreckt, ist ein dunkles Kapitel in der amerikanischen Lebensführung. Manchmal ist es sogar in den vornehmsten Hotels so schwarz, daß man kaum die Überschrift der Zeitung feststellen kann, die man sich, meist unnötig, vorsorglicherweise mitgenommen hat. Licht dringt nur aus dem Vorraum in die Zelle ein; diese ist kaum halb so groß, wie wir sie in Deutschland gewöhnt sind. Sie ist ein Raum, der nur recht wenig von den übrigen Räumen gleicher Art abgeschlossen ist. Wohl um das fehlende Licht einzulassen, hat man Wände und Türen von oben und unten her recht stark verkürzt. Von oben würde mich das wenig genieren, denn ich messe keine 1,80 m; daß aber auch von unten ringsherum in 30 bis 40 cm Höhe die Wände fehlen, das paßt mir nicht. Ich bin doch herzlich wenig an der Zahl der Hühneraugen interessiert, die mein Zellennachbar hat. Auch die schiefgetretenen Lackstiefelabsätze meines linken Zellnachbars sind keine Augenweide. Und wenn die Stiefelpaare rechts und links erst anfangen, unruhig zu werden, was manchmal vorkommt, besonders wenn die kalifornischen Frühkirschen eben eingetroffen sind, dann muß man schon seine guten Nerven haben. Also, wie gesagt, diese Zustände sind für unsereinen fast unerträglich. *Einen* Ort in der Millionenstadt möchte man doch schließlich noch haben, wo man wenigstens für wenige Minuten des Tages ungestört allein sein kann. Ich meine, das ist kein übertriebener Individualismus und keine allzu starke Eigenbrödelei. Aber, meine Herren, es kommt noch besser. Die noch vorhandenen kurzen Aborttüren sind tatsächlich nur noch Rudimente einer im Aussterben begriffenen Gattung. Hier in Detroit hat man für zweieinhalb Millionen Dollar einen Marmorpalast, eine öffentliche Bibliothek, errichtet, herrlich anzusehen: der weiße, sonnige Marmor im grünen Parkgelände. Die Toilettenanlagen sind großartig, kaltes und warmes Wasser und jeder Besucher erhält ein frisches Handtuch zur freien Benutzung. Aber, die Türen der Abortzellen hat man gleich ganz weggelassen. Da kannst du sie alle einträchtig in der Reihe sitzen sehen, den Arbeiter bei Ford, den Direktor aus Deutschland, den Neger aus dem Süden, den Schmuggler vom Erie-See, den sechzehn Dollar im Tage verdienenden Maurergesellen und den viereinhalb bis fünf Dollar im Tage verdienenden Bibliothekstenographen, der zweihundert

Silben schreibt. Ja, hier sind sie alle in der Not vereint, denn es gibt keine andere Gelegenheit in dem schönen Marmorpalast, auch nicht gegen Bezahlung. Meine Herren, dieser Anblick hat mich recht nachdenklich gestimmt.

Fallen nach und nach in ganz Amerika diese Türen weg, so wird sich auch in diesen intimen Verrichtungen ein einheitlicher Stil herausbilden. Sie haben gar keine Ahnung, meine Herren, ich meine es ganz im Ernst, wieviel Individuelles sich da in Europa noch erhalten hat. Es gibt so viele technische Möglichkeiten und Varianten, über die keiner vom andern weiß, die nicht einmal in der Generation vererbt werden (weil die Kleidung des Erwachsenen eine andere ist als die des Kindes) und die sich fast bei jedem Individuum neu herausbilden. Ein Forscher würde über Vergleiche zwischen der kulturellen Entwicklung, z. B. Ostpreußens und Badens, auf Grund solcher Beobachtungen vielleicht soziologisch hochinteressante Beiträge zu liefern wissen. In den Vereinigten Staaten werden sich aber bald Einheitsgewohnheiten herausbilden, und kein Mensch wird mehr Anno 2000 davon zu sagen wissen, welche Vielfältigkeiten und nationalcharakteristischen Merkmale im Jahre 1925 vor der allgemeinen Abschaffung der bewußten Türen auf den besprochenen Gebieten in den Vereinigten Staaten bestanden haben. Diese Dinge werden dann in tieferes Dunkel der Vergessenheit gehüllt bleiben, als je die dramatischen Vorgänge der Saurierkämpfe aus der Urgeschichte unserer Erde.

17.

Deutsche Einwandererschicksale.

Es ist Mai und noch immer warten wir auf den Frühling. Alteingesessene Bürger von Chikago versichern uns, daß es einen Frühling hier überhaupt nicht gäbe. Bis Ende März ist ganz bestimmt tiefster Winter; dann folgen abwechselnd Tage mit Hochsommerhitze und Winterkälte, bis Ende Mai die erste Hitzewelle der Winterherrschaft ein für allemal ein Ende macht. Als ich am Ostermorgen aber im Geiste die Osterglocken übers Land schallen hörte (in Amerika gibt es weniger Kirchenglocken als in Deutschland nach der großen Einschmelzung) und voller Frühlingssehnsucht das Fenster öffnete, da begrüßte mich ein fröhliches Schneetreiben. In den Straßen von Chikago kämpften im tiefen Schnee die Kraftwagen einen vergeblichen und vielleicht noch härteren Kampf um

das Vorwärtskommen, als ich es bisher bei den deutschen Einwanderern zu sehen gewohnt war. Und das will was heißen.

Kommt nämlich einer aus Deutschland mit dem ersten Winterschnee in eine amerikanische Großstadt hineingeschneit, so hat er die erste Zeit wirklich nichts zu lachen. Dabei sind die Aussichten, aus dieser ersten Zeit herauszuwachsen, gar nicht rosig. Mir sind ehemalige deutsche Kaufmannsgehilfen bekannt, die selbst im dritten, vierten und fünften Jahre ihres amerikanischen Aufenthaltes noch nicht wieder da angelangt waren, wo sie in Deutschland aufgehört hatten. Vor allem mit den gelernten deutschen Kaufleuten bzw. Angestellten ist es ein trübes Kapitel. Neulich fanden wir uns, so zwanzig ehemalige deutsche Handlungsgehilfen, zusammen, alle nach dem großen Abbau im Jahre 1923 hierhergeflüchtet, und siehe da, nur zwei von diesen zwanzig hatten es bisher fertiggebracht, Arbeiten zu erhalten, die ihrem früheren Berufe ungefähr entsprachen. Alle anderen versuchten sich durchzubringen: mit Erdeschippen, als Pikkolo im großen Hotel, als Wurstkocher, Holzarbeiter, Bäckergehilfe, und die Glücklicheren verrichteten Akkordarbeit an Maschinen in der umliegenden großen Metallindustrie. Sie allein konnten davon berichten, daß sie wöchentlich vierzig bis fünfzig Dollar verdienten. Manche von ihnen, und darunter sogar ehrgeizige und tüchtige Handlungsgehilfen, zögerten, eine ihnen in Aussicht stehende Büroanstellung anzunehmen; denn es ist nicht leicht, ein Fabrikarbeiterdasein mit fünfzig Dollar die Woche aufzugeben, um vielleicht als Bankangestellter mit — wenn es hoch kommt — fünfundzwanzig Dollar die Woche eine neue amerikanische Spekulation zu beginnen. Zwar ist der Bankangestellte mit fünfundzwanzig Dollar auch in diesem demokratischen Lande eine angesehenere Persönlichkeit als der Maurerhandlanger mit den rauhen Händen und den fünfundsechzig Dollar in der wöchentlichen Gehaltstüte. Die Clerks, und insonderheit die Bankangestellten, stehen bei den Müttern der jungen Damen in gutem Ansehen. Meine Wirtin, bei der ich zur Miete wohnte, begrüßte mich eines schönen Abends, als ich mich nach deutschen Begriffen zum Abendausgang anständig gekleidet hatte, um mit einer Amerikanerin zum ersten Male „auszugehen", mit den bewundernden Worten: „Sie sehen aus wie ein Bankbeamter." Auf diese Hochschätzung und die damit zur Pflicht werdende Eleganz (zum Elegantsein gehört in Amerika nicht allzu viel) gründet sich denn auch die Spekulation, die einer unternimmt, wenn er beschließt, niedrig bezahlter Durchschnittsangestellter zu werden. Auf dieser Grundlage ist einmal die Ein-

heirat in ein eigenes Haus und ein eigenes Automobil viel eher möglich. Dazu kommt dann noch die Aussicht auf eine Gehaltssteigerung bis auf etwa dreißig bis fünfunddreißig Dollar die Woche, so daß sich dann mit diesem Gelde eine gutbürgerliche Lebenshaltung immerhin führen läßt. Trotzdem muß der durchschnittlich befähigte geistige Arbeiter, der aus Deutschland auswandert, um in Amerika schneller vorwärtszukommen, sich damit abfinden, daß er erstens einmal die ersten paar Jahre die niedrigsten und härtesten Handarbeiten zu verrichten hat, und zweitens, daß er, so es ihm gelingt, wieder in seinen Beruf hineinzukommen, später kaum zu einem größeren Wohlstand kommen wird, als bei gleicher Anstrengung in seiner alten Heimat. Nur die ganz energischen und über den Durchschnitt begabten Menschen haben in Amerika eine Zukunft. Und auch das ist sehr oft noch Glückssache.

Anders steht es mit dem Handarbeiter. Er fühlt sich meistens schon vom ersten Tage an, an dem er stetige Arbeit findet, besser gestellt als in Deutschland. Für acht bis zwölf Dollar die Woche ist es bereits möglich, hier in Chikago und Umgebung Zimmer mit voller Verpflegung und Wäschereinigung zu erhalten. Für einen Mann liegen die Anfangslöhne so zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Dollar die Woche. In den großen Fabriken kann man auch auf dreißig, vierzig und bei Akkordarbeit sogar auf fünfzig Dollar und darüber kommen. Dies jedoch nur nach längerer Einübung. Handwerker, wie überhaupt alle gelernten Handarbeitsberufe, sind am besten daran. Bloß ist es nicht immer leicht, in die betreffende Gewerkschaft solcher Berufsgruppen hineinzukommen. An manchen Orten haben die Gewerkschaften aber das Monopol und kein „nichtorganisierter Arbeiter" darf von den Unternehmern eingestellt werden. Oftmals erleichtert der Nachweis der ehemaligen Mitgliedschaft in einer deutschen Gewerkschaft das Mitgliedwerden hier.

Das Grünhorn, an deutsche Verhältnisse gewöhnt, erlebt im Anfange Legionen von Enttäuschungen. So kam mein Kollege Meyer vom Norden des Staates Minnesota, vierundzwanzig Stunden Bahnfahrt weit, hierher nach Chikago, nachdem ihm eine große Firma eine glänzende Anstellung vorgespiegelt hatte. Er kam zur Vorstellung, bloß um zu erfahren, daß es ein glänzendes Geschäft sei, in der Umgebung von Chikago Bauplätze, d. h. „Real Estates", zu verkaufen. Er würde von jedem Verkauf 7 v. H. erhalten, was bei einem Umsatz von zehntausend Dollar monatlich ein Gehalt von siebenhundert Dollar ergäbe. Kollege Meyer fand die Rechnung gar

nicht übel und erkundigte sich ganz vorsichtig nach dem Fixum und den Reisespesen. Da machte aber der Manager erstaunte Augen und führte dem Kollegen Meyer ganz langsam zu Gemüte, daß es hier im Lande nicht üblich sei, solche Abmachungen zu treffen. Er solle gut verkaufen, dann erhalte er seine glänzende Provision und damit basta. Herr Meyer aber, schon vierzig Jahre alt, ehemaliger Bankbuchhalter aus Norddeutschland, solide und auch ein bißchen bürokratisch, fand ein Haar in der Suppe, kehrte dem freundlichen Herrn Manager den Rücken und schimpfte bei mir weidlich über diese „tiefgesunkene amerikanische Geschäftsmoral".

Im Monat darauf zog er vor, auf dem Güterbahnhof Baumstämme abzuladen, um dafür ein Fixum von vierundzwanzig Dollar wöchentlich garantiert in der Tasche zu haben. — Eine „Real Estates"-Erfahrung muß wohl jeder Einwanderer einmal durchmachen; denn die Inserate in den Zeitungen sind äußerst verlockend, raffiniert, leider aber meistens irreführend. Es kann dabei natürlich nicht ausbleiben, daß dieser oder jener trotz des Haares in der Suppe mal zugreift und vielleicht auch Glück hat, wie es meinem Freunde, dem ehemaligen Fahnenjunker von Hofstein, erging. Nur mit militärischen Dingen vertraut und nicht bekannt mit altehrwürdigen deutschen Reisendentraditionen in bezug auf Provision und Fixum, fand er die verlockenden Vorschläge des lächelnden „Real Estates"-Managers gar nicht so übel und hatte das bodenlose Glück, am selben Abend schon im Bekanntenkreis zwei Bauplätze verkauft und 120 Dollar bar verdient zu haben. Das war im dritten Monat seines Grünhorndaseins. Heute läuft er schon mit sorgenvollem Gesicht in der Welt herum, kann nicht mehr schlafen und hat sogar den Appetit verloren, weil er die in den darauffolgenden sieben Monaten riesig schnell verdienten 8200 „Real Estates"-Dollar in einer Ölfeldspekulation im Staate Texas höchst risikovoll angelegt hat. Sein Ölnachbar hat zwar schon Öl gefunden, hat mein Freund das gleiche Glück, so wird ihm sein erstes Jahr nicht unter 50 000 Dollar eingebracht haben. Mißlingt die Sache, so kann das zweite Jahr ihm endlich einen „normalen" Anfang mit zwanzig bis fünfundzwanzig Dollar die Woche als Tischwäscher oder ähnliches bringen.

Die weiblichen Einwanderer sind besser daran. Sie können Dienstmädchen oder Köchin werden, auch wenn die Sprachkenntnisse noch gering sind. Einmal sind solche Stellungen verhältnismäßig leicht zu bekommen und zweitens sind sie von Anfang an sehr gut bezahlt. Weniger als fünfzig Dollar im Monat nebst Kost und freier Wohnung bekommt kaum ein

Dienstmädchen. Sechzig bis siebzig Dollar sind normal, und Köchinnen erhalten bis hundert Dollar monatlich und mehr. Das sind im Vergleich zu den Löhnen ungelernter Arbeiter sehr hohe Einkommen. Trotzdem sind solche Stellungen wegen der eingeschränkten persönlichen Freiheit, die sie mit sich bringen, bei den Amerikanerinnen ebenso unbeliebt, wie die kaufmännischen Stellungen bevorzugt werden. In der Wahl von Arbeit und Stellung macht sich da beim Amerikaner wie bei der Amerikanerin immer mehr die merkwürdige Eigenschaft geltend, daß verhältnismäßig angenehmere Beschäftigungen auch vorgezogen werden, wenn sie viel schlechter bezahlt sind als unangenehmere Arbeiten. Bei dem zunehmenden sich vererbenden Wohlstande kann sich das der alteingesessene Amerikaner auch leisten, weil er ja meistens neben seinem Arbeitseinkommen auch Hausbesitz oder Vermögen zusätzliches Einkommen in Form von Zins und Rente bezieht.

Bei den Einwanderern spielt der Dollar allerdings meist eine größere Rolle als die Art der Beschäftigung. Wenn das Dollarjagen spezifisch amerikanisch sein soll, so möchte ich meinen, daß die Grünhörner nach den ersten Wochen schon meistens viel amerikanisierter sind als die Hundertprozentigen. Da kann man unglaubliche Erfahrungen machen. Wahnsinnige Arbeitsleistungen nehmen Neueinwanderer im ersten Dollarrausch oftmals auf sich. Ich habe Fälle erlebt, wo Arbeiter, nicht zufrieden mit sechs Tagesschichten, in derselben Woche noch drei Nachtschichten gearbeitet haben. Dabei ist es natürlich keine Kunst, wöchentlich zwanzig bis vierzig Dollar zu sparen.

Manchmal habe ich mich gefragt, ob diese Menschen auch in Deutschland zu den gleichen Arbeitsleistungen zu bewegen gewesen wären. Meistens mußte ich vor mir selber diese Frage verneinen. Mit der Auswanderung verändert sich die seelische Einstellung des Menschen zu seiner Arbeit, zu dem was Lebenszweck und -ziel ist, von Grund auf. Man könnte die geistige Verfassung des Auswanderers mit der eines Soldaten vergleichen, der begeistert in einen Krieg zieht und gewillt ist, auf alle Annehmlichkeiten des Zivillebens zu verzichten und jede noch so harte Anstrengung auf sich zu nehmen. Die Ausführung dieses Entschlusses wird einem in Amerika auch gar nicht schwer gemacht, denn was wir Deutsche so unter „Annehmlichkeiten des Zivillebens" verstehen, davon gibt es in Amerika herzlich wenig. Findet der Neuling in der ersten Zeit keine Beschäftigung, die ihn den ganzen Tag über festhält, so kommt er sich in seiner

Vor den chinesischen Städten stehen die Hütten der Bettler und Kulis, deren Lohn kaum für die tägliche Reisschale reicht.

Aus der weiträumigen fruchtbaren Mandschurei (Bahn Mukden-Antung), Japans Hoffnung und Sorge, Neuland für chinesische Kleinbauern, doppelt so groß wie Deutschland.

Früchteverkäufer in China. Handel, Handwerk, ja sogar ein großer Teil des Familienlebens spielt sich in den Straßen ab.

Hongkong, Inselstadt, englische Kronkolonie. Auf dem chinesischen Festland drüben fährt die Bahn nach Canton.

freien Zeit bald vor wie ein verlorenes Schaf in der sandigen Wüste. Nirgendwo ist es gemütlich. Vor den amerikanischen Mädchen bekommt man bald das Grauen, sobald man die ersten Erfahrungen hinter sich hat und merkt, daß das „Girl" es als die natürlichste Sache von der Welt ansieht, „den Mann zu kommandieren" und ihn sämtliche Ausgaben der gemeinsamen „Ausflüge" rücksichtslos und umfangreich bezahlen zu lassen. „Golddigging" (Gold graben) ist der Fachausdruck für dieses selbstverständliche Schmarotzertum, dessen sich die meisten amerikanischen „Ladies" nicht im geringsten schämen.

Von Prohibition ist in den großen Städten an bestimmten Orten nicht viel zu spüren. Für den Deutschen aber, der gewöhnt ist, in gemütlicher Runde „einen zu heben", haben diese Orte wenig Reiz. Herumstehen, häßliches Gegröhle, Sauferei bis zum Exzeß, das sind so die Bilder, die man an solchen „Saloon"-Schanktischen sieht. Dabei ist der „Stoff" maßlos teuer (zwischen fünfundzwanzig und fünfzig Cents das ganz kleine Glas Bier) und schmeckt so schlecht, daß es einem oft schon schlecht wird, bevor der Alkohol selber seine Wirkung tut. Das einzige Vergnügen, das der Durchschnittsamerikaner kennt, ist das Tanzen und das Besuchen der Lichtspielhäuser. Wer als gebildeter Deutscher in einen solchen Lebenskreis verschlagen wird, fühlt sich mehr als einmal im Jahre kreuzunglücklich und verflucht den Tag, an dem er in dieses „gesegnete" Land kam. Das hindert natürlich nicht, daß er an den Tagen ein fröhliches Gesicht macht, wo er sinnend die langsam anwachsenden Ziffern seines Sparkassenkontos betrachtet und sich dahinter den künftigen Garten Eden träumt.

18.

Waffengänge zwischen Kapital und Arbeit.

Die Geschichte der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung in den großen Städten ist voller Wildheit und phantastischer Abenteuer. Nehmen wir einmal die beiden großen Tageszeitungen von San Franzisko in die Hand, so finden wir Berichte, die sich lesen, als handelten sie von einem militärischen Kriegsschauplatz. Seit Monaten führen die Zimmerleute von San Franzisko einen zähen Streik um die tarifliche Regelung von Lohn- und Arbeitsbedingungen. Während dieses Streikes geschah Gewalttat auf Gewalttat. In der letzten Woche wurden vier streikbrechende

Zimmerleute von Unbekannten überfallen, mit Hämmern geschlagen und so schwer verletzt, daß einer der Überfallenen nach kurzer Zeit im Hospital starb, während die anderen drei mit gebrochenen Rippen und Armen im Krankenhaus liegen und vielleicht nicht wieder voll arbeitsfähig werden. Das ist bereits der vierte Totschlag in diesem blutigen Kampf. Auf der Verlustliste auf beiden Seiten stehen außerdem noch über zweihundert Leicht- und Schwerverletzte. Die Zeitungen nehmen bereits gegen die Polizei und den Bürgermeister der Stadt eine drohende Haltung ein, weil nur selten die Übeltäter zur Rechenschaft gezogen werden.

Bei großen Arbeitskämpfen in Amerika, insbesondere im Baugewerbe und im Bergbau, kommen solche beinahe in Krieg ausartende Vorgänge häufig vor, und es wird schwer sein, in jedem Falle festzustellen, welche Partei, Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, den Kampf mit so rohen Mitteln begonnen hat.

In St. Louis traf ich einen alten deutschen Sozialisten, der schon manchen Streik im Kohlenbergbau von Illinois mitgemacht hatte. Er schilderte mir einen regelrechten Krieg, wie ihn die streikenden Kohlenarbeiter des benachbarten Kohlengebietes während eines großen Arbeitskampfes vor zwanzig Jahren zu bestehen hatten. Nach langen Streikmonaten war die Lage aufs äußerste gespannt und die Arbeitgeber versuchten mit allen Mitteln, aus dem Süden und Osten Streikbrecher heranzubringen. So wurde eines Tages durch den gewerkschaftlichen Geheimdienst der Streikleitung gemeldet, daß ein ganzer Extrazug mit Streikbrechern nach dem Kohlenrevier unterwegs sei. Es galt zu verhindern, daß dieser Zug das Revier erreichte. Die Gewerkschaften riefen ihre Leute zusammen. Die Parole hieß: „Freiwillige vor!" Es meldeten sich so viele, daß nur ein Teil davon „kriegsmäßig" ausgerüstet werden konnte. Zu jener Zeit befand sich fast in jeder Bergarbeiterfamilie ein gutes Gewehr. Man brauchte das zum Jagen, aber auch für den Fall solcher zähen Arbeitskämpfe, die bis zum letzten gingen. Der Zug wurde aufgehalten, und es entstand ein regelrechtes Gefecht, bei dem über dreihundert Kohlenarbeiter ihr Leben einbüßten. Die Streikbrecher mußten aber den Rückzug antreten. Da den toten Arbeitern eine christliche Beerdigung auf den Friedhöfen der Kirchen und Gemeinden des Reviers versagt wurde, kaufte die Gewerkschaft ein eigenes Friedhofsgelände, wo sie ihre Opfer beerdigte. Dieser Friedhof der Kohlenarbeiter liegt heute noch in einem kleinen Bergarbeiterdorf in der Nähe von St. Louis am Mississippi, und

viele Veteranen der Kohlenarbeiter finden dort immer noch ihre letzte Ruhestätte.

In den unorganisierten Kohlengebieten von Virginia haben die Bergherren große eigene Wachmannschaften, die militärisch aufgezogen sind. Dort sind solche blutigen Kämpfe auch gegenwärtig keine Seltenheit. Wie gewalttätig der Angriff von Arbeitgeberseite oftmals geführt wird, dafür ein Beispiel aus einem Bergbaukampf des Jahres 1913 auf 1914. Eine im Staate Colorado zum Rockefeller-Konzern gehörige Kohlenfirma ließ während eines Kampfes die primitiven Hütten eines ganzen Bergarbeiterdorfes in Flammen aufgehen; 33 Arbeiter, darunter Frauen und Kinder, verloren ihr Leben. Die Gewerkschaftsmacht in jener Gegend wurde endgültig gebrochen und die Kompagnie errichtete eine „Werksgemeinschaft", die mehrere Lohnherabsetzungen nacheinander schluckte. Berühmt oder vielmehr berüchtigt ist auch der große Arbeitskrieg im Baugewerbe von Chikago, der während der großen Krise nach dem Kriege einsetzte, bei dem Mord und Totschlag an der Tagesordnung war und der schließlich mit einem Siege der Gewerkschaften endete.

Zu den Waffen der rohen Gewalt treten aber in den amerikanischen Arbeitskämpfen viele andere gewaltsame Mittel, die uns in Europa unbekannt sind und hoffentlich auch unbekannt bleiben werden. In Chikago wurde mir z. B. anläßlich eines Streikes von Kleiderarbeiterinnen ein Fall persönlich genau bekannt, in dem es sich in einer bestimmten Entwicklungsphase geradezu um einen Wettlauf der Parteien zum Gerichtsschreiber bzw. Richter handelte, den es zu bestechen galt. Mir sind Fälle bekannt geworden, in denen von Gewerkschaften bei Streikfällen für Bestechungsgelder fast ebensoviel ausgegeben werden mußte, wie für Streikunterstützung. Es klingt wie ein Märchen, wurde mir aber von beteiligten Personen glaubwürdig versichert, daß in Fällen von Verhaftungen die Interessenten einfach zu dem „Boß" derjenigen Partei des Wahlbezirkes gehen, die gerade den Staatsanwalt und Richter im Amte hat (beide werden gewählt), und mit ihm über den Preis verhandeln, für den die Freilassung der Verhafteten erkauft werden kann.

Im gegenwärtigen Streik der Zimmerleute von San Franzisko werden noch andere Gewaltmittel gebraucht. Viele Bauunternehmer wären von sich aus bereit, die geforderten Tarifverträge zu schließen, die die nicht der Gewerkschaft angehörigen Arbeiter vom Bauplatz ausschließen. Würden sie jedoch so handeln, so bekämen sie von den Geschäftsleuten von San

Franzisko keine Baumaterialien mehr geliefert. Die Unternehmer der Stadt haben nämlich unter sich eine dahingehende Abmachung getroffen, um die Macht der Gewerkschaften, insbesondere im Baugewerbe, ein für allemal zu brechen. Als Antwort auf diese Maßnahme hat die sehr starke und gut organisierte Gewerkschaft der Zimmerleute in der Nähe von San Franzisko drei eigene Holzhandlungen errichtet, die zu Tagespreisen den gewerkschaftsfreundlichen Bauunternehmern das Bauholz liefern. Die Gewerkschaften haben in diesem Falle bereits einen langwierigen Prozeß bis zum höchsten Gerichtshof durchgefochten und verloren. Wie ernst es den Arbeitgebern von San Franzisko dieses Mal war, geht daraus hervor, daß sie einen Kampffonds von zwei Millionen Dollar gesammelt hatten.

Verfolgt man die Geschichte der Arbeiterkämpfe in der Stadt San Franzisko bis zum heutigen Tag, so muß man, auch bei einer noch so arbeiterfreundlichen Haltung bekennen, daß die Gewerkschaften an der Entwicklung dieser hochgespannten Lage nicht ohne Schuld sind. Bis kurz vor dem Kriege herrschte in San Franzisko beinahe eine gewerkschaftliche Diktatur. Diese diktatorische Macht haben sie mehr als einmal in der krassesten Weise mißbraucht und zwar nicht nur auf gewerkschaftlichem Gebiete. Die Gewerkschaften hielten für mehrere Jahre beinahe alle wichtigen Ämter der Stadtverwaltung in ihrem Besitz. Schmitz, der Bürgermeister dieser Periode, war aus ihren Reihen hervorgegangen. Diese Jahre der Stadtverwaltung von San Franzisko gehören mit zu den dunkelsten in der Geschichte der amerikanischen politischen Korruption. Sie endeten mit einem riesigen Skandal. Ruef, der Berater von Schmitz, neben manchen anderen, wanderte ins Zuchthaus.

Aber auch die diktatorisch angewandten Gewerkschafts*methoden* muten den europäischen Beobachter fremdartig, ja beinahe mittelalterlich an. Die Gewerkschaft der Klempner setzte es z. B. durch, daß nur Söhne ihrer Mitglieder von 1905 an als Lehrlinge von den Meistern angenommen werden durften. Nicht einmal die Söhne der Meister durften das Gewerbe der Väter erlernen. Diese Bestimmung konnte von der Klempner-Ortsgruppe San Franzisko von 1907 bis 1921 durchgehalten werden, so daß während dieser vierzehn Jahre in San Franzisko nicht mehr als fünfundzwanzig Lehrlinge das Handwerk erlernten.

Einen noch tolleren Fall teilt uns ein Herr Ryder in einem Aufsatz über den Zusammenbruch der Gewerkschaften von San Franzisko in einer

Nummer des sehr zuverlässigen und vornehmen „Harpers Magazin" mit. Die „Steamfitter", Arbeiter, die die Heizungsanlagen einbauen, hatten eine Kollektivvereinbarung erzwungen, wonach ihnen der Transport der Materialien und Röhren bei einem Neubau von der Straße ins Gebäude vorbehalten war. Ein Lastwagenführer hatte eines Tages Heizungskörper und Rohrleitungen vor einem Neubau in der Weise abgeladen, daß die Straßenpolizei befahl, für den Verkehr mehr Raum zu schaffen. Das war an einem Sonnabendnachmittag. Kein Mitglied der Gewerkschaft der „Steamfitter" war an diesem Nachmittag auf dem Bauplatz mehr anwesend. Um eine Bestrafung wegen Verletzung der Verkehrsvorschriften zu vermeiden, ließ der Bauunternehmer die Heizungskörper und Röhren durch gewöhnliche ungelernte Arbeiter ins Haus schaffen. Das war gegen den Tarifvertrag. Am Montag morgen zwang der schnell herbeigerufene Außenbeamte („walking delegate", jetzt „business agent" genannt) der „Steamfitter"-Gewerkschaft den Bauunternehmer, Befehl zu geben, daß Röhren und Heizungskörper von den ungelernten Arbeitern wieder auf die Straße hinausgetragen wurden, um tarifgemäß von den Mitgliedern der „Steamfitter"-Gewerkschaft ins Haus zurückgeschafft zu werden.

Andere Bestimmungen von solch unsinniger Art, die auch heute noch in vielen Tarifverträgen, besonders im Baugewerbe in Kraft sind, lauten z. B.: Kein ungelernter Arbeiter, auch kein Zimmermann, darf ein Loch in eine Zementwand hauen, um z. B. eine Röhre hindurchzuleiten, ganz gleichgültig, wie einfach die Arbeit auch sei und ob der Betreffende wohl imstande wäre, sie auszuführen. Diese Arbeit bleibt den Zementarbeitern vorbehalten. Kein organisierter Klempner wird Material verwenden, das von Firmen hergestellt ist, die keinen Tarifvertrag mit ihren Arbeitern haben. Kein Arbeitgeber darf sich länger als zwei Stunden am Tage an einer Arbeitsstelle aufhalten, wo ein Klempner beschäftigt ist (Tarifvertrag der Klempnergewerkschaft von San Franzisko). Vor dem Kriege vermochte die Malergewerkschaft von San Franzisko folgende Bestimmung aufrechtzuerhalten: Die Größe der Pinsel, die von den Mitgliedern beim Malen benutzt werden durften, war beschränkt, damit nicht zuviel Arbeit bei einem Pinselstrich auf einmal getan wurde. Das Auftragen der Farbe im automatischen Spritzverfahren war verboten. Ähnliche Bestimmungen hatten fast alle gelernten Gewerkschaftsgruppen. Arbeitete ein Mann mehr als die Gewerkschaft vorgeschrieben hatte, so wurde er erst einmal in eine Geldstrafe genommen oder verlor im Wiederholungsfalle

den Arbeitsplatz. Bestimmungen solcher Art bestehen heute noch in vielen Tarifverträgen und viele Streiks haben ihren Ursprung nicht in einem Konflikt mit dem Arbeitgeber, sondern in einer Meinungsverschiedenheit zwischen zwei oder mehreren Gewerkschaftsgruppen über die Art der Arbeit, die nur von ihren Mitgliedern ausgeführt werden dürfe. Im Sommer 1925 lag das Baugewerbe in Florida still, weil die Gewerkschaft der Maurer und der Verputzer sich nicht darüber einigen konnten, wer von ihnen das „Weißeln" besorgen sollte. Nicht einmal den obersten Instanzen der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung ist es sofort gelungen, die Parteien zu versöhnen.

Das alles ergibt wahrlich kein frohes und begeisterndes Bild vom gewerkschaftlichen Leben in Amerika. Neben diesen tiefen Schattenseiten gibt es natürlich auch viel Vernünftiges und für unsere Begriffe Normales. Wo aber die Schößlinge solcher Erscheinungen so zahlreich sind, muß im Ackergrunde etwas krank sein.

Bei diesen Zuständen in der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung der Arbeiter ist es nicht erstaunlich, daß die Unternehmer sich mit Händen und Füßen gegen das Eindringen solcher Organisationen in ihre Betriebe wehrten. Sie gründeten in ihren Werken eigene Arbeitervereine; „Werksgemeinschaften" ist der Name, den man ihnen in Deutschland gibt. Einer Zahl von etwa drei Millionen Arbeitern, die in den amerikanischen Gewerkschaften organisiert sind, stehen heute annähernd fünf Millionen gegenüber, die in solchen Betriebsvereinen zusammengefaßt werden, welche meistens von den großen Unternehmungen oder Unternehmungskonzernen gegründet worden sind und begünstigt werden. Dieser Sachverhalt könnte leicht zu dem Glauben verführen, daß wir in diesen amerikanischen Verhältnissen ein Bild einer Industrieverfassung vor uns haben, das auch bei uns in Deutschland in der Zukunft erfolgreich entwickelt werden könnte.

Wir haben uns in den letzten Jahren angewöhnt, zu Amerika als zu einem wirtschaftlichen Überwesen hinaufzuschauen und könnten uns daher leicht dazu verleiten lassen, diese Hochschätzung auf seine menschlichen Organisationsverhältnisse zu übertragen.

Das wäre ein Fehler, an dem leider die deutsche Amerikaliteratur der letzten Jahre ein vollgerüttelt Maß von Schuld trüge. Wir dürfen bei aller Anerkennung der amerikanischen Leistungen auf wirtschaftlichem Gebiete nicht übersehen, daß A m e r i k a ein Land ist, in dem die g e i s t i g -

seelischen Gestaltungsformen des Zusammenlebens noch in den allerersten Anfängen ihrer Bildung stehen. Auch die heute so verbreiteten Werksgemeinschaften sind ganz primitive Notgebilde, die ihre Entstehung zu einem großen Teile dem Versagen der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung verdanken, die es bis jetzt nicht verstanden hat, die rechten Mittel und Wege zu finden für die gewerkschaftliche Durchorganisierung der typischen Großindustrie.

Die Gewerkschaften des Landes sind Kinder der moralischen Geistigkeit, in der Amerika heute noch lebt und die sich offenbar in einem Auflösungszustande befindet, der von zahlreichen geistig-moralischen Zersetzungserscheinungen begleitet ist. Äußerlich zeigt sich diese Zersetzung in einer fürchterlichen moralischen*) Krisis in der Lebensführung der Schul- und Universitätsjugend, einer Zunahme der Verbrechen, der Ehescheidungen, verbunden mit einer geduldeter, ja sogar als selbstverständlich angesehenen Korruption nicht nur unter den Vollzugs- und Gesetzgebungsorganen der staatlichen Gewalt, sondern auch unter Führung von Gemeinschaftsgruppen, deren Vereinigungszweck auf ideellem Gebiete liegen sollte. Diese moralische Haltung der öffentlichen Meinung kommt z. B. darin zum Ausdruck, daß man es ganz selbstverständlich findet, wenn ein Führer einer Gewerkschaftsgruppe zum Unternehmertum hinüberwechselt, sobald ihm dort ein höheres Gehalt geboten wird. Ein solcher Fall kam kürzlich (1926) im Staate Illinois vor. Der dortige langjährige Vorsitzende der Gewerkschaft der Bergarbeiter, ein Herr Farrington, trat als Syndikus für Arbeiterfragen in eine große Bergwerksgesellschaft ein mit einem Jahresgehalt von fünfundzwanzigtausend Dollar, während er in seiner alten Stellung nur fünftausend Dollar jährlich als Gehalt bezogen hatte. Bezeichnend für diesen Vorgang ist die Atmosphäre, in der Unternehmer ohne weiteres wagen, an prominente Arbeiterführer mit solchen An-

* Für diese moralische Krisis in der Lebensführung der amerikanischen Jugend legt das Buch von Ben B. Lindsay (The Revolt of Modern Youth, New York, Boni Liverright 1925, 364 Seiten. Preis 3 $), einem der gütigsten und verständnisvollsten ehemaligen Richter am Jugendgerichtshof von Denver, erschütterndes Zeugnis ab. Lindsay teilt aus eigener Erfahrung und nach sehr konservativen Schätzungen anderer Kenner der Verhältnisse mit, daß wohl 25 v. H. aller Schüler und Schülerinnen der Mittelschulen von Denver (Alter 14 bis 17 Jahre) Geschlechtsverkehr gehabt haben. Von 50 v. H. nimmt er Erfahrungen an, die bis kurz dazu hinführen, 90 v. H. nehmen meist regelmäßig an Autokosefahrten teil, wobei Küssen und Alkoholgenuß an der Tagesordnung sei. Dabei ist Denver eine Mittelstadt von 300 000 Einwohnern, deren moralischer Ruf weit besser ist als vieler anderen amerikanischen Städte.

geboten heranzutreten. Ein Professor der Soziologie an der Universität von Michigan, Herr Charles Horton Cooley, hat in seinem Buche „Social Organization" (by Scribner sen., 1921, New York) auf Seite 275 diesen Geisteszustand wie folgt treffend geschildert:

„Eine große Schwäche der Gewerkschaftsbewegung wie aller Versuche der Selbstbehauptung der weniger bevorzugten Klasse besteht darin, daß sie fortwährend ihre fähigen Führer verliert. Sobald ein Mann jene besondere Fähigkeit zeigt, seine Kollegen zu führen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er eine einträgliche Stellung annimmt und auf diese Weise in die obere Klasse übergeht. Es ist in zunehmendem Maße die Politik des organisierten Reichtums, — vielleicht bis zu einem gewissen Grade ausgesprochene Politik — Arbeiterführer so auf ihre Seite zu ziehen. Hierin liegt ein Grund, warum ein stärkeres Klassenbewußtsein und Gesinnungstreue (loyalty) auf der Seite der Arbeiter zur Verstärkung ihrer Macht beitragen würde."

Die amerikanische Arbeiterbewegung wurde durch die hier beschriebenen Tendenzen, die aus der mechanistisch-materialistischen Denkweise der jugendlichen amerikanischen Geistigkeit herauswachsen, zu zwei Auswegen hingedrängt, von denen der eine vollkommen im Einklange steht mit der überlieferten offiziellen Ethik im Geschäftsleben, von denen der andere aber der öffentlichen moralischen Verurteilung verfällt, sobald er als geschehene Tatsache bekannt und veröffentlicht wird.

Der erste Ausweg besteht darin, daß die Gewerkschaften ihren hervorragenden Führern selber jene „einträgliche Stellung" verschaffen, von der Prof. Cooley als einer drohenden Gefahr spricht. Manche Präsidenten und viele Schatzmeister amerikanischer Gewerkschaften, die in manchen Fällen die wichtigeren und einflußreicheren Persönlichkeiten sind, beziehen Jahresgehälter von zehntausend Dollar und erhalten daneben beträchtliche Summen für Reiseauslagen und Repräsentation. Fünfundzwanzigtausend Dollar ist das höchste Gehalt, das ein Vorsitzender einer amerikanischen Gewerkschaft bezieht. Leider sind Fälle des zweiten Ausweges, der darin besteht, daß solche Arbeiterführer ihr persönliches Einkommen durch Einnahmen aus Bestechungsgeldern erheblich vermehren, in der amerikanischen Gewerkschaftsgeschichte nicht selten. Wir haben hier eine Parallelerscheinung zu der allgemein bekannten Korruption in der amerikanischen Politik. Wie in dieser, so auch in der Gewerkschaftsbewegung, vermag die Chronik nur die Fälle festzuhalten, die ans Licht des Tages kommen. Das

ist immer nur ein Bruchteil der wirklichen Vorkommnisse. Menschliche Schwächen und Unvollkommenheiten verhindern, daß auch ein gutes Verwaltungssystem von solchen Übeln gänzlich frei bleibt. Das Kennzeichnende in der Atmosphäre amerikanischen Verwaltungswesens jeder Art ist aber die allgemeine Stimmung aller Beteiligten, der Regierten wie der Regierenden, aus der heraus jedermann die Wahrnehmung eigenen Vorteils bis über die Grenze der versteckten Korruption hinaus vollkommen begreiflich findet. Mir kommt dabei eine Bemerkung in den Sinn, die ein Amerikaner beim Besuch des Kapitols in Denver machte. Der Führer erklärte uns mit Stolz, daß für den Bau des Kapitols ursprünglich drei Millionen Dollar bewilligt worden seien. Der damalige Gouverneur von Utah habe aber dafür gesorgt, daß bei der Bauausführung die höchste Sparsamkeit angewendet wurde, so daß sich am Ende eine Ersparnis von dreihunderttausend Dollar ergab. Der Amerikaner bemerkte dazu trocken: „Da haben die Politiker jedenfalls geschlafen." Die Besucher begleiteten diese Bemerkung mit einem verständnisvollen Lachen.

Von dieser Stimmung sind auch die Mitgliederreihen und die untere Beamtenschaft der amerikanischen Gewerkschaften nicht frei. In vielen vertraulichen Besprechungen mit Personen aus diesen Kreisen wurde mir offen zugegeben, daß sie selbst nicht an die Unbestechlichkeit aller ihrer Führer glauben. Ein Kenner der amerikanischen Gewerkschaften hat kürzlich öffentlich behauptet, daß mindestens 40 v. H. aller Gewerkschaftsbeamten von Unternehmern gelegentliche Bestechungsgelder beziehen. Erstaunlich ist dabei, mit welcher Leichtigkeit und einem gewissen Beigeschmack verständnisvollen Begreifens von diesen Vorgängen gesprochen wird. Man bekommt zu hören, daß es sich dabei gar nicht um einen Verrat der Arbeiterinteressen zu handeln brauche. Ein geschickter Führer wisse wohl, daß er in erster Linie den Vorteil der von ihm Vertretenen wahren müsse, sonst sei es ihm unmöglich, seine „einträgliche Stellung" auf die Dauer zu halten. Die Kunst für ihn bestände nun darin, neben der Wahrung der Interessen seiner Auftraggeber für sich selber einen Vorteil herauszuschlagen.

Ein hervorragendes Beispiel solchen erfolgreichen „Führertums", dem es ausgezeichnet gelang, die Taschen seiner Auftraggeber wie auch seine eigenen mit Dollars zu füllen, war der Gewerkschaftsführer Brindel, der sich kurz vor und in den ersten Jahren nach dem Kriege als Vorsitzender der Gewerkschaften im Baugewerbe von New York ein Vermögen von

mehreren Millionen und den Namen „Zar des Baugewerbes" verdient hat. Er besaß über seine Mitglieder eine diktatorische Macht und vermochte damit die New Yorker Bauarbeiterlöhne auf eine nie geahnte Höhe hinaufzubringen. Wenn er auf einem Bauplatz erschien, erfaßte den Bauunternehmer Schrecken. Dieser Mann hatte die Macht, jeden Bau sofort stillzulegen. Die New Yorker „Kontraktoren" zahlten ihm gerne Zehntausende von Dollars und den Arbeitern die höchsten Löhne, damit er sie vor einem den Bau verzögernden Streik verschonte. Brindel trieb es jedoch so toll, daß er schließlich von einem mutigen Rechtsanwalt vor einem New Yorker Gericht zur Strecke gebracht wurde und wegen Erpressung für mehrere Jahre nach Sing-Sing gehen mußte. Eine ähnlich „erfolgreiche" Laufbahn, die nicht im Zuchthaus, sondern mit der Besitznahme eines der größten Hotels in San Franzisko endete, hatte der dortige Führer der vereinigten Baugewerkschaften Mac Carthy.

Ein anderes Beispiel für den unsolidarischen kapitalistischen Geist im schlimmsten Sinne des Wortes, der in der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung herrscht und der ein Zeichen dafür ist, ein wie großer Abstand in der geistig-seelischen Gestaltung des Zusammenlebens zwischen Amerika und Deutschland besteht, ist folgende Begebenheit. Die durch ihre erfolgreiche Bankgründungen auch in Deutschland wohlbekannte Gewerkschaft der Lokomotivführer (diese „vorbildliche" Bank hat inzwischen infolge spekulativer Mißwirtschaft Bankrott gemacht) hat in Westvirginia ein Kohlenbergwerk gekauft und führt es als Erwerbsunternehmen. Sie setzt aber jedem Versuch der Arbeiterschaft, sich gewerkschaftlich zu organisieren und einen Tarifvertrag abzuschließen, wie jedes andere kapitalistische Kohlenbergwerk in dieser Gegend, den stärksten Widerstand entgegen, der bis heute auch nicht durch Streik zu brechen war. In New York hörte ich über den jetzt verstorbenen Vorsitzenden der Lokomotivführergewerkschaft Stone die gleichen Klagen. Der Sekretär der Gewerkschaft der Handlungsgehilfen von New York versuchte die Angestellten der Gewerkschaftsbanken zu organisieren und suchte eine Unterredung mit Stone nach, die jedoch völlig erfolglos verlief. Stone, der erfolgreiche Gewerkschaftsführer, wollte in seinen Banken keine gewerkschaftliche Organisation der Angestellten haben.

Der letzte große Gewerkschaftskongreß der „American Federation of Labor", der Spitzenorganisation der amerikanischen Gewerkschaften, hat die Gefahr dieses berufsegoistischen Geistes, von dem die meisten Gewerkschaftsgruppen hochqualifizierter Facharbeiter beherrscht sind, erkannt und

beschlossen, diese unsolidarischen Schranken fortzuräumen und als Abwehraktion gegen die Werksgemeinschaften den Versuch zu machen, in den nächsten zwei Jahren die Arbeiterschaft in der amerikanischen Automobilindustrie gewerkschaftlich zu organisieren. Die bestehenden Werksgemeinschaften sind dazu vielleicht eine günstige Vorbedingung. Schon ist ein Fall bekannt geworden, in dem eine solche Betriebsvereinigung von sechzehntausend Arbeitern die zugemutete Lohnherabsetzung ablehnte. Werden dann die Unternehmervorschläge von einem Arbeitgeber trotzdem durchgesetzt, so dürfte es den Gewerkschaften bei einer klugen Taktik nicht schwer fallen, ganze Betriebsvereinigungen auf einmal für den Gedanken des gewerkschaftlichen Zusammenschlusses zu gewinnen. Dazu kommt die Tatsache, daß der amerikanische Unternehmer die Konkurrenzgefahr wohl einsieht, die ihm selber droht, wenn es anderen Unternehmern gelingt, durch eine geschickte Werksgemeinschaftspolitik die menschlichen Arbeitsleistungen billiger einzukaufen. Diese Einsicht kommt in einem Gutachten, das vom „National Industrial Conference Borad", der Spitzenorganisation der Industriellen, zur Einwanderungsfrage abgegeben wurde, wie folgt zum Ausdruck:

„Wegen seiner wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vergangenheit kann und will der Einwanderer sich mit einer schlechteren Lebenshaltung begnügen als der amerikanische Arbeiter und hat sich so bereitgefunden, für einen relativ geringen Lohn zu arbeiten. Da vielfach die Löhne einen größeren Anteil an den Produktionskosten ausmachen als andere Faktoren, wären Industrielle bei starker Anwendung schlecht bezahlter Einwandererarbeit in der Lage, mit anderen Produzenten derselben oder ähnlicher Waren zu konkurrieren, die wegen besserer Betriebsführung, größerer Maschinenanwendung und technischer Fortschrittlichkeit billiger erzeugen."

Dieses Argument behält natürlich auch seine Gültigkeit für die im Wege der Werksgemeinschaftspolitik verhältnismäßig billiger eingekaufte Arbeitskraft und sollte auch unsern deutschen Unternehmern zu denken geben, die vielfach eine Rückentwicklung von der Gewerkschaft zur Werksgemeinschaft herbeisehnen.

Auch im Verhältnis von Unternehmer und Arbeiter in Amerika zeigen sich manchmal noch jene religiösen Züge, die als Erbe der Pilgrimväter zwar mit abnehmender Wirkung, aber doch noch häufig spürbar im amerikanischen Geiste weiterleben.

Am 5. Dezember 1925 sah man im Schubert-Theater von Cincinnati ein Schauspiel, wie es die Welt nur selten sieht. In den großen Theaterräumen waren dreitausend Arbeiter versammelt, und auf der Rednertribüne stand ihr Arbeitgeber Herr Arthur Nash und bemühte sich mit seiner ganzen rethorischen Kunst, seine dreitausend Arbeiter zu überzeugen, daß sie sich gewerkschaftlich organisieren müßten. „Liebe Mitarbeiter," so rief er aus, „sollen wir in dieser Stadt das einzige Beispiel bleiben für einen unorganisierten Betrieb? Sollen wir mißbraucht werden von geizigen Kapitalkonzernen, die ihre Arbeiter ausbeuten, als Beispiel für eine Politik, mit der wir nie etwas zu tun haben wollten? Soll man von uns sagen, daß wir durch unser Vorbild jenen geholfen haben, aus dem Schweiß und Blut unserer Brüder und Schwestern Profitdollars zu machen?" Nachdem dieser seltsame Arbeitgeber seine Rede vollendet hatte, trat Herr Sidney Hillman, der Vorsitzende der Gewerkschaft für Bekleidungsarbeiter, auf die Rednerbühne. Seine sachlichen Ausführungen sollten ebenfalls die anwesenden dreitausend Arbeiter zum Eintritt in seine Gewerkschaft bewegen. Es gelang ihm aber nicht, so begeisternd und überzeugend zu sprechen wie Herr Arthur Nash, der Arbeitgeber. Das sonderbarste an diesem Ereignis ist, daß es beiden Rednern nicht gelang, an diesem Abend die Arbeiter zum Gedanken der gewerkschaftlichen Organisation zu bekehren. Drei Tage lang hielt Herr Nash in seiner Fabrik Abteilungsversammlungen ab, wanderte zwischen seinen Arbeitern herum und hielt Missionspredigten für den gewerkschaftlichen Gedanken. Endlich, am dritten Abend in einer großen Vollversammlung, stimmten die Arbeiter für den Eintritt in die „Amalgameted Union of Garment Workers of the United States" (Vereinigte Gewerkschaft der Bekleidungsarbeiter von Amerika).

Um diese Begebenheit zu verstehen, müssen wir kurz die Geschichte dieses großen Kleiderfabrikanten hören. Arthur Nash wurde in einer dürftigen Holzhütte im fernen amerikanischen Westen vor 55 Jahren geboren. Seine Eltern waren fromme Adventisten und glaubten fest, daß beim Jüngsten Gericht die ganze Menschheit unrettbar der Verdammnis anheimfalle, mit Ausnahme der einhundertvierundvierzigtausend Auserwählten des adventistischen Glaubens. Der junge Nash sollte Prediger werden, wurde aber von der Kirche bald ausgestoßen wegen seiner dogmatischen Zweifel. Jahrelang führte er darauf ein unruhiges Wanderleben

und arbeitete als Maurer und Handlanger, wie es gerade kam. Im Hinterzimmer einer düsteren Kneipe in einer westlichen Stadt gründete er zusammen mit anderen abenteuerlichen Gesellen eine Gruppe der „Knigths of Labor", jener frühen amerikanischen Arbeiterorganisation, in der sich abenteuerliche Romantik mit einem Gemisch von anarchistisch-kommunistischen Ideen zusammenfand. Später gelang es einer Sekretärin der „Vereinigung christlicher junger Frauen" (Y. W. C. A.), den jungen Arbeiter wieder zum Christentum zurückzuführen, ja ihn sogar zur Wiederaufnahme des Studiums der Theologie zu bewegen. Doch zum zweiten Male geriet Arthur Nash in Widerspruch mit den Lehren einer christlichen Sekte und mußte sein Studium wieder aufgeben. Er wurde jetzt Verkäufer in einem Konfektionsgeschäft und machte sich nach kurzer Zeit selbständig. Er betrachtete es als die Aufgabe seines Lebens, christliche Grundsätze zur Grundlage seiner kaufmännischen Tätigkeit zu machen. Jedoch während der Krisis des Jahres 1913 machte er Bankrott. Seine Unternehmungslust hatte aber unter diesem Fehlschlag nicht gelitten. Er zog nach Cincinnati, pumpte sich siebenhundert Dollar und fing von vorne an. Hier kam ihm der neue Gedanke, daß es möglich sein müsse, dem Verbraucher unter Ausscheidung des Zwischenhandels Anzüge für Männer billiger zu liefern als bisher. Er hatte Erfolg und war imstande, schon im Jahre 1916 mit einem Kapital von 60 000 Dollar die A. Nash Company zu gründen. Er fand jedoch immer noch keine rechte Freude am Geschäft, und sein Ideal blieb, das Geschäft so bald wie möglich zu verkaufen, um sich auf einer Farm als Landwirt niederzulassen. Als Landwirt, so meinte er, könne man eher ein christliches Leben führen. Bevor er jedoch so weit kam, mußte er die Schneiderwerkstätte eines seiner Lieferanten übernehmen und sah hier zum ersten Male, unter welchen elenden Verhältnissen die Bekleidungsarbeiter lebten. Die Werkstatt, die er im Jahre 1918 übernahm, war eine richtige „Schwitzbude" und hatte 39 Arbeiter. Der höchste Lohn für den Gelernten war 18 Dollar pro Woche. Es gab aber viele Frauen und Mädchen, die nur 4 Dollar in der Woche erhielten. Der neue Fabrikbesitzer war entsetzt. Sofort bezahlte er den Gelernten 27 Dollar und erhöhte den 4-Dollar-Lohn für Frauen und Mädchen auf 12 Dollar. Doch seine Sehnsucht nach der Farm war nur größer geworden, denn er erwartete nicht, daß es ihm möglich sei, unter diesen Verhältnissen im Wettbewerbe zu bestehen. Wider Erwarten gelang ihm das aber ausgezeichnet, und als nach dem ersten Jahre der Umsatz sich

verdreifacht hatte, beschloß er, seine Farmidee aufzugeben und die Anwendung christlicher Grundsätze im Geschäftsleben weiter zu versuchen. Er stellte einen wollenen Herrenanzug her, der durch seine Verkäufer im Lande für 29 Dollar angeboten wurde. Der Verkäufer erhielt nur Kommission, und zwar 4,50 Dollar pro Stück. Die Anzüge wurden nach Maß angefertigt, d. h. nach vom Verkäufer gelieferten Maßen. Im Jahre 1925 verkaufte er diesen Anzug für 23,50 Dollar, wovon der Verkäufer 3,50 Dollar erhielt. Etwas mehr als die Hälfte des Kleinhandelspreises ging in den Kosten für Stoff und Materialien auf. Ein Fünftel betrugen die Arbeitskosten. In den Rest teilten sich die allgemeinen Unkosten und der Gewinn. Reklame wurde nicht gemacht. Der Umsatz des Geschäftes (der nur durch Wanderverkäufer erfolgte) betrug im Jahre 1925 über 12 Millionen Dollar. Die Fabrik beschäftigte zwischen drei- und viertausend Arbeiter. Fast eine Million Anzüge wurde verkauft.

Wie hat sich nun bei Nash das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Laufe der Zeit entwickelt? Zu Anfang bestand ein gutes patriarchalisches Verhältnis. Die Arbeiter waren überzeugt, daß Nash für ihr Wohl alles tat, was in seinen Kräften stand. Die Lohn- und Arbeitsbedingungen in seiner Fabrik waren gut und in den ersten Jahren, in denen die gewerkschaftliche Durchorganisierung der Betriebe gleicher Art noch in den Anfängen stand, besser als in vielen Werken des gleichen Industriezweiges. Nash hielt mit seinen Arbeitern persönlich enge Fühlung. Er besuchte die täglichen Gebetstunden im Betrieb, und jeder Arbeiter konnte ihn auf Verlangen jederzeit persönlich sprechen. Herr Nash, obwohl auch ein guter Geschäftsmann, konnte es daneben nicht lassen, für seine Lieblingsidee, die praktische Anwendung des Christentums im Geschäftsleben, landauf, landab Propaganda zu machen. Er entwickelte seine Gedanken vor Handelskammern, vor Versammlungen Industrieller, in den Lunch-Clubs der städtischen „Business-men" und hörte nicht auf, die goldene Regel Christi „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" seinen Arbeitgeberkollegen zur praktischen Anwendung überall zu empfehlen, wo er Gelegenheit fand. So wurde er als der „Golden Rule Nash" eine in den Vereinigten Staaten weit bekannte Persönlichkeit. Es blieb nicht aus, daß kapitalistische Firmen, denen an der Verwirklichung christlicher Liebe in ihren Betrieben weniger lag, als an der Fernhaltung der gewerkschaftlichen Organisationen von ihrer Arbeiterschaft, seine Fabrikpolitik zu loben und als vorbildlich hin-

zustellen begannen. Das gefiel Herrn Nash schlecht. Er war auf den besonderen religiös-demokratischen Geist gerade in seinem Betrieb sehr stolz und fand es unangenehm, daß andere Industrielle seine äußeren Einrichtungen heuchlerisch nachzumachen versuchten, ohne daß ihnen an dem christlichen Geiste viel gelegen war.

Daneben geschah ein zweites. Mit dem raschen Wachstum seiner Fabrik entwickelte sich notwendigerweise ein mittlerer Verwaltungsstab von Vorarbeitern und Meistern, die nicht im gleichen Maße wie Nash die Gabe hatten, das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen. Es häuften sich Fälle von Klagen wegen vermuteter Günstlingswirtschaft, und diese Fälle wurden von der gewerkschaftlichen Organisation der Bekleidungsarbeiter, denen es nach und nach gelungen war, nahezu alle anderen Betriebe des Industriezweiges zu organisieren, als Propagandamaterial gegen die unorganisierte Nash-Fabrik öffentlich benutzt. Die Arbeiterschaft in der Nash-Fabrik war darüber allerdings empört und zeigte sich den gewerkschaftlichen Einflüssen gegenüber unempfindlicher denn je. Nicht ohne Eindruck blieb diese Propaganda aber auf die Geistlichkeit von Cincinnati. Aus ihren Reihen erhoben sich kritische Stimmen gegen Arthur Nash und seine „christliche" Fabrikpolitik, durch die er es verstanden hatte, um gewerkschaftliche Tarifverträge herumzukommen, während beinahe alle anderen Betriebe in Cincinnati schon organisiert waren. Kritik von dieser Seite war Herrn Nash nun aber noch unangenehmer als das Lob seiner kapitalistischen Freunde. Eines schönen Tages suchte er daher den Vorsitzenden der Gewerkschaft der Bekleidungsarbeiter auf und unterhandelte mit ihm. Dabei gefiel es ihm nicht so recht, daß sich unter den Mitgliedern dieser Gewerkschaft so viele neu eingewanderte Arbeiter befanden, darunter viele jüdische Schneider, während in seinem Betriebe alteingesessene Amerikaner beschäftigt waren, die ein christlich-religiöser Geist auch als Betriebsgemeinschaft einheitlich zusammenschloß. Der kluge Gewerkschaftsvorsitzende Hillman, ein geborener russischer Jude, der sich in russischen Gefängnissen während der Revolution von 1905 eine durchschnittlich höhere ökonomisch-theoretische Bildung angeeignet hatte, als man sie unter amerikanischen Gewerkschaften findet, suchte dieses Hindernis dadurch zu überwinden, daß er Herrn Nash vorschlug, für seine Arbeiterschaft im Rahmen der Gewerkschaft eine besondere Ortsgruppe zu bilden mit eigenen Verwaltungsfreiheiten in kulturellen Dingen. Damit war der Pakt geschlossen und es blieb nur noch übrig, die Arbeiterschaft selbst dafür zu gewinnen. Das

führte zu dem erstaunlichen Schauspiel im Schubert-Theater in Cincinnati, das wir im ersten Abschnitt unserer Ausführungen beschrieben haben.

Welcher tieferen Sinndeutung sind diese Vorgänge zugänglich? Haben wir hier nur eine einmalige Erscheinung, die mit der Persönlichkeit Arthur Nashs aufs engste zusammenhängt, oder waren typische Gestaltungskräfte im Spiele, von denen zu erwarten ist, daß sie im amerikanischen Industrieleben weiterwirken?

In der Nash-Company haben wir zunächst ein Unternehmen vor uns, dem es offenbar gelungen ist, zwischen Betriebsführung und Arbeiterschaft eine Gesinnungsgemeinschaft herzustellen, aus der heraus eine betriebliche Zusammenfassung der Arbeiter zu dem, was wir Werksgemeinschaft nennen, herauswachsen konnte. Die Vorbedingungen für ein Fortbestehen dieser Werksgemeinschaft waren infolge der überragenden Tüchtigkeit der Werksleitung und ihres kaufmännischen Erfolges, an denen sie auch die Arbeiterschaft umfangreich teilhaben ließ, die denkbar günstigsten. Die Hälfte aller Arbeiter war bereits Aktionär der Fabrik. Wir sehen aber bald zwei Kräfte am Werk, die beide zu einer übergeordneten Organisationsform der Arbeiterschaft hindrängen. Es entstehen im Inneren des zum Großbetriebe ausgewachsenen Unternehmens Anzeichen von Mißtrauen gegenüber dem mittleren Beamtentum der Betriebsleitung. Der einzelne Arbeiter hat wohl die Möglichkeit, sich theoretisch an die führenden Personen seines Vertrauens zu wenden. In der Praxis des Großbetriebes wird diese Übung sehr erschwert, weil die Technik der Betriebsorganisation dem mittleren Beamtentum notwendigerweise eine große Macht in die Hand gibt.

Aus diesem Grunde entsteht beim Arbeiter ein Bedürfnis nach einer Stelle, von der er weiß, sie ist ihm jederzeit erreichbar und sie steht nicht unter dem Einflusse des Beamtenstabes im Betriebe. Es ist schwer, auch mit dem besten Willen, einem Großbetriebe eine solche Stelle von so psychologisch wichtiger Beschaffenheit einzuordnen. Einer gewerkschaftlichen Organisationsform wird es immer leichter fallen, die Rolle einer solchen notwendigen Vermittlungsstelle zu übernehmen und sich das Vertrauen des Arbeiters zu sichern, wie auch gegenüber allen Organen der Betriebsleitung die Unparteilichkeit zu wahren. Zweifellos hat sich Nash eine solche Stelle gewünscht, und sein Instinkt hat ihm gesagt, daß er sie in der gewerkschaftlichen Organisationsform am besten zu finden vermag.

Wichtiger jedoch ist der zweite Beweggrund, der dazu geführt

hat, Werksgemeinschaft mit Gewerkschaft zu vereinen. Das Lob seiner kapitalistischen Freunde und die Kritik der Prediger nahmen beide von dem Umstand ihren Ausgang, daß in der Eigenart der Werksgemeinschaften Möglichkeiten liegen für das Erzielen von geschäftlichen Vorteilen gegenüber den gewerkschaftlich organisierten Konkurrenzbetrieben. Die Kapitalisten lobten die Fabrikpolitik Artur Nashs und empfahlen sie zur Nachahmung, weil sie hofften, daß durch diese Art der Organisierung der Arbeiterschaft in einer Werksgemeinschaft sich wirtschaftliche Vorteile erreichen ließen; die Kritik der Geistlichkeit vermutete dahinter den gleichen Grund. Tatsächlich verschafft eine werksgemeinschaftliche Fabrikpolitik unter Verhinderung gewerkschaftlicher Organisation einem Unternehmen einen größeren Spielraum für die Gewinnung von Marktvorteilen beim Einkaufe menschlicher Arbeitsleistungen, als organisierte Unternehmungen ihn haben. Die freie Wirtschaft als bevorzugtes Wirtschaftssystem der Gegenwart soll aber im Konkurrenzkampf *jenen* Unternehmer in der Wirtschaftsführung an die Spitze bringen, der die Fähigkeit besitzt, die für das Wirtschaftsganze technisch und kaufmännisch produktivste Betriebsführung zu gewährleisten. *Ohne* einheitlichen Preis für die Arbeitskraft, wie er durch das gewerkschaftliche Kollektivabkommen in einem Industriezweige vereinbart wird, vermag ein Unternehmer unter Umständen auf dem Wege der sozialen Gewalttat und nicht durch bessere technische und kaufmännische Leistungen im Vergleich zu seinen Konkurrenten obzusiegen. Die Werksgemeinschaft kann für diesen Zweck zu einem hilfreichen Instrumente werden. Es liegt darum im Interesse aller Industrieführer und Unternehmer, daß ein so gefährliches Werkzeug, von dem man nie sicher ist, ob es in ein Hilfsmittel für eine unlautere Konkurrenz ausartet, ein gewerkschaftliches Gegengewicht erhält. Die Vorgänge im Falle Nash beweisen, daß einsichtige Industrieführer, denen an einem werksgemeinschaftlichen Industriegeist viel liegt, die gleichzeitige gewerkschaftliche Durchorganisierung nicht zu fürchten brauchen, ja in ihrer Förderung sogar einen Vorteil sehen können.

Ich habe die seltsame Geschichte von Nash und seiner Kapitulierung vor der gewerkschaftlichen Idee auch deshalb unsern Lesern vorgeführt, damit meine pessimistischen Schilderungen der Zustände im gewerkschaftlichen Leben Amerikas nicht verallgemeinert werden. Die Gewerkschaft, mit der Nash seinen Pakt schloß, huldigt den allermodernsten Gewerkschaftsprinzipien. Ihr ist es gelungen, nicht nur durch Zusammenschluß

im Lohnkampf, sondern durch intensive Bildungsarbeit die fast nur aus östlichen Einwanderern bestehende Arbeiterschaft in den Hauptzentren der Bekleidungsherstellung, New York und Chikago, zu einer disziplinierten Berufsgewerkschaft zusammenzuschließen, die mit den Arbeitgebern zusammen freiwillig ein bindendes Schlichtungswesen vereinbarte, ja sogar eine Arbeitslosenversicherung schuf. Diese Gewerkschaft hat sogar Betriebsingenieure in ihren Diensten stehen, die den kleinen Unternehmern zu Hilfe eilen und zeigen, wie der Betrieb technisch verbessert werden muß, damit die tariflich vereinbarten Löhne gezahlt werden können.

Ein einheitliches Urteil über Geist und Bewährung der amerikanischen Arbeiterorganisationen läßt sich darum nicht fällen. Vernünftiges und Vorbildliches besteht neben rückständigen Gebilden, deren Praxis uns an mittelalterliche Zunftregeln oder gar an utopisch-syndikalistische Ausschreitungen übelster Art erinnern. Die großen Gewerkschaftskongresse der American Federation of Labor (Spitzenorganisation) sind für die Praxis nicht maßgebend. Jede Stadt und jede Ortsgruppe der zahlreichen kleinen Berufsorganisationen hat ihre Lokalgrößen, die theoretisch unbeschwert auf eigene Faust Arbeiterpolitik machen. Amerikanische Vorbilder und Erfahrungen in Gewerkschaftspolitik vermögen uns daher nichts zu lehren, ja sie sind noch viel zu unreif, um überhaupt ein Urteil darüber zu erlauben, wie die ferne Zukunft der Arbeiterbewegung in Amerika einmal aussehen wird.

19.

Melancholisches Gespräch mit einem deutsch-amerikanischen Sozialisten.

In der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung gibt es eine ganze Anzahl ehemaliger deutscher Sozialdemokraten. Unterredungen, die ich mit solchen hatte, gehören mit zu meinen interessantesten Erinnerungen aus meiner anderthalbjährigen amerikanischen Studienzeit. Die Plauderstunden mit diesen alten Arbeiterführern waren gewöhnlich von einer leisen Melancholie umwoben. Vom Idealismus aus der Frühzeit der deutschen Arbeiterbewegung mußten sie sich wohl oder übel trennen, denn Amerika ist nicht der Boden, auf dem sich solche Ansätze weiterentwickeln können. Außerdem ist die amerikanische Wirtschaftsentwicklung und die Haltung ihrer Arbeiterschaft der beste Beweis gegen Lehrmeinungen und Träume marxistischer Propheten.

Ich gebe hier eine Unterredung wieder, die ich mit einem sozialistischen Arbeiterführer aus St. Louis am Mississippi hatte. Ich suchte ihn in seiner Druckerei auf, wo er in deutscher und englischer Sprache ein Arbeiterblatt herausgibt, das in der Hauptsache den praktischen Bedürfnissen der in St. Louis und Umgebung vorhandenen gewerkschaftlichen Gruppen entgegenkommt. Herr H. steht seit über dreißig Jahren in der amerikanischen Arbeiterbewegung von St. Louis. Er ist eine typisch deutsche Erscheinung von etwas bäurisch-eckigem Benehmen, hat fliegendes weißes Haar, graue Augen und einen gütigen ehrlichen Gesichtsausdruck. Sein Druckereigebäude, in dem sich auch eine kleine Buchhandlung mit Arbeiterliteratur befindet, steht nicht mehr in der besten Gegend von St. Louis. Es sieht ziemlich verwahrlost aus, links und rechts haben sich neu eingewanderte Polen und Tschechen angesiedelt. Wie über die Ideen des Inhabers, ist auch über diese Stadtgegend die Entwicklung der Zeit hinweggeschritten. Hier wohnten ehemals die Deutschen der Stadt; sie sind aber nach und nach wohlhabend geworden und haben sich in den Vororten villenartige Heimstätten gebaut. Auch das Innere der Buchhandlung mutet mich an wie ein verstaubtes Museum. In der Redaktionsstube hängt ein Bild an der Wand von Abraham Lincoln, mit der Unterschrift: „Die Regierung vom Volk durch das Volk und für das Volk soll von dieser Erde niemals verschwinden." Alte Schränke stehen an nackten Backsteinwänden. Auf ihnen liegen unregelmäßig durcheinander verschnürte Akten- und Zeitungspakete, vom Staube einer Generation bedeckt. An einer Seitenwand hängt eine Photographie der deutschen sozialdemokratischen Reichstagsfraktion des Jahres 1912. Fliegen und Staub haben die Glasscheibe des Bildes fast blind gemacht. Die Hintertüre führt nach einem ungepflegten Grasgarten. Herr H. begrüßt mich freundlich und gibt mir bereitwillig Auskunft. Er leitet unsere Unterredung mit der Bemerkung ein, daß die Ernte der blutigen Kriegssaat nicht nur dem amerikanischen Unternehmer, sondern auch der amerikanischen Arbeiterschaft zugute komme. Er habe das seinen Arbeitern schon oft ins Gesicht gesagt. Über das gewerkschaftliche Leben in St. Louis weiß er nicht viel Gutes zu berichten. Unter den Mitgliedern herrsche eine große Gleichgültigkeit, Ortsgruppen, Versammlungen von Organisationen mit 500 bis 600 Mitgliedern seien nur von zwei bis drei Dutzend Leuten besucht. Bestände in den gewerkschaftlich organisierten Betrieben nicht die Übung, daß monatlich ein Gewerkschaftsbeamter herumgehe, um die Mitgliedsbücher zu kontrollieren, so würde

wahrscheinlich der Mitgliederbestand nicht zu halten sein. Der amerikanische Arbeiter entwickle sich mehr und mehr zu einem spießigen Kleinbürger. Er lese kaum mehr eine Zeitung, verbringe seine freie Zeit mit Automobilwaschen, Ausfahren und vergnüge sich zu Hause mit dem Radio und dem Phonographen. Der Gewerkschaftsbetrieb werde nicht mehr von einem Komitee der Mitglieder geleitet wie früher, sondern liege ganz in den Händen des sogenannten „Business-Agent", des „Geschäftsagenten", der alles allein mache und dafür gut bezahlt werde. Der Arbeiter sei mit der Bewegung fast ausschließlich durch rein materialistische Interessen verbunden. Solidarität unter ihnen gebe es nicht. Die hochbezahlten Facharbeiter schließen sich von geringer bezahlten Gruppen egoistisch ab, ja, sie schauen auf diese sogar mit einer gewissen Verachtung herab. Einige Gewerkschaften des Baugewerbes seien daran schuld, daß Bau und Unterhalt von Arbeiterwohnungen ihren eigenen Arbeitskollegen sehr teuer zu stehen komme. Er habe soeben persönlich einem Klempnergehilfen für das Anschrauben eines Toilettendeckels 6 Dollar bezahlen müssen; dies für kaum eine Stunde Arbeit. Herr H. erzählte mir viel aus der alten Zeit, wo die gewerkschaftliche Hilfe dem Arbeiter noch große Verbesserungen bringen konnte. Noch im Jahre 1902 hatten die jüdischen Bäcker in St. Louis eine Siebentagewoche mit einer täglich vierzehnstündigen Arbeitszeit. Dabei verdienten sie nur 4 bis 5 Dollar pro Woche. Heute sei die jüdische Bäckerorganisation stark, die Fünftagewoche mit achtstündiger Arbeitszeit pro Tag durchgeführt und ein Minimallohn von 50 Dollar pro Woche erreicht. Die Bäckerorganisation habe 1300 Mitglieder und ein eigenes Gewerkschaftshaus, das gewerkschaftliche Leben sei aber ebenfalls sehr flau. Die Korruptionsgefahr für die Gewerkschaftsbeamten sei groß. Viele Erfolge seien nur dadurch zustande gekommen, daß sich die gelernten Gewerkschaften mit ihren Arbeitgebern gegen das Publikum sozusagen verschworen haben. Er habe selber einen alten Freund, einen Bauunternehmer; dieser habe ihm oft gesagt, daß es ja im Baugewerbe nicht schwer sei, die gewerkschaftlichen Lohnforderungen zu bewilligen. Man schlage das einfach auf den Preis und dem Unternehmer können solche Forderungen nicht schaden, solange sie vom ganzen Gewerbe bewilligt werden müssen. Herrn H. ist diese Atmosphäre des gewerkschaftlichen Egoismus auf Kosten der breiten Arbeiterschichten nicht sympathisch. Er lobt den Scharfblick des verstorbenen deutschen Gewerkschaftsführers Legien, der anläßlich einer Amerikareise

von den ewigen Streitigkeiten zwischen den Lokalgruppen der einzelnen amerikanischen Gewerkschaftsorganisationen nicht gerade den besten Eindruck bekam und sein Urteil in der milden Form aussprach: „Mir scheint, Ihr habt zu viele Gewerkschaftsbeamte." Herr H. bestätigte mir dieses Urteil und knüpfte daran die Kritik, daß das amerikanische Gewerkschaftswesen von seinen Führern vielfach allzusehr als Geschäftsunternehmen betrachtet werde. Die Methoden der amerikanischen Politik seien eben auch in das Gewerkschaftsleben eingedrungen. Vor 25 Jahren wäre ein Gewerkschaftsführer noch zur Tür hinausgeworfen worden, wenn er bei einer Wahl sein Bild verschickt hätte. Heute seien diese Reklamemethoden an der Tagesordnung. „Uns, die wir in den ersten Jahren den Himmel voller Geigen sahen, machen diese Erscheinungen traurig."

Die materiellen Ziele, um die man früher so heiß gestritten habe, seien eben nach und nach in Erfüllung gegangen. Das Land im ganzen sei eben doch fortschrittlich. Er erinnere sich noch gut, wie sie vor dreißig Jahren auf der Straße Reden gehalten hätten für den freien Zugang der Arbeiterkinder zu den Mittelschulen. Beinahe im Wettlauf haben sich die demokratische und republikanische Partei diesen Programmpunkt zu eigen gemacht, und heute habe St. Louis ein wunderbares, ausgedehntes System von Mittelschulen, deren palastähnliche Gebäude an den schönsten Stellen der Stadt in grünen Gärten stehen und deren Besuch nichts kostet. Das Entstehen eines Klassenbewußtseins der Arbeiterschaft unter solchen Verhältnissen sei schwer. Dazu komme, daß viele Arbeiter nach und nach in den Mittelstand hineinkommen. Drei bis vier von je zehn Mitgliedern seiner alten sozialistischen Arbeitergruppe von St. Louis seien wohlhabende Farmer oder kleine Unternehmer geworden. Vom Marxismus hat sich Herr H. nur den Glauben gerettet, daß der politische und geistige Überbau eines Landes durch die ökonomischen Verhältnisse bestimmt werde. Am Schlusse der Unterredung bat mich Herr H., mit ihm am nächsten Morgen das Grab eines deutschen Arbeiters zu besuchen, der im letzten Kriegsjahr wegen seiner Deutschenfreundlichkeit von einem fanatischen Pöbelhaufen in der Nähe von St. Louis totgeschlagen worden war. Herr H. hat ihm unter Mißachtung aller Drohbriefe, die ihm ein gleiches Schicksal ankündeten, in deutscher Sprache die Grabrede gehalten. Dieser Morgen, an dem ich die Anhänglichkeit eines alten deutschen Sozialdemokraten an sein deutsches Vaterland erleben durfte, wird mir immer eine schöne Erinnerung bleiben.

20.

Woher kommt der hohe Lohn?

Den Ursachen des amerikanischen Wohlstandes soll hier nicht wissenschaftlich erschöpfend nachgegangen werden. Ein Ergebnis meiner Überlegungen besteht darin, daß ich glaube, die amerikanische Prosperität, das hohe Einkommen hängt viel weniger von den Naturschätzen des Landes ab, als von den geistigen Eigenschaften der Bevölkerung.

Die in den letzten Jahren stark angeschwollene Amerika-Literatur mag im heutigen Deutschland der Umstellung und des Wiederaufbaues das Auge für das Mögliche und Erreichbare schärfen. Einen Mangel kann man jedoch bei ihr, soweit sie sich hauptsächlich auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt, fast durchweg wahrnehmen: sie bleibt zu sehr an der Beschreibung des Zuständlichen, des Gegenwärtigen hängen und gibt uns kaum einen Begriff davon, wie der gegenwärtige Zustand geworden ist. Gerade aber in der Entwicklung zeigen sich die wirkenden Kräfte am besten. Eine Rückschau auf die amerikanische Wirtschaftsentwicklung der letzten 25 Jahre gibt uns die heilsame Lehre, daß eine organische wirtschaftliche Entwicklung im Sinne des industriellen Fortschrittes Zeit braucht und auch in Amerika Zeit brauchte, bis sich das Ergebnis erhöhter volkswirtschaftlicher Produktivität allgemein in einem steigenden Einkommen, insbesondere der industriellen Arbeiterschaft, ausgedrückt hat.

Es stimmt zwar mit unseren Vorstellungen vom amerikanischen Fortschrittstempo nicht überein, wenn wir hören, daß sich die Reallöhne innerhalb der amerikanischen Industrie vom letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts an bis zum Jahre 1924 im Durchschnitt um kaum fünf Prozent gehoben haben. (Im Durchschnitt aller Industriegruppen im engeren Sinne haben die Reallöhne sogar um ein paar Prozente unter dem Durchschnitt der Jahre 1890 bis 1900 gelegen.) Das ist aber das Ergebnis einer gründlichen Untersuchung über die Bewegung der Reallöhne und ihrer ökonomischen Bedeutung, wie sie von Professor Paul H. Douglas von der Universität Chikago im Dezember 1925 vor der national-ökonomischen Gelehrtenvereinigung (American Economic Association) ausgebreitet wurde. Die Gruppen der Festangestellten, als da sind Geistliche, Lehrer und vor allem die Staatsbeamten, bezogen in den

Jahren 1913 und 1914 sogar weit niedrigere Reallöhne als im Durchschnitt der 90er Jahre. So hatten die Staatsangestellten im Jahre 1914 nur etwa 76 Prozent ihres Reallohnes von damals; die Geistlichen kamen auf 87 Prozent, die Postangestellten auf 93 Prozent und die große Masse der Industriearbeiter auf 99 Prozent. Die Geldlöhne waren zwar durchweg seit den 90er Jahren gestiegen, nämlich in der allgemeinen Industrie um 38 Prozent, bei den Geistlichen um 21 Prozent und bei den Staatsangestellten um 6 Prozent. In denselben 15 Jahren hatten sich aber die Kleider um 19 Prozent, Heizung und Licht um 54 Prozent, Möbel ebenfalls um 54 Prozent und Nahrungsmittel um etwa 43 Prozent verteuert, so daß wir im ganzen vor der erstaunlichen Tatsache stehen, daß sich in den letzten 20 Jahren wirtschaftlichen Fortschrittes in Amerika vor dem Kriege die Arbeitslöhne, an ihrer Kaufkraft gemessen, überhaupt nicht verbessert haben. Obwohl in dieser Zeit die sachliche Produktivität pro Arbeitsmann in vielen Zweigen der Industrie erheblich gestiegen ist, hat keine wirkliche Lohnaufbesserung stattgefunden. Die industrielle Mehrproduktion ist zweifellos hauptsächlich der Landwirtschaft zugutegekommen, d. h. das Austauschverhältnis zwischen industriellen Produkten und landwirtschaftlichen Produkten hat sich so verändert, daß die Landwirtschaft für dieselbe Mengeneinheit verkaufter Agrarprodukte in zunehmendem Maße mehr Industrieprodukte kaufen konnte. Diese Verbesserung des Gesamteinkommens aus landwirtschaftlichem Grundbesitz und Arbeit war so groß, daß selbst im Jahre 1923, in welchem der Austauschwert aller Farmprodukte den niedrigsten Stand der letzten zwei Jahrzehnte erreicht hatte, die Kaufkraft dieser Produkte gegenüber den Industrieerzeugnissen immer noch um 8 Prozent über der Kaufkraft des „Farmerdollars" im Jahre 1899 lag.

Internationale Nominal-Lohnvergleiche aus dem Jahre 1914 zeigen uns, daß Amerika schon damals nominell beinahe dreifach so hohe Löhne hatte als Deutschland. Wenn in dieser Lohnhöhe eine größere „industrielle Produktivität" zum Ausdruck kam, so bestand dieser Vorsprung also 1914 schon länger denn 20 Jahre. Die Kräfte, die diesen Vorsprung bewirkten, müssen daher bis weit zurück in das letzte Jahrhundert hinein verfolgt werden. Bei einigen Industrien war es mir möglich, die Lohnentwicklung bis in die 40er und 50er Jahre des letzten Jahrhunderts zurückzuverfolgen. Es ergab sich, daß

schon mit dem Entstehen der ersten bedeutenden amerikanischen Industrien die Geldlöhne drei- bis vierfach höher lagen, als zu gleicher Zeit in Deutschland in demselben Industriezweig. Die amerikanischen Arbeitgeber waren von vornherein zur Zahlung soviel höherer Löhne gezwungen, da sonst die Arbeiter aufs freie Land hinausgegangen wären, um dort als Farmarbeiter oder Eigenlandwirt mit Leichtigkeit soviel zu verdienen, wie der industrielle Lohn betrug. Das „freie Land" gab damals bloß Arbeiter für die Industrie her, wenn die Industrie bereit und willig war, drei- bis vierfach so hohe Geldlöhne wie in Europa zu bezahlen. Trotz des Schutzzolles auf manche Industrieartikel war der Spielraum zwischen der Lohnlinie und den erlangbaren Preisen in Amerika von Anfang an viel kleiner als in Europa. Industrien konnten also nur entstehen, wenn es den Unternehmern von vornherein gelang, ihre Produkte um soviel rationeller zu gestalten, als die Löhne relativ höher waren gegenüber der europäischen Konkurrenz. Die große Erzieherin „Not" hat daher von vornherein an der Wiege der amerikanischen Industrie gestanden und sie zu einem Fortschrittsvorsprung gezwungen, den wir bis jetzt nicht eingeholt haben.

Diese Richtung industrieller Entwicklung, die dem Arbeiter nur wenig einbrachte, setzte sich fort bis zum Jahre 1919. 1920 war der nominelle Lohnstand von 1914 etwa um das Eineinhalbfache überschritten (Indexziffer über 250). Die Preise hatten aber ebenfalls den Gipfelpunkt erreicht, so daß der höchste nominelle Lohn nur etwa einem Reallohn entsprach, der 5—10 Prozent über den Reallöhnen von 1914 bzw. der 90er Jahre lag. Von 1920 bis 1921 und sich bis ins Jahr 1922 hinein fortsetzend, kam der große Preissturz, die Periode bewußt herbeigeführter Deflation, und infolge dieses Preissturzes ein Versuch der Unternehmer, die Nominallöhne abzubauen. Jetzt zeigte sich jedoch eine Erscheinung, die zum ersten Male seit zwanzig Jahren in das amerikanische Unternehmertum hinein wieder allgemein jene Not und Unruhe brachte, die entsteht, wenn Preise schneller und stärker fallen, als die Löhne gesenkt werden können. Obwohl die Gewerkschaftsbewegung relativ schwach war, machte sich doch bei der ganzen Arbeiterschaft ein energischer Widerstand gegen jede Lohnsenkung bemerkbar, so daß es tatsächlich nicht gelang, die Löhne im selben Maße zurückzuschrauben wie die Preise. Eingeklemmt zwischen Lohn- und Preislinie, stürzten sich die Unternehmer auf die Verbesserung des Produktionsvollzuges, reformierten ihre Betriebe mit

dem Ergebnis, daß die gesamte Steigerung der amerikanischen Reallöhne über den Stand der 90er Jahre hinaus zwischen den Jahren 1919 und 1923 stattgefunden hat. Diese Steigerung beträgt im Durchschnitt etwa 28 Prozent. (Prof. Brinndisen von der Columbia-Universität in New York City kommt nach etwas verbesserten Berechnungen auf etwa 27 Prozent.) Ein Teil davon ist sicher nicht auf eine solche absolute Produktionssteigerung, sondern nur auf eine Verschiebung des Austauschverhältnisses zwischen Landwirtschaft und Industrie zurückzuführen (Agrarkrise). Mehr als 10 Prozent lassen sich aber auf diese Weise kaum erklären, die übrigen 18 Prozent können tatsächlich als eine durchschnittliche Produktionssteigerung betrachtet werden.

Wir brauchen übrigens den Zwang zum technischen Fortschritt aus der erzwungenen Erhöhung der Reallöhne in der amerikanischen Industrie nicht nur theoretisch zu erschließen. Die Industriegeschichte dieser Jahre selbst zeigt uns gewaltige Beispiele, mit welcher Energie Produktionsmethoden verbessert und Preise gesenkt wurden, ohne die Löhne in gleichem Maße herabzusetzen. Allbekannt ist der Riesenkampf, den die Fordfabrik in Detroit in diesen Entscheidungsjahren mit der Technik gerungen hat. Nicht anders ging es in der Schreibmaschinenindustrie. In Industriezweigen häuften sich die Fälle, wo die bestfundiertesten Unternehmungen nicht wußten, ob sie das Geschäftsjahr noch überstehen werden. Der Direktorenwechsel in den großen Werken war groß und wurde recht amerikanisch rücksichtslos durchgeführt. Für die amerikanische Industrie und Arbeiterschaft hat sich diese Not und die aus ihr geborene Anstrengung gelohnt. Was in zwanzig Jahren Vorkriegsentwicklung nicht eingetreten ist, wurde im Zeichen harten ökonomischen Druckes erzwungen. Ich glaube, man kann mit Recht annehmen, daß diese Einkommenssteigerung, die größtenteils eine Folge erhöhter Rationalisierung ist, nicht eingetreten wäre, wenn es in jenen kritischen Jahren 1920—1921 dem amerikanischen Arbeitgeber gelungen wäre, den Ausweg aus der Notlage durch Lohnherabsetzungen zu finden.

21.

Der Weg ins gelobte Land.

Eine Vision von der Zukunft des Kapitalismus.

In aller Stille vollzieht sich in den Vereinigten Staaten ein Umwälzungsprozeß, dessen sozialgeschichtliche Tragweite und Bedeutung nur voll ermessen kann, wer weiß, wie eine aschgraue Theorie den Arbeitnehmer in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zum ewig hoffnungslosen Proletarierdasein verurteilen wollte. Des Lebens grüner Baum indes treibt andere Knospen, als jene Propheten vorausgesagt haben. Wer hätte je gedacht, daß das Land der Dollarmillionäre, das Land des extremsten Gegensatzes zwischen arm und reich, das Land der herrlichsten und größten Prachtpaläste der Reichen und der finstersten, schmutzigsten Wohnhöhlen der Armen uns soliden Bürgern von Mitteleuropa noch einmal vormacht, wie man eine beständige ökonomische Neuordnung zwischen Kapital und Arbeit auf dem Wege friedlichster Entwicklung herbeiführt. Wie heißt die Formel, das Schlüsselwort für die Einordnung des Arbeiters in die kapitalistische Wirtschaftsweise?

Jeder Arbeiter ein Kapitalist, hat der ehemalige amerikanische Finanzminister David F. Houston geantwortet. Dazu ist Amerika auf dem besten Wege. Der Marxsche Satz von der Kapitalkonzentration in immer weniger Händen wird im Lande des reinsten Kapitalismus ad absurdum geführt. Seit den Jahren vor dem Kriege hat in Amerika eine Zerstreuung des Kapitalbesitzes auf viele Millionen kleiner Leute stattgefunden, die man damals noch für unmöglich hielt. Die Einkommenssteuerstatistik gibt uns überraschende Einblicke in diese Entwicklung. Sie zeigt uns z. B., wie sich das Dividendeneinkommen aus den amerikanischen Gesellschaftsunternehmungen (die 90 v. H. aller Produktion leisten) auf die verschiedenen Einkommensstufen verteilt. Noch im Jahre 1916 entfielen auf die Leute mit einem Jahreseinkommen von über 20 000 Dollar beinahe 80 v. H. aller ausbezahlten Dividenden; 1917 waren es schon nur noch 65 v. H. und 1921 sogar nur noch 46,8 v. H., während im Jahre 1924 die Mittelklassen zwischen 1000 und 20 000 Dollar Jahreseinkommen 53,2 v. H., also mehr als die Hälfte aller ausgeschütteten Dividenden bezogen haben. Rechnet man noch dazu, daß viele Arbeiter und Angestellte, die einkommenssteuerfrei sind und daher nicht in dieser Statistik erscheinen, Aktien, Anteilscheine und Sparkonten besitzen, so kann man ohne weiteres an-

nehmen, daß jetzt schon weit über die Hälfte des amerikanischen Industrie-, Handels- und Bankkapitals nicht den Reichen gehört, die jährlich mehr als 20 000 Dollar verdienen, sondern der großen Masse der „kleinen" Leute und des Mittelstandes in den Einkommensstufen bis zu 20 000 Dollar jährlich. Von den 53,2 v. H. an Dividendeneinkommen, welche die Leute zwischen 1000 und 20 000 Dollar Jahreseinkommen 1921 bezogen, entfiel beinahe die Hälfte (22,7 v. H.) auf die niedrigen Einkommensgruppen zwischen 1000 und 5000 Dollar und weitere 14 v. H. auf die Stufe zwischen 5000 und 10 000 Dollar.

Entsprechend diesen Ziffern hat sich auch die Zahl der Aktionäre in den letzten Jahren gewaltig vermehrt. In einer guten wissenschaftlichen Arbeit über dieses Thema schätzt z. B. Professor Warshow (Quaterly Journal of economics Januar 1925) das Aktienkapital, seine Verteilung pro Kopf und die Anzahl der Aktionäre im letzten Vierteljahrhundert wie folgt:

	Aktienkapital Milliarden Dollar	durchschnittlich Pari-Aktien pro Aktionär	Anzahl der Aktionäre in Millionen
1900	61,8	140,1	4,4
1910	64	86,3	7,4
1913	65	87	7,5
1917	66,6	77,3	8,6
1920	69,2	57,3	12
1923	71,4	49,7	14,4

Diese Vermehrung der Aktionäre beruht auf einer vermehrten Kapitalsbildung der großen Massen, und nicht auf einer Umschichtung von vorher schon vorhandenen Sparmitteln auf andere Anlagen. Die übrigen Spareinlagen haben sich inzwischen nämlich nicht nur gehalten, sondern ebenfalls stark vermehrt. So betrugen im Juni 1912 die Depositen bei Banken und anderen Finanzgesellschaften 8,4 Milliarden Dollar, im Juni 1922 aber 17,3 Milliarden. Wichtiger noch ist das Anwachsen der Sparkonten von 12,6 auf 30,3 Millionen. Das ist eine große Anzahl im Vergleich zu den nur etwa 20—25 Millionen Familien, die es im U. S. A. gibt. Bei den Lebensversicherungen liefen 1922 für 50,3 Milliarden Dollar Versicherungen gegenüber nur 15,5 Milliarden im Jahre 1913. Dazu kommt noch, daß heute etwa die Hälfte aller amerikanischen Familien eigene Häuser bzw. Wohnungen haben, und daß über die Hälfte davon völlig schuldenfrei sind.

Diese amerikanische Entwicklung gibt uns eine Lehre. Sie beweist, daß von einem bestimmten Punkte der technischen Vervollkommnung der Kapitalgüter an (Maschinen usw.) diese in Verbindung mit der Arbeitskraft einen Lohnsatz pro Arbeiter zu „erzeugen" vermögen, der eine Sparquote des Arbeitnehmers möglich macht, die schneller eine Kapitalbildung der kleinen Leute zu verwirklichen vermag, als die zusätzliche Kapitalbildung der Reichen aus ihrem Renteneinkommen fortschreitet. Es gibt also einen Grad der Produktivität des Kapitals, wo die Ersparnisse aus Lohneinkommen größer zu werden vermögen als die aus Kapitalrente und Dividende. Mit dem Beweis dieser Möglichkeit aber, den uns die amerikanische Entwicklung der letzten Jahre liefert, ist für eine friedliche Neuordnung von Kapital und Arbeit der Weg gewiesen.

Bei der Kapitalneubildung in der Wirtschaft vermag sich bei solchem Produktivitäts- und damit Lohnstand das Arbeitnehmerkapital einen stets größer werdenden Anteil zu sichern als das Kapital der Großkapitalisten. Damit aber wird sich nach und nach eine Besitzbeteiligung der großen Zahl der Arbeitnehmer an den Produktionsmitteln immer mehr ausbreiten, und das reine Lohneinkommen wird immer häufiger durch ein gleichzeitiges Einkommen aus Zinsen ergänzt. Der Arbeiter ist Kapitalist geworden. Sein Schicksal gestaltet sich auch bei Arbeitslosigkeit sicherer. Die ungesund großen Besitzunterschiede gleichen sich langsam aus, Mitverantwortung und Mitleitung im Produktionsprozeß wachsen dem Arbeiter nach und nach von selber zu. Der Arbeitnehmer erwirbt sich so in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nach und nach volle Bürgerrechte geradeso wie im politischen Staatswesen.

Einige Voraussetzungen müssen allerdings vorher erfüllt sein. Das Sparen vom Lohn kann in so großem Umfang erst einsetzen, wenn eine entsprechende Lohnhöhe erreicht ist. In Amerika bezogen etwa 10,5 Millionen Arbeiter und Angestellte in der Industrie 1919 ein Gesamtlohneinkommen von 13,3 Milliarden Dollar. Die Industrieunternehmungen, die diesen Lohn zahlten, hatten etwa 44 Milliarden Dollar eigenes und fremdes Kapital in ihren Anlagen investiert. Wirft dieses Kapital durchschnittlich 5 v. H. Zinsen ab, und wird die Hälfte dieser Zinsen gespart, so kämen wir zu einer jährlichen Kapitalbildung von seiten der Ka-

pitalisten aus diesen Unternehmungen von 1,1 Milliarden. Sparen dagegen die Arbeitnehmer nur 15 v. H. ihres Lohnes, so ist die Kapitalbildung auf ihrer Seite 2 Milliarden. Je mehr die Arbeitnehmer auch vom Zinseinkommen mitsparen, um so verhältnismäßig rascher wächst das Arbeitnehmerkapital.

Soweit wäre also die Besitzbeteiligung ein lohnpolitisches und damit in der Hauptsache ein produktionspolitisches Problem.

II.
Der zeitlose Erdteil.

22.
Mit Menschen und Sternen über den Stillen Ozean.

Meine erste Begegnung mit Japan geschah auf dem japanischen Generalkonsulat in St. Franzisko. Die letzten Tage vor der großen Seereise über den Pazifik verbrachte ich mit Hasten und Jagen in einem wahrhaft amerikanischen Tempo. Die Schiffskarte mußte besorgt werden, Freunde wurden um Empfehlungsschreiben an japanische Behörden, Geschäftshäuser und Bekannte gebeten, von der amerikanischen Steuerbehörde brauchte ich eine schriftliche Erklärung, daß ich ihr keine Steuer schulde — einen ganzen Vormittag mußte ich deswegen Schlange stehen —, die letzten Briefe nach Europa mit den Anweisungen über meine nächste Poststation waren wichtige Dokumente, Abschiednehmen von meinen Freunden in San Franzisko, die letzten Einkäufe und da, o Schrecken, drei Stunden vor Abfahrt des Dampfers bemerkte ich, daß in meinem Reisepaß noch das japanische Visum fehlte. Rasch ins Taxi und zum japanischen Generalkonsulat. Ein Büro wie viele tausende im 7. Stockwerk eines Wolkenkratzers. Doch kaum war ich eingetreten, da war ich in einer anderen Welt. Ich war verwirrt — etwas war anders — ganz bestimmt, das fühlte ich, obwohl ich nicht darauf vorbereitet gewesen war. Ich sah mich um, ein gewöhnliches, helles, modernes Büro mit gelb polierten Büromöbeln und doch — was war hier anders? Eine große unheimliche Stille umgab mich, das war's, — obwohl Menschen umhergingen oder an den Pulten arbeiteten. Jetzt kam eine junge Japanerin freundlich lächelnd auf mich zu und sagte etwas. Sie ging unhörbar, ja sie schwebte, und ihre Bewegung und Haltung war so feierlich und schön, daß in mir wie ein Blitz Erkenntnis und Gefühl zusammenschlugen: wie schön. Sie stand vor mir, nicht sachlich, nicht beamten- und geschäftsmäßig, nicht keck und

energisch wie eine schöne Amerikanerin; sie war lieblich und freundlich und bescheiden und ihre Stimme klang wie von weither. Wo war die laute amerikanische Stadt, wo die nüchterne, sachliche Welt des geschäftigen Alltags? Stand ich nicht auf einer halbdunklen Waldwiese und vor mir eine gütige Frau, ein Geschöpf, das mehr ist als nur Schönheit der Natur, eine Frau, die in Bewegung und Sprache Schönheit und Würde und Demut zu einem Kunstwerk vereint. Ganz leise sprach sie. Ich ergab mich dem Wohllaut dieser Stimme; ich kam mir vor wie ein Kranker, der vom Wahnsinn des Hastens und Jagens geheilt werden soll. Doch hatte ich nichts verstanden. Ich begann zu sprechen, so leise wie sie, und gab mir Mühe, auch in meine Stimme Wohllaut zu legen, ja im Tone allein sie zu preisen und loben und meine Dankbarkeit auszudrücken. Ich wolle nach Japan fahren und brauche dazu wohl ein Visum. Sie neigte sich ein wenig zu mir hin, sprach noch leiser und lächelte noch freundlicher, und sagte in einem weichen Englisch, wie ich es noch nie gehört hatte: Nein, Sie brauchen kein Visum. Als Deutscher können Sie mit einem deutschen Paß ohne weiteres nach Japan fahren. Diese nüchternen Worte sang sie wie ein Lied. Mechanisch fuhr ich nach Hause, versonnen packte ich den letzten Handkoffer, fuhr wieder hinaus nach den großen Hallen am Hafen zum Dampfer, der mich in die Heimat dieser Frauen bringen sollte, die wie beseelte Blumen sind. Das Auto hielt, kleine japanische Jungen bemächtigten sich meines Gepäcks, trugen es über die Brücke zum Dampfer. Am Steg hielt mich ein Japaner mit Seemannsmütze und Beamtenuniform an, sagte kein Wort, machte ein unbewegliches, unsympathisches Gesicht, betrachtete etwas lange und gründlich meinen Schiffahrtsschein, trennte ein Stück davon ab, gab mir das andere zurück und ließ mich ohne Gruß stehen. Darauf ging ich über den Steg ins Schiff und suchte lange vergeblich nach der Nummer meiner Kabine, wohin mein Gepäck vorausgewandert war. Ueberall in den Gängen standen ähnliche Herren, wie jener Schiffsoffizier, der mir den Fahrschein abgenommen hatte. Mit dem gleichen unbeweglichen, gleichgültigen Gesicht, die Hände auf dem Rücken, würdig und steif, von der Schirmmütze bis zur Stiefelspitze gewollte Repräsentation, unbekümmert um das aufgeregte Herumlaufen und Suchen der Passagiere und um die keuchenden kleinen Träger, die die Koffer nach den Kabinen schleppten.

Es war halb zwölf Uhr mittags; der Dampfer sollte um 12 Uhr fahren, so hatte mir die Agentur mitgeteilt. Zur Sicherheit durchblätterte ich

Die japanische Geisha; ihr Beruf ist der Freude, Unterhaltung und Schönheit zu dienen.

Im ehrwürdigen chinesischen Teehaus gibt es eine Atmosphäre, die an deutsche Gemütlichkeit erinnert.

So geht es treulosen Soldaten, Generälen, Räubern und Dieben. Nach der Hinrichtung wird der Kopf ausgestellt.

Den Räuberhauptmann Chan Sam aus den Bergen bei Canton erwartet sein Schicksal (mit Frau und Kind) in einem chinesischen Gefängnis.

meine Reisepapiere; richtig, da lag noch die Postvollmacht, die mein Freund in Deutschland per Kabel angefordert hatte und die ich nach dem Besuch des japanischen Konsulats von einem Notar beglaubigen lassen und sofort abschicken wollte. Was tun? Eine halbe Stunde Zeit. Schließlich wußte ich ja aus Erfahrung, daß Ozeanschiffe nicht so pünktlich zu fahren pflegen wie internationale Schnellzüge und daß insbesondere runde Stundenzahlen wie „12 Uhr" im Schiffsverkehr nicht ernsthaft gemeint sind. Also jagte ich noch einmal davon, versprach dem Taxiführer einen Extradollar, überrannte den amerikanischen Notar und war 1 Minute vor 12 Uhr zurück am Landungssteg des Schiffes. Gemächlich bezahlte ich die verdienstvolle Leistung des Chauffeurs und schlenderte zum Schiff. Irgendwo schlug eine Uhr 12 Schläge. Da, was war das? Der Landungssteg wurde eingezogen, während ich noch 10 Meter davon entfernt war. Mit drei Riesensätzen sprang ich voran, packte den entgleitenden Rollsteg am Geländer, hielt ihn an, eins, zwei, drei, schnaufend hatte ich das sichere Deck erreicht und mit mir freuten sich die Abschiednehmenden unten am Kai und die Scheidenden auf den drei Decks des Dampfers darüber, daß ich in der letzten Sekunde noch richtig eingetroffen war. Später ging mir die Erfahrung in Fleisch und Blut über, daß es außer preußischer Militärmusik nichts Pünktlicheres gibt als japanische Dampfer und Eisenbahnen. Nach dem Einziehen des Landungssteges eines Dampfers der Nippen Yushen Kaisha kann man getrost die Uhr stellen und versichert sein, daß sie dann auf die Sekunde richtig geht. Später lernte ich noch, daß man einen Ozeandampfer auch noch mit einem schnellen Motorboot einholen kann, wenn man die letzte Abfahrtssekunde verpaßt hat; denn der Lotse, der den schwerfälligen Dampfer aus dem Wirrwarr von Fähren, Schleppern, Segelschiffen und anderen Ozeanriesen, hindurch zwischen Bojen und anderen Markierungszeichen aufs Meer hinaussteuert, fährt langsam und bedächtig. Noch einmal fahren wir durch die Bay von San Franzisko, atmen die frische, etwas neblige Luft, in der das sonnige Gold so leicht hängen bleibt, sehen hinüber zur blauen Höhe des Mont Tamalpai; gegenüber der Halbinsel San Franzisko, um die wir jetzt langsam herumfahren, grüßt der Kampanile der Universität Berkley und die mächtigen Palmen im Park der Hochschule; lustig flattern im Winde die zerrissenen bunten Papierbänder vom Schiff, mit denen die Passagiere mit den Zurückgebliebenen am Kai solange verbunden geblieben waren, bis die hundert schmalen Bänder, die vom Schiff zum Land, von der Hand des Scheidenden

zu den Händen der Zurückbleibenden liefen, eins ums andere zerrissen worden waren. Sirenen und Hornsignale wünschen dem ausfahrenden Schiff von allen Seiten gute Fahrt. Langsam schwenkt es nach Osten und gleitet durch das Goldene Horn, jene Meerenge, die die Bucht von San Franzisko mit dem Pazifik verbindet, hindurch zwischen wohlgerundeten blauen Hügeln, hinaus zum Goldenen Tor in den Stillen Ozean.

San Franzisko verschwindet wie ein leichter dunkler Strich am Horizont, kaum noch zu sehen, die kalifornische Küste. Ich stehe allein oben auf dem Bootsdeck, wo die Rettungsboote bereit liegen und zu dem eine Treppe hinaufführt, auf der „Betreten durch die Passagiere verboten" steht. Ich atme auf, wie von einem Alpdruck frei: Amerika liegt hinter mir.

Eine kräftige Dünung hebt und senkt das Schiff wie im Takt; unwillkürlich versuche ich die Bewegung mit leichter Kniebeuge übermütig mitzumachen oder gar noch zu verstärken. Das Schaukeln macht mir Freude und mit der selbstbewußten Haltung einer Landratte, die glaubt, jetzt endgültig gegen alle Abarten von Seekrankheit gefeit zu sein, begab ich mich in die Kabine, um nachzusehen, was für Reisegenossen mir auf dieser dreiwöchigen Seereise das Schicksal beschert hat.

In meiner vierbettigen Kabine der Klasse 2 b lag ein Mann auf dem einen unteren Bett und stöhnte. Ihn hatte es schon gepackt. Zwar war er der einzige, mit dem ich die Kabine bis Yokohama teilen mußte, doch er ersetzte vier. Sein Gepäck glich einer Expeditionsausrüstung in ein unwirtliches Land. Nicht nur einen zusammenklappbaren Stuhl und Tisch hatte er bei sich; sein kostbarster Schatz war eine unergründliche Eßkiste, die mit Bananen, Äpfeln, Birnen, Apfelsinen, trockenem Schwarzbrot, Butterdosen, ungesäuertem Brot und sonstigem derben Gebäck vollgestopft war. Einmal brachte er sogar eine große Flasche Rotwein zum Vorschein, aus der er die Leute an seinem Tisch je einen Fingerhut voll kosten ließ. Der Wein schmeckte wie Medizin und niemand wollte glauben, daß er über 50 Jahre alt sei, wie der Spender behauptete, indem er sich ernsthaft auf seine Großmutter berief, die diesen Wein selbst angebaut habe und ihren Söhnen jeweils für große Reisen eine Flasche davon mitgäbe. Ja, er stamme aus Sibirien, sei russischer Jude, sein Vater sei Künstler im Friseurfach gewesen und habe ein Geheimnis zum Herstellen dauerbarer Haarwellen seinen sieben Söhnen anvertraut. Mit diesem Rezept ausgerüstet, seien alle seine Brüder ebenfalls Haarkünstler geworden wie er. Sie seien in der ganzen Welt zerstreut. Zwei davon haben eigene erstklassige Fri-

feurgeschäfte in San Franzisko und Shanghai — er reicht Reklamekarten herum und bittet die Passagiere, die nach Shanghai kommen, ihn dort zu besuchen. — Einer sei in Paris, einer in Manila und einer sei daheim geblieben. Trotz der Entfernungen halten die Brüder zusammen, besuchen sich oft, arbeiten beieinander und lassen es sich nicht verdrießen, alle fünf Jahre die lange Reise nach Sibirien zu machen, um die uralten Eltern zu besuchen.

Mit drei anderen Fahrtgenossen vereinte ich mich nach wenigen Tagen zu einem vierblättrigen Kleeblatt, das bis Yokohama treu zusammenhielt und nur einige Male durch das allzu leidenschaftliche Spielertemperament des russischen Mechanikers zu entblättern drohte. Dieser war sonst ein tüchtiger Mensch. Denn vor drei Jahren erst hatte er eine Stelle als Hilfsarbeiter in einer Reparaturwerkstätte der mandschurischen Eisenbahn verlassen und war nach Amerika ausgewandert. Hier begann er seine Laufbahn als Autowäscher, zeigte sich aber bald geschickt für Autoreparaturen und verdiente dabei in den letzten zwei Jahren 40 bis 60 Dollar pro Woche. Durch fanatische Sparsamkeit brachte er es auf ein Sparkonto von 2300 Dollar, das er stolz herumzeigte, und fuhr jetzt zu Frau und Kind, die er in einem mandschurischen Dorfe zurückgelassen hatte. Er wollte sie über Kanada nach den Vereinigten Staaten hereinholen, da sie keine Aussicht hatten, auf legalem Wege in die zugelassene russische Einwandererquote hineingerechnet zu werden.

Zum Kleeblatt gehörte noch ein stiller unproblematischer amerikanischer Missionar, der eine baptistische Missionsschule in Hinterindien leitete und aus privaten Spargründen aus seinem zweijährigen Heimatsurlaub auf der bescheidenen Klasse 2b eines japanischen Dampfers auf seinen Posten zurückkehrte. Auf besinnliche Religionsgespräche oder gar weltpolitische Betrachtungen über die Zukunft Asiens oder Indiens ließ er sich nicht ein. Ihn interessierte nur seine praktische Arbeit als Schulvorsteher und daraus nahm er die Tatsache als gegeben hin, daß wir Weiße die Indier, auch die indischen Christen, bei noch so langem Aufenthalt nie ganz verstehen werden und auch sehr wenig ändern könnten. Seine indischen Jungens seien klug und fleißig und leisteten besonders in Mathemathik und im spekulativen Denken Hervorragendes. Doch bei der praktischen Werkstättenarbeit sei es fast unmöglich, ihnen das für die „produktive Arbeit" notwendige Tempo beizubringen. „You can absolutely not hurry them" (du kannst sie durchaus nicht zur Eile antreiben). Auch sei der Ge-

sundheitszustand der Schüler nicht der beste. Man müsse sehr darauf achten, daß sie sich nicht überarbeiteten und die Tuberkulose holten. An ihrem Aberglauben vom Kastenwesen hielten sie oft auch als Christen fest. So habe er einmal einen indischen Schuhmacher im Hause gehabt, der einige Lederabfälle hinterließ. Er habe seine christlichen indischen Diener nicht dazu bewegen können, diese „unreinen" Lederabfälle wegzukehren und habe es schließlich selbst tun müssen. Oder ein anderes Beispiel. Einer seiner indischen Schüler kommt zu ihm und teilt ihm mit, er müsse die Schule verlassen. Sein Onkel könne das Schulgeld nicht mehr weiter zahlen. Der Missionar meint, das sei kein Grund, die Schule zu verlassen. Er könne sich das Schulgeld verdienen. Die Schule brauche eben einen Fensterreiniger, wolle ihm diese Arbeit übertragen und dafür das Schulgeld erlassen. Der Junge spricht darüber mit seinem Onkel, der ein getaufter Christ ist, kommt andern Tags zurück und berichtet, sein Onkel erlaube ihm diese Arbeit nicht. Sie schände die Familie. Dagegen kann man nichts machen, sagt der amerikanische Missionar und fügt hinzu, daß sogar die Engländer in Indien von diesem Kastengeist angesteckt werden. Die Hierarchie im weißen englischen Gesellschaftsleben Indiens sei greulich. Neulich habe eine große englische Firma einem bei ihr angestellten akademisch gebildeten Ingenieur verboten, sich zusammen mit seinem Schulfreunde, einem englischen kaufmännischen Angestellten, in öffentlichen Lokalen der Stadt zu zeigen. Es schicke sich nicht, daß ein Mann seines Niveaus mit einem „Trader" (Händler) verkehre. Tiefere Unterschiede zwischen dem indischen Kastenwesen und dem englischen kolonialen Gesellschaftssnobismus sah mein Amerikaner also kaum.

Der letzte unseres Kleeblatts war ein französischer Boxer, der von sich behauptete, einmal die Leichtgewichtsmeisterschaft seines Landes innegehabt zu haben. Anlaß seiner Reise war natürlich eine romantische Liebesgeschichte. Daneben wollte er in Shanghai, Manila und Australien berufsmäßig boxen und Geld verdienen. Wichtiger war ihm aber, sich mit einer schönen Australierin auszusöhnen, die er auf einer seiner Reisen geheiratet und leichtsinnig wieder verlassen hatte, weil sie ihn ganz in „eigene Regie" übernehmen wollte und dazu noch gräßlich eifersüchtig war. Das hielt unser galanter Boxer nicht lange aus und er floh nach Hollywood zu den Filmdivas. Seine Brieftasche war vollgestopft mit Photographien schöner Mädchen, die er auf Picknickfahrten in der Filmstadt kennengelernt und begleitet hatte. Doch in allem Ueberfluß an Frauen-

schönheiten und Gunst bekam er Sehnsucht nach seiner australischen Frau, die ihm aber keinen seiner vielen Briefe, in denen er Versöhnung suchte, beantwortete. Nun hat er sich auf die lange Reise gemacht, um persönlich einen Fußfall zu tun, denn eine schönere, bessere und gütigere Frau als seine gäbe es auf der Welt nicht mehr. Hoffentlich ist ihm diese im sachlichen Amerika aufgegangene Erkenntnis unter der Äquatorsonne oder unter den heißen Blicken der Schönen von Shanghai und Manila nicht dahingeschmolzen.

Der amerikanische Missionar, der russische Mechaniker, der französische Boxer und ich vereinten uns an vielen Nachmittagen zu allen möglichen Kartenspielen. Poker und Bridge waren bevorzugt, bis ich der Runde den Skat beibrachte. Dabei blieben wir bis Yokohama, und der deutsche Skat wurde von allen als das interessanteste Kartenspiel gepriesen, das man kenne. Nur der russische Mechaniker ließ sich noch einmal am Tage vor Yokohama von mir genau aufschreiben, wie hoch man reizen dürfe bei „mit" oder „ohne zwei", bei „Grand Hand" und „Null ouvert" und was dergleichen „Feinheiten" mehr sind. Das hinderte ihn aber nicht, beim letzten aller Spiele noch einmal „Kreuz ohne einen" aus der Hand bis auf 59 zu reizen und sehr beleidigt zu tun, als wir ihm dafür sieben Streichhölzer abnahmen. Der Missionar spielte nämlich nicht um Geld, sondern nur um Streichhölzer und unser Russe wachte leidenschaftlich fanatisch über die richtige Abrechnung der Streichholzrechnung, über Darlehen und Rückzahlung von Darlehen in Streichhölzern, so daß wir komplizierte Streichholzkonten oft tagelang im Notizbuch herumschleppten und ziemlich genau verbuchten, bloß um unseren Russen vor einem Jähzornanfall zu bewahren. Doch konnte er nicht verhindern, daß der Franzose, angegangen um ein Streichholzdarlehen, manchmal mit wirklich königlicher Geste in seinen Streichholzhaufen hineingriff und mit weitausladender, temperamentvoller Gebärde einem verarmten Partner einen unabgezählten Haufen Streichhölzer darreichte mit den pathetischen Worten: „I make you a present" (Ich mache Ihnen ein Geschenk). Dem Russen paßte nicht, daß die fingierte Streichholzrechnung durch solche unberechenbare Großmut gestört wurde. Doch anscheinend fielen ihm nicht die richtigen Gründe ein, mit deren Hilfe man gegen solches Gebaren hätte Einspruch erheben können. Er war eben ein einfacher Mensch und kein Diplomat.

Auf japanischen Schiffen herrscht nicht so eiserne Disziplin wie auf deutschen Dampfern. Wir von der 2b-Klasse konnten gut angezogen und

frisch rasiert jederzeit alle Klassen des ganzen Schiffes besuchen ohne besondere Erlaubnis. Die langweiligsten Passagiere hatte die 1. Klasse. Zwar versuchte ich, zwei japanische Gelehrte zu interviewen und über japanische Industrie- und Kolonialprobleme auszufragen. Mit geringem Erfolg. Entweder hatten sie über diese Dinge selber noch wenig nachgedacht oder, was mir wahrscheinlicher scheint, sie betrachteten diese Dinge als eine Art von Staatsgeheimnissen. Über Deutschland und Amerika fragten sie mich weidlich aus, aber sobald ich ins Fragen geriet über Japan, schwiegen sie in allen Sprachen oder redeten Gemeinplätze. Ähnlich ging es mir später während meiner ganzen Reise durch Japan. Obwohl ich zum Fragen und Lernen ins Land gekommen war, waren die Rollen fast immer vertauscht. Sobald ich mit Japanern ins Gespräch kam, war ich der Ausgefragte und erhielt von ihnen dafür ein freundliches Lächeln, schöne Redensarten, aber keine genauen Informationen. Die Europäer und Amerikaner in Japan bestätigten mir lachend diese Zurückhaltung und oft lächerliche Geheimniskrämerei der Japaner, — eine Tugend, die sicher mehr um ihrer selbst willen geübt wird und nicht deshalb, weil das Verschwiegene wert wäre, ein Geheimnis zu bleiben.

Ich muß gestehen, daß mir die stillen Japaner aber im allgemeinen liebere Fahrtgenossen waren auf der Inselwelt der großen Ozeandampfer, als die lauten und allzu leutseligen Amerikaner, die sich als Einzelmenschen oft als schätzenswerte und gute, hilfsbereite Kameraden erwiesen, im Umgang von Mensch zu Mensch wenig Nervensubstanz beanspruchten, in der Mehrheit aber aus jedem Rauchsalon ein Stück Yankeeland mit Bridge und Jazzmusik zu machen versuchten.

Doch man soll nicht verallgemeinern. Auf unserem japanischen Dampfer, der früher ein deutsches Schiff war und „Cap Finistere" hieß — noch steht der alte Name im Erz der Schiffsglocke eingegraben —, fuhr in der letzten der fünf Klassen (I., II., IIb., III. und asiatisches Zwischendeck) ein alter Amerikaner als einziger Weißer in einem Gewimmel von chinesischen und japanischen Familien, die mit Kind und Kegel von Kalifornien aus nach Japan und China fuhren, um Verwandte zu besuchen oder im Lande der Väter zu sterben. Dieser Amerikaner kam mir vor wie ein Heiliger oder ein Kind. Er war über sechzig Jahre alt, hager und von jugendlich elastischem Schritt; er wollte gar nichts mehr vom Leben als noch möglichst viel von der schönen Welt sehen und sich an ihr erfreuen. Er habe nur wenig Geld, so erzählte er mir freimütig und ohne Klagen, aber es reiche,

um die Welt zu sehen; man müsse nur bescheiden sein. Und so fuhr er als weißer Amerikaner im farbigen Zwischendeck, aß Tomaten und Reis und das Allerlei von Fischen, dessen Geruch das ganze Schiff vom Zwischendeck aus verpestete, und sah dabei glücklich, friedfertig und freundlich in die Welt, als werde ihm jeder Reisetag zu einem neuen Tag festlicher Freude. Noch einmal traf ich ihn, Wochen später, in der japanischen Hafenstadt Kobe bei einem Konzert. Während ich für 18 Reichsmark den Tag für Schlafen und Frühstück im Orientalhotel wohnte, teilte er mir mit, daß er beim japanischen Y. M. C. A. (young men's christian association — Verein christlicher junger Männer) eine freundliche Unterkunft für 1,50 Reichsmark die Nacht gefunden habe. Außerdem zeigte er Bilder von Reisfeldern, die er in einem japanischen Dorfe gemacht hatte. Jetzt wollte er nach Indien. Hoffentlich verekelten ihm dort die Engländer nicht um des weißen Prestige willen die Freude an seinem einfachen Leben und an der schönen Gotteswelt.

Wem hab' ich noch für Freude und Schönheit, für das Reiseglück jener seligen Tage Dank zu sagen?

Dem Stillen Ozean, der endlosen, flimmernden Fläche, den Sternen und dem Monde, die darüber standen und dem hohen Schiffsmast, an dem ein grünes Licht leuchtete und an dem die Wolken vorbeizogen. Wieviel Stunden der Nacht lag ich auf dem verbotenen Bootsdeck und schaute zur Mastspitze hinauf, die zwischen dem großen Bären und der Kassiopeia hin- und hertickte, wie der Pendelschlag einer großen Uhr.

Wenn alles schlief, um Mitternacht oder noch später, schlich oft ein barfüßiger Matrose irgendwo aus dem Schiffsbauche hervor und setzte sich mit einer hawaiischen Gitarre auf die Segelbespannung des vordersten Rettungsbootes. Dann klimperte er eintönige schwermütige Melodien, Lieder eines fremden Volkes, die in ihrem ewigen Gleichklang Gedanken und Gefühle verscheuchten, Vergangenheit und Zukunft löschten, alle Wünsche stillten bis auf einen, daß sich die Seele mit dem weiten Meere, den ziehenden Wolken und den flimmernden Sternen auf ewig vereinen möchte.

Auch dir, brausender Sturm, sei Dank. Der das Schiff auf die Seite legte, daß es nicht mehr zurückwiegen konnte und bebte und zitterte wie ein gefesseltes Tier. Der die Wogen des Ozeans aufpeitschte zu grün- und weißschäumenden Wellenburgen, der diese Burgen in schwarzblauen Abgründen verschlang und wieder neue, noch höhere auftürmte, gewaltig und

grauenvoll, als suche ein vor Schaffensweh in Wahn verfallener Baumeister die Erlösung seines Geistes.

Und zuletzt sei der stillsten Fahrtgenossen gedacht, jener Chinesen, die tief unten im Schiffe in Särgen liegen, die in Kalifornien still für sich lebten und Früchte bauten, als Amerikaner zweiter Klasse starben und deren letzter Wunsch erfüllt wird, in der heiligen Erde des Reiches unter dem Himmel, in China begraben zu werden. Kaum zieht ein Dampfer nach dem Osten ohne diese stillsten Passagiere, die im China des blutigen Bürgerkrieges ihren Frieden suchen.

Ein junger, knabenhafter Chinese ist mein Zimmersteward. Er findet mich überall auf dem großen Schiffe und mahnt mit freundlichem Nicken, zum Bade oder zum Essen zu kommen, wenn ich die Schiffsglocke überhört habe. Er macht mir keinen Vorwurf für mein zeitloses Benehmen, für meine Saumseligkeit. In seiner dunklen kleinen Kabine hat er in einer Ecke einen kleinen Altar aufgebaut, vor dem immer ein Lichtlein brennt. Hier verehrt er die Ahnen seiner Familie.

Ja, China wirft seine Schatten und Lichter voraus, China, das ich verehre, dem ich das Größte und Schönste meiner Reise verdanke, dem ich huldige, dem ich ein großes, einiges und freies Reich wünsche und dem ich dankbar bleiben werde, solange ich lebe.

23.

Hinter den Kulissen der japanischen Großmacht.

Japan ist heute eine der fünf Großmächte der Welt. Es hat (nach England und Amerika) die drittgrößte Kriegsflotte. Die wirtschaftliche Stärke dieses Landes steht jedoch in keinem Verhältnis zu seiner weltpolitisch anerkannten Macht und Größe. Nur brennender Ehrgeiz und tiefes Nationalgefühl konnte das japanische Volk veranlassen, ein Drittel bis zur Hälfte des Volkseinkommens jährlich dem Staate zu überlassen, damit er der japanischen Nation Ansehen und Macht verschafft. Verglichen mit der Lebenshaltung der Bevölkerung in Europa und in den Vereinigten Staaten von Amerika, sind die Japaner in ihrer großen Mehrzahl immer noch ein recht armes Volk. Bei den Vergleichen der Lebenshaltung und des Wohlstandsgrades verschiedener Länder haben wir uns gewöhnt, unseren Blick fast nur auf die Lage der Industrie und ihrer Arbeiterschaft zu werfen. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Völker sich weniger

aus Mitleid miteinander für die sozialen Verhältnisse anderer Länder mehr und mehr zu interessieren beginnen, sondern dieses Interesse deshalb entwickeln, weil der Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt die Frage nach den Ursachen der verschiedenen Produktionskosten der einzelnen Länder weckt und als Antwort darauf bald die gewaltigen Unterschiede der Löhne und der sozialen Verhältnisse entdeckt wurden.

Japan (ohne das annektierte Korea und Formosa) hatte im Jahre 1926 eine Bevölkerung von 63 Millionen. Davon lebten im Jahre 1925 14,63 v. H. in Städten über 100 000 Einwohner. Im Jahre 1920 waren es erst 12,07 v. H. Vorauszusehen ist also, daß die Verstädterung in diesem Lande rasche Fortschritte macht. Immerhin sind noch fast 60 v. H. der erwerbstätigen Bevölkerung in Landwirtschaft und Fischerei beschäftigt. Die Industrie umfaßte 1920 22,7 v. H., Handel 7 v. H. und Transport 4 v. H. der Bevölkerung. Im Jahre 1925 gab es in Japan 49 161 Fabriken, wobei unter Fabriken Betriebe verstanden werden, die mehr als fünf Arbeiter beschäftigen. In diesen Fabriken waren im ganzen 1,8 Millionen Arbeiter tätig, 47,5 v. H. waren Männer und 53,4 v. H. Frauen. Die Gesamtzahl der Arbeiter in Japan wird auf annähernd 10 Millionen geschätzt. Auf die einzelnen Industriegruppen verteilen sich die in „Fabriken" beschäftigten Arbeiter wie folgt:

Textil-Industrie	972 000
Maschinen- und Werkzeug-Industrie . . .	224 000
Chemische Industrie	105 000
Nahrungsmittelgewerbe	171 000

Der Rest verteilt sich auf verschiedene Industriezweige. Die große Zahl der Frauen kommt deswegen zustande, weil in den Textilfabriken fast nur Frauen und Mädchen beschäftigt werden. Der Lohn des männlichen Industriearbeiters betrug (1925) je nach Art der Beschäftigung im Durchschnitt zwischen zwei und zweieinhalb Yen den Tag, das sind etwa vier bis fünf Reichsmark. Die Frauenlöhne betrugen im Durchschnitt 1926 rund 96 Sen den Tag, das sind etwa zwei Reichsmark. Unter den einzelnen Gewerbezweigen der Industrie sind die Unterschiede zwischen den Durchschnittslöhnen nicht erheblich. Die durchschnittliche Arbeitsdauer je Tag betrug nach einer Erhebung des Statistischen Büros von Japan in den Fabriken im Jahre 1925 zehneinhalb Stunden. Die sehr wichtige Textilindustrie hatte jedoch einen Durchschnitt von elfeinhalb Stunden

Arbeitszeit je Tag. Seit dem 1. Juli 1926 sind einige strengere Arbeitsschutzgesetze für Fabrikarbeiter in Kraft getreten. Danach dürfen männliche Arbeiter unter 16 Jahren und Frauen höchstens elf Stunden je Tag arbeiten. Außerdem müssen die Fabriken ihren Arbeitern im Monat zwei Freitage geben (in Japan gibt es keinen Sonntag). Frauen und Jugendliche dürfen auch nicht bei Nacht beschäftigt werden. Doch gibt es für die Werke der Textilindustrie, die in zwei Schichten arbeiten, Ausnahmen bis Ende Juni 1929. Ob diese Vorschrift, die für die Textilindustrie, insbesondere für die Seiden- und Baumwollspinnereien, deren Arbeiterinnen fast regelmäßig in Tag- und Nachtschicht arbeiten, von großer Tragweite wäre, zu dem versprochenen Zeitpunkt durchgeführt wird, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls würde die Durchführung eine große Umwälzung in den bisherigen Verhältnissen in der Textilindustrie bedeuten. Die höchste durchschnittliche Arbeitszeit wurde in den Seidehaspelanstalten festgestellt, die 1925 auf einen durchschnittlichen Arbeitstag von zwölfeinhalb Stunden kamen.

An sozialen Versicherungsgesetzen ist seit Januar 1927 ein Krankenversicherungsgesetz voll in Kraft getreten. Es ist ein gemischtes System von Zwangs- und freiwilliger Versicherung, wobei der Staat ein Zehntel der Kosten trägt und der Rest zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern etwa zu gleichen Teilen verteilt wird. Der maximale Beitrag ist 3 v. H. des täglichen Lohnes. Im Jahre 1927 waren 1 899 000 Personen zwangsversichert, 27 648 freiwillig versichert. Außerdem gibt es ein Gesetz, das die Arbeiter bei durch Betriebsunfällen verursachter Krankheit und Invalidität wirtschaftlich sichert.

Seit dem Kriege gibt es in der japanischen Industrie ähnliche Streikbewegungen, wie wir sie in anderen industriellen Ländern finden. Das große Streikjahr war, ähnlich wie in anderen Ländern, 1919 mit 2388 Streikfällen und 335 000 beteiligten Arbeitern. Die Streikbewegungen gingen in den nächsten Jahren zurück. 1923 waren es nur noch 263 Fälle mit 35 000 Arbeitern, 1925 293 Fälle mit 40 000 Arbeitern und 1926 waren es 495 Streikfälle mit 67 000 Arbeitern. Die Organisationsverhältnisse der Industriearbeiter in Gewerkschaften und Parteigruppen sind noch recht unübersichtlich und in ständiger Wandlung begriffen. Es gibt gelbe Gewerkschaften und Verbände bis zu extrem kommunistischen Organisationen, die vomStaate streng verfolgt werden. Bei den letzten Parlamentswahlen (März 1928), die zum ersten Male eigentliche „Volkswahlen" waren, da sie

sich auf dreizehn Millionen Wähler erstreckten (gegenüber vier Millionen bei der letzten Wahl), erreichte die proletarische Partei jedoch nur acht Abgeordnetensitze unter 466 Sitzen. Innerhalb der beiden großen bürgerlichen Parteien, die man früher mit einigem Recht als Stadtpartei oder Liberale Partei bezeichnen konnte und der Landpartei oder Konservative Partei, die aber beide heute nicht mehr nach diesen Gesichtspunkten getrennt werden können, gehen auch die wichtigsten sozialen Auseinandersetzungen vor sich.

Von der politisch-sozialen Bewegung der Industriearbeiter gehen enge Verbindungslinien zur sozialen Bewegung innerhalb der Kleinbauern und der Kleinpächter. Die wirtschaftliche Lage dieser Bauernfamilien ist in der Regel sehr viel schlechter als die der Industriearbeiterschaft.

Die Hälfte aller Farmer in Japan sind Pächter. Theoretisch können etwa noch 2 Millionen Hektar Land kultiviert werden, davon etwa 0,4 Millionen Hektar für Reis. Auf diesem Gebiet könnte der Reisbedarf von 35 Millionen Menschen mehr befriedigt werden. Fast 10 v. H. des Landanbaues, der für Nahrungsmittelproduktion gewidmet ist, entfällt auf Maulbeerbäume. Die Anzahl der Pächter wächst schneller als die Anzahl der Eigentümer von landwirtschaftlichen Grundstücken.

Es gibt in Japan 5,5 Millionen Bauernfamilien, davon haben 3,7 Millionen weniger als je 1 ha Land. Die Pacht für Reisland ist hoch. Sie wird in natura, in Reis, bezahlt und betrug z. B. nach der Schätzung der Hypothekenbank von Japan im März 1927 für mittleres Reisland 10,2 koku (1 koku = 1,6 hl) für 1 ha. Zieht man in Erwägung, daß die durchschnittliche Produktion im Jahre 1926 nur 18,9 koku auf 1 ha ausmachte, so ergibt sich daraus, daß die Pacht mehr als 50 v. H. der Ernte beträgt. Im Durchschnitt rechnet man für die Ernährung eines Japaners, dessen Hauptnahrung Reis ausmacht, 1 bis 1,2 koku das Jahr. Stellen wir uns eine Pächterfamilie von vier Köpfen vor, die ½ ha Reisland besitzt, darauf etwa 9½ koku erntet und davon rund 5 koku an den Landeigentümer abgeben muß, so bleiben ihr etwas mehr als 4 koku, die gerade zur reinen Ernährung der Familie notwendig sind. Diese Überlegung macht deutlich, warum in Japan das Elend der Landbevölkerung und insbesondere der kleinen Pächterfamilien sehr viel mehr im Vordergrund steht als die wirtschaftliche Lage der industriellen Arbeiterschaft. (Die hier angeführten Zahlen sind dem „Japanischen Jahrbuch von 1928" entnommen.)

Zwischen Pächtern und Landeigentümern hat sich in den letzten Jahren die Spannung verstärkt. Auf beiden Seiten sind Kampforganisationen entstanden. Ende 1926 hatte die Pächtergewerkschaft 346 000 Mitglieder (sämtliche Arbeitergewerkschaften hatten dagegen im Oktober 1925 nur 241 000 Mitglieder), die Verbände der Landeigentümer 41 000 Mitglieder. Daneben gibt es landwirtschaftliche Organisationen, die Pächter und Eigentümer organisieren und sich den Ausgleich der Interessen als Aufgabe der Verbandsarbeit stellen. Sie hatten Ende 1926 164 000 Mitglieder. Die Kämpfe auf dem Lande zwischen Pächter und Landeigentümer haben große Ähnlichkeit mit den Streikbewegungen in der Industrie. Das schärfste Kampfmittel der Pächter ist die Pachtzinsverweigerung, die oftmals bis zu einem aktiven Widerstand gegen die Polizei, die die Räumung erzwingen will, ausartet. Bauernunruhen, wie wir sie in Deutschland zur Zeit der größten Notlage der Landwirtschaft erlebt haben, kommen in Japan häufig vor. Um Frieden zu stiften, hat man ein Schiedsgerichtssystem, das unserem Schlichtungswesen in Lohnkämpfen ähnlich ist, für Streitigkeiten zwischen Pächtern und Landeigentümern eingesetzt. Außer der Zinsverweigerung werden oft noch uns unbekannte Kampfmittel angewendet; man bedenke, daß im Innern Japans in einem großen Umfange noch Naturalwirtschaft herrscht. Ein scharfes Kampfmittel der Pächter und der Kleinbauern gegen die Landeigentümer ist daher der Boykott, das ist die Verweigerung der Lieferung von Waren und Leistungen an die boykottierten Landeigentümer. So kann es vorkommen, daß diese oft nicht einmal die notwendigsten Dinge zum Leben sich verschaffen können und manchmal gezwungen sind, nach den Städten zu ziehen. Diese Flucht der Landeigentümer nach der Stadt wird manchmal auch veranlaßt durch mit größerem Besitz und Einkommen stark ansteigende Gemeindesteuern, die von der Mehrzahl der Dorfbewohner, die als Wähler die lokalen Verwaltungsinstanzen beherrschen können, beschlossen werden. Die Regierung versucht, durch Hergabe von Geldmitteln (140 Millionen Reichsmark verteilt auf 49 Jahre) zu geringem Zinsfuß 3,5 v. H.), es den unzufriedenen und notleidenden Pächter nach und nach zu ermöglichen, ihre Grundstücke vom Landeigentümer zu kaufen. Die Mittel sind jedoch so gering, daß es einige hundert Jahre dauern würde, bis alle Kleinpächter auf diesem Wege Eigenbesitzer geworden wären.

In Wirklichkeit handelt es sich bei der japanischen Bauernbewegung um ein schwieriges volkswirtschaftliches Problem, das der japanischen Wirt-

schaftspolitik noch viel Schwierigkeiten bereiten wird und das mit der Aufgabe zusammenhängt, eine nationale Industrie aufzubauen, die eine Hebung des Lebensstandards des ganzen Volkes ermöglicht und gleichzeitig fähig ist, jenen Bevölkerungsteilen, die sich auf dem Lande nicht auf einem kulturwürdigen Lebensniveau ernähren können, neue Arbeitsplätze zu verschaffen. Ob das der japanischen Industrie gelingt, hängt wiederum damit zusammen, ob ein Absatzmarkt für die Industrieprodukte in einem solchen Umfange im Ausland gewonnen werden kann, als die Notwendigkeit vorliegt, Nahrungsmittel und Rohstoffe aus dem Auslande zu importieren. Theoretisch gesehen, wäre diese Aufgabe zu lösen. Es ist aber fraglich, ob die Unternehmerinitiative, die Erfindergeschicklichkeiten und die technischen Fähigkeiten, sowohl der leitenden als auch ausführenden Kräfte, in einem Ausmaße und in einem Tempo entwickelt werden können, wie die drängende Aufgabe verlangt. Schmerzliche wirtschaftliche und soziale Krisen werden diesen Weg begleiten und die Größe der Weltgeltung wird wenig zur Linderung beitragen. Vielleicht ist aber das nationale Pflichtgefühl und die Disziplin der Japaner so groß, daß staatsgefährliche Krisen vermieden werden können. Ein neuer Krieg oder eine neue Erdbebenkatastrophe könnte die Krise verschärfen, den Übergang aber vielleicht beschleunigen. Das wirtschaftliche und damit auch das nationale Hauptproblem Japans besteht also sowohl in einer Umstellung der Landwirtschaft, als auch in einem Ausbau, einer Intensivierung der industriellen Tätigkeit. Mir scheint dabei, daß die Umstellung der Landwirtschaft größere Schwierigkeiten machen wird als das industrielle Problem. Beim überwiegenden Anbau von Reis mit den alten primitiven Hilfsmitteln und unter hauptsächlicher Benutzung von Handarbeit läßt sich eine Hebung des Realeinkommens der landwirtschaftlichen Bevölkerung nicht erreichen. Der Zwergbetrieb in der Landwirtschaft wird selbst bei Monopolisierung der wichtigsten Feldfrüchte niemals eine bedeutende Wohlstandshebung des größten Teiles der Bevölkerung — das sind die Kleinbauern — erlauben. Auch Japan wird nicht darum herumkommen, landwirtschaftliche Maschinen im Feldbau einzuführen, für die entweder größere Betriebseinheiten oder genossenschaftliche Bewirtschaftungsweise des Landes Voraussetzung ist. Vielleicht wird man sogar mehr und mehr vom Anbau des Reises abgehen müssen (56 v. H. an bebautem Land sind Reisfelder, 33 v. H. Weizen, Mais, Gerste und Hafer) und unter Umständen nicht davor zurückschrecken dürfen, die alte Gewohnheit, „das

Leben vom Reis" aufzugeben. Das wird vielleicht noch schwerer sein als der Bau der drittgrößten Kriegsflotte der Welt oder die Gründung einer Textilindustrie, die heute schon nach England den größten Konsum an Rohbaumwolle in der Welt aufweist.

Ein Skeptiker mag die Frage stellen, ob Japan den hier vorgezeichneten Weg unbedingt gehen muß, und mag darauf hinweisen, daß die wachsende Unzufriedenheit mit primitiven Lebensverhältnissen eine ansteckende Krankheit ist, gegen die man in Japan noch rechtzeitig einschreiten könne. Wenn das japanische Volk bis hierher in Friede und Eintracht und unter langsamer Fortentwicklung der ihm eigenen Fähigkeiten sein wirtschaftliches und Volksleben ausgestalten konnte — warum soll es die bodenständige, mit dem Leben des Volkes innig verknüpfte Lebensform der Landwirtschaft verändern? Ständige Volksvermehrung, das Gleichbleiben des von diesem wachsenden Volke bewohnten Landes und das Erwecken neuer Bedürfnisse, das von den Industrieinseln der Städte ausgeht, das sind die Grundtatsachen, die zur Veränderung der Lebensform drängen. Die Japaner sind ein Volk von über 60 Millionen und ihr angestammtes Land ist der Fläche nach etwas kleiner als das Deutsche Reich in seinem heutigen Umfang. Während wir aber ein fruchtbares und für landwirtschaftliche Bearbeitung zum größten Teile geeignetes Land besitzen, bestehen die vier japanischen Inseln zumeist aus Gebirgen. Nur 15,7 v. H. der japanischen Bodenfläche vermag im besten Falle urbar gemacht zu werden. Auf den Quadratkilometer anbaufähigen Landes fallen heute schon in Japan etwa 954 Einwohner, in England 761, in Belgien 629 und in Frankreich nur 171. Trotz dieser Bevölkerungsdichte war bis zum Jahre 1922 Japan in bezug auf das Hauptnahrungsmittel Reis vom Auslande unabhängig. Stellt die Bevölkerung sich in den nächsten Jahren auch nur etwas auf gemischte Nahrung (Getreide, Reis und Kartoffeln) um, so vermag Japan und die ihm jetzt gehörenden Gebiete von Korea und Formosa noch auf einige Generationen hinaus seine Bevölkerung im eigenen Lande zu ernähren, obgleich mit einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von 700 000 Menschen zu rechnen ist. Doch die Unzufriedenheit der intensivste landwirtschaftliche Arbeit verrichtenden Kleinbauern mit ihrem Lebensschicksal wird vielleicht in Zukunft zu einem Übergang in eine Periode weniger intensiv betriebenen landwirtschaftlichen Anbaus führen, so daß Japan wahrscheinlich doch nicht das Schicksal vermeiden kann, ein in seiner Nahrungsversorgung von landreicheren Gebieten abhängiger Staat zu

werden. Dahin weist auch die Wahrscheinlichkeit, daß, je mehr Japan in die Weltwirtschaft verwoben wird, man lernen wird, daß die Nahrung sich anderswo in der Welt mit geringerer Anstrengung dem Boden abringen läßt als in Japan bei dem gegenwärtigen intensiven Anbau im landwirtschaftlichen Zwergbetrieb. Allerdings fragt es sich, ob die japanische Industrie im Vergleich zu anderen Industrien der Welt auf die Dauer um so viel mehr zu leisten vermag, als die Landwirtschaft rückständig ist. Es gibt wohl japanische Industrien fast in jedem Gewerbezweig. Doch sie leisten je Kopf der Arbeitenden und je Kapitaleinheit sehr viel weniger als gleiche Industrien in Europa und Amerika. Der Fortschritt Japans vom Agrar- zum Industriestaat wird erst dann beschleunigt, wenn es der Industrie gelingt, in der „Ergiebigkeit", im Produktivitätsgrad den westlichen Industrien ähnlich zu werden. Bis dahin ist aber noch ein weiter Weg. Solange die Welt von Kriegen verschont bleibt und andere Völker gern ihre Rohstoffe und Nahrungsmittel an zahlungsfähige Kunden verkaufen, braucht die Abhängigkeit in Nahrung und Rohstoffen von fremden Ländern nicht gefährlich zu werden. Für alle Fälle haben die Japaner ihre militärische Macht so ausgebaut, daß es ihnen voraussichtlich auf lange Zeit gelingen wird, sich die wirtschaftliche Verbindung mit der Mandschurei, die als Rohstoff- und Nahrungsmittelland, doppelt so groß wie Deutschland, ungeheure Entwicklungsmöglichkeiten vor sich sieht, unter allen Umständen offenzuhalten. Als eine für große Teile des japanischen Volkes geeignete Siedlungskolonie wird die Mandschurei kaum je in Betracht kommen. Außerhalb der kleinen Halbinsel Kwantung leben in der Mandschurei heute nur wenige tausend Japaner, daneben hat sich die chinesische Bauernbevölkerung dieses Landes durch Zuwanderung aus China seit Ausbruch des Krieges mehr als verdoppelt und beträgt heute über dreißig Millionen Köpfe. Mit der Bedürfnislosigkeit und dem Fleiß dieser Chinesen vermag der japanische Einwanderer nicht zu konkurrieren.

Für die Auswanderung sind den Japanern große Gebiete der Erde, die für Neuansiedlung in Frage kommen, versperrt. Die Amerikaner und Australier lassen keine farbigen Einwanderer in ihre Länder herein. Außer Peru und Brasilien stehen noch einige andere südamerikanische Staaten der japanischen Einwanderung offen. Doch auch hier leben bis heute im ganzen nur etwa 71 000 Japaner. Die Neigung des Japaners zur Auswanderung ist nicht groß und besonders im Falle Brasilien kann eine Ver-

stärkung der japanischen Einwanderer nur gleichzeitig mit einem Import japanischen Kapitals vor sich gehen. Außerdem macht man auch dort die alte Erfahrung, daß die Japaner sich sofort zu eigenen Kolonien zusammenschließen, sich von der übrigen Bevölkerung absondern und daher die Gefahr hervorrufen, daß die Regierung des Landes, um der zukünftigen Einheit willen, weitere japanische Einwanderung verbietet.

Im Verhältnis zu anderen Völkern lebt nur ein kleiner Teil des japanischen Volkes außerhalb der japanischen Staatsgrenzen. Es sind etwa 640 000. Davon befinden sich 275 000 in Asien, 3000 in Europa, 158 000 in Nordamerika, rund 71 000 in Südamerika und 139 000 auf den Inseln des Pazifischen Ozeans.

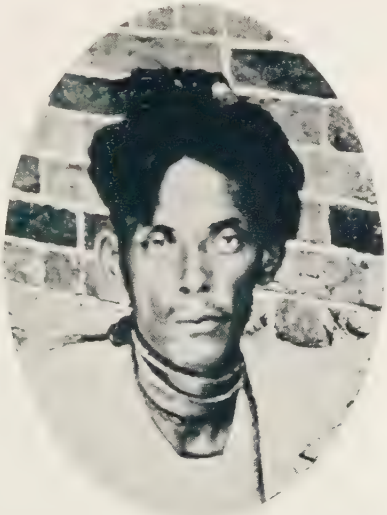
Wenn man auch in Amerika und noch viel mehr in Australien sehr oft fürchtete, daß die Japaner über kurz oder lang die Hand nach noch freien Erdflächen, die um den Pazifischen Ozean herumliegen, ausstrecken werden, so lehrt eine kaltblütige Beurteilung der wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Notwendigkeiten des japanischen Inselreiches, daß auf ein Jahrhundert und länger hinaus Japan keineswegs in eine Zwangslage zu kommen braucht, die es zu einem solchen gewagten Handstreich zwänge. Vor ihm liegt ein ungeheurer möglicher Absatzmarkt für Industrieprodukte, das große China. Gelingt es ihm, die führende Industrienation des fernen Ostens zu bleiben, so wird ihm aller Voraussicht nach nicht nur in China, sondern auch in der ganzen Welt ein Absatz seiner Produkte ermöglicht bleiben, der ausreicht, um damit eine etwa notwendig werdende Einfuhr an Nahrungsmitteln zu bezahlen. Solange ein freier Handelsverkehr zwischen den Nationen möglich bleibt, wird ein im Raum benachteiligtes Volk nur dann in seinem Leben durch Hunger und Nahrungsknappheit bedroht, wenn der Nahrungsspielraum der ganzen Welt zu enge würde, oder wenn es einem solchen Volke nicht gelänge, d i e Waren herzustellen, für die es Nahrungsmittel eintauschen muß. Mit beiden Möglichkeiten müssen Staatsmänner, die nicht nur für die nächste Generation, sondern für die ganze Generationenfolge der Zukunft verantwortlich sind, rechnen. Doch solche Gefahren dürfen auch nicht überschätzt werden, insbesondere nicht in einer Zeit, wo es der optimistischen Nahrungsmittelchemie bereits gelungen ist, aus Holz Zucker herzustellen.

Aus all diesen Gründen empfehle ich, den Japanern doch ein wenig Glauben zu schenken, wenn sie versichern, sie hätten nicht die Absicht,

Sun-Yat-Sen, der verehrte Gelehrte und Gründer der Kuomintang (Nationale Partei Chinas).

Tchiang-Kai-Shek, der große General des neuen China, der die Revolutionsarmee von Canton bis Peking führte.

Yu-Ly, ein berühmter chinesischer Weiser.



Tschu-You, ein gefürchteter Banditenführer aus den Tung-Ku-Bergen bei Canton.

Ginza, die Hauptstraße des modernen Tokio; links ein Lichtbildhaus, im Hintergrund ein Warenhaus.

Landhaus am Strand Waikiki bei Honolulu; früher das Reich der Könige Kamehaha, jetzt — amerikanisch (Hawai).

chinesische Provinzen zu annektieren oder Eroberungsheere in die übrige Welt zu schicken. Beides würde den eigenen nationalen Interessen der Japaner in der heutigen Zeit widersprechen, und sie sind, so glaube ich, einsichtig genug, um die Grenzen ihrer Fähigkeiten zu erkennen.

24.

China ergreift das Schwert des Schwachen.

In der Sozialgeschichte der Welt wird der Chronist ein neues Blatt aufschlagen müssen. Im ältesten Beamtenstaate der Erde, im Reiche der friedliebenden und gehorsamen 400 Millionen Bauern und Handwerker (China* hat kaum eine Million Industriearbeiter) gibt es ein neues Phänomen: Boykott und Streik. Schon der erste von Europa aus sichtbare Großstreik im Anschluß an das unter englischem Befehl erfolgte Schießen auf Chinesen in Schanghai (30. Mai 1925), und der schon seit 1915 ab und zu gegen Japan, 1925 aber monatelang erfolgreich gegen England durchgeführte Warenboykott hatten geschichtliche Tragweite. Seither vergeht kaum ein Tag, der nicht von kleineren und großen Streikbewegungen Kunde bringt.

Diese überraschend schnelle und umfangreiche Anwendung modernster Waffen westlichen Industriekampfes im mittelalterlichen „Reich unter dem Himmel" darf nicht aus den Erfahrungen und der Ideologie des europäischen Sozialismus oder des uns vertrauten Gewerkschaftswesens heraus beurteilt werden. Es handelt sich dabei im letzten Grunde auch nicht um Waffen aus dem Arsenal Sowjetrußlands, wenn auch sicher die russischen Lehrmeister den Kantonesen aus ihrem Erfahrungsschatze in der Leitung sozialer Massen Wichtiges beigesteuert haben. Viel wesentlicher zum Verständnis der Streikerscheinung in China ist die Tatsache, daß dem chinesischen Volke das Leben in verbandsgebundenen Gesellschaftsformen eine selbstverständliche Tradition ist. China kennt keine Renaissance, nicht den Menschen als Persönlichkeit, keinen Individualismus. Die Menschen denken, handeln, leben und reagieren in hergebrachten und fortgebildeten kollektivistischen Gruppen. Familie und Familienverband, die Zünfte und Gilden sind die realen Mächte, die das Leben der Gemeinde ordnen, die darauf achten, daß jedem sein Recht geschieht. Modern ausgedrückt: Chinas Berufsverbände waren von jeher „öffentlich-rechtliche Körper-

* Zur Einführung in die Geschichte Asiens sei empfohlen „Herr über Asien" von Dr. Alphons Nobel. Hanseatische Verlagsanstalt, Hbg.

schaften". Trotz eines gewaltigen Binnenhandels hatte China bis zur Revolution kein Handelsrecht. An seiner Stelle schufen sich die Gilden der Kaufleute ihre Gesetze und sicherten in weitem Maße deren Vollzug. Auch Arbeitsstreitigkeiten zwischen dem Kaufmann und seinem Angestellten, zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, wurden durch Zünfte und Gilden geschlichtet. Dabei waren Arbeitseinstellungen zur Ausübung eines Druckes auf das Verhandlungsergebnis schon früher keine Seltenheit. Dazu kommt, daß das Recht auf Existenz und das Recht, sich gegen Unterdrückung zu wehren, im chinesischen Volksbewußtsein seit Jahrtausenden lebendig und in seiner Geschichte zu ungezählten Malen betätigt worden ist.

Diese historischen Anlagen der Chinesen bieten daher vorzügliche psychologische Voraussetzungen für die Einsetzung und Handhabung der Kampfmittel Streik und Boykott für politische und soziale Ziele. Wir werden in den kommenden Jahrzehnten, in denen China die Riesenaufgabe gestellt ist, sich mit der westlichen Technik vertraut zu machen und sein Reich auf einer neuen staatlichen und sozialen Grundlage aufzubauen, von Streik und Boykott nicht nur viel hören, sondern mit dem Streik und Boykott als gewaltigen latenten außenpolitischen Machtmitteln rechnen müssen. Sie werden um so wirksamer werden, je mehr die chinesische Wirtschaft sowohl durch Kapitaleinfuhr wie auch durch steigenden Warenaustausch in die Weltwirtschaft verwoben wird. Schließt sich das erwachende wirtschaftliche China in den nächsten zehn Jahren auch nur mit einem Einfuhrbetrage von zehn Pfennig je Tag und Kopf der Bevölkerung in den weltwirtschaftlichen Güteraustausch ein, so würde China ein Absatzgebiet für jährlich zwölf Milliarden Reichsmark werden, eine Einfuhrmenge, die der heutigen deutschen gleichkäme. Diese Annahme ist durchaus nicht phantastisch, betrug doch die japanische Einfuhr auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet bereits im Jahre 1924 das Doppelte des hier für China in Aussicht genommenen Betrages. Man stelle sich vor, was für eine gefährliche Waffe gegenüber den auf einen solchen Riesenabsatz eingestellten krisenempfindlichen europäisch-amerikanischen Industriewirtschaften ein plötzlich einsetzender und solidarisch durchgeführter chinesischer Boykott dann werden könnte.

Von ähnlich gefährlicher Wirkung vermag aber auch in Zukunft die Streikwaffe zu werden, wenn in der nächsten Generation das amerikanisch-europäische Kapital um die Sicherung seiner Rente für die wahrscheinlich

noch in großem Umfang nach China einzuführenden Kapitalien zu kämpfen haben wird. Diese große Kapitaleinfuhr nach China muß kommen; herbeigezwungen weniger durch das Kapitalbedürfnis Asiens als durch die Eigengesetzlichkeit der kapitalistischen Wirtschaft, der zufolge Kapital seinem zinssuchenden Wesen gemäß bei ähnlich werdenden Arbeitsfähigkeiten der Völker immer dahin abströmen wird, wo niedrige Löhne und niedrige Lebenshaltung eine größere Rente versprechen wie heute U. S. A. und Europa. Dies ist nur e i n e zwar allgemein anerkannte Regel dieser Eigengesetzlichkeit. Bekanntlich liefert die marxistische Krisentheorie von dem notwendig imperialistisch-werden-müssenden Kapitalismus noch einige mehr; sie werden aber theoretisch von der bürgerlichen Ökonomie bestritten.

Streik und Boykott als Machtmittel der Politik haben auch deshalb Aussicht auf große Zukunftbedeutung, weil ihnen gegenüber die alten kriegerischen Mittel versagen. Die ganze englische Chinapolitik der Gegenwart ist schon von diesem drohenden Neuen beschattet, und auch die Umstellung der japanischen Außenpolitik gegenüber China in den letzten Jahren ist durch ein paar Boykotterfahrungen beschleunigt worden. England hat dazu noch reiche indische Erfahrungen über die Wirksamkeit der passiven Kampfmittel in den Händen erwachender asiatischer Völker.

Der aktive persönliche Mut, der Sinn für eroberndes Militärwesen fehlt dem Chinesen. General und Soldat stehen in der sozialen Schätzung niedrig im Kurse; dafür hat der Chinese eine Art passiven Mutes, die zähe Fähigkeit, zu dulden und zu leiden und unter den widrigsten Umständen nicht nachzugeben. Diese Eigenschaften, verbunden mit einer uns beinahe geheimnisvoll anmutenden kollektivistischen Solidaritätsübung erheben die Kampfmittel des Streiks und Boykotts zu neuen weltpolitischen Kräften. Auch das technische Mittel der Propaganda gewinnt in diesem Zusammenhang eine Bedeutung, die wohl die in Amerika vorhandene noch übertrifft.

Wenn wir nun aber auch erkennen, wie gefährliche Waffen asiatischen Völkern in der künftigen Weltpolitik zur Verfügung stehen, so brauchen wir doch keine übertriebenen Befürchtungen zu hegen, daß sich mit der zunehmenden Verflechtung dieser Völker in die Weltwirtschaft unberechenbare Störungen häufen werden. Wiederum darf man Streik und Boykott in China nicht mit den revolutionären hektischen Bewegungen vergleichen, die in den Ländern aktivistischen Temperaments, in Europa und Amerika, oft dunkle Blätter der Sozialgeschichte füllen. Die Chinesen sind im Grunde

ein friedliebendes, rechtlich denkendes Volk von hoher Kultur. Es hat mich beim Studium vieler Streikbewegungen wirtschaftlicher Art in den letzten Monaten überrascht, wie zugänglich die Gewerkschaften, deren Mitglieder zu 90 v. H. weder lesen noch schreiben können, vernünftigen Gründen sind, und wie leicht es ist, sie zur Annahme einer unparteiischen Schlichtung zu bewegen. Das geht soweit, daß in den Provinzen der Kantonregierung bereits ein Gewerkschaftsgesetz besteht, das alle Streitigkeiten in lebenswichtigen Betrieben einer behördlichen Zwangsschlichtung unterstellt, der sich alle Beteiligten zu fügen haben. Zu den lebenswichtigen Betrieben gehören nach diesem Gesetz nicht nur Elektrizitäts- und Wasserwerke, Waffenfabriken, Schulen, Behörden usw., sondern vor allem auch Banken, Wechselstuben und alle Betriebe, die „notwendige menschliche Bedürfnisse" befriedigen.

Aus diesen Verordnungen (man bedenke, daß sie mitten im revolutionären Aufschwung der Bewegung erlassen wurden) spricht ein feiner bürgerlicher Gemeinsinn, auf dessen Bewährung, so glaube ich, die heutigen großen Industrievölker sich bei einer künftigen fairen Regelung ihres Verhältnisses zu China wohl verlassen können, trotz der revolutionären kommunistischen Wolken, die sich meist gefahrdrohender in den Schilderungen der englisch-amerikanischen Presse als am wirklichen politischen Himmel Chinas auftürmen.

25.

Die Soldaten der Arbeit.

Wenn auch die Gefahr des Sozialismus oder gar der Bolschewisierung Chinas häufig übertrieben wird, so darf man doch nicht erwarten, daß die soziale Gestaltung des kommenden chinesischen Industrialismus ganz die gleichen Wege gehen wird wie einst der europäische Kapitalismus der Frühzeit. Zwar auf den ersten Blick scheinen Ähnlichkeiten zu bestehen. In den Spinnereien um Schanghai herrscht Kinderarbeit bei Tag und Nacht, die Arbeitslöhne sind niedrig (30 bis 90 Pfg. für den Tag) und der Arbeitstag ist lang: elf, zwölf, ja bis zu vierzehn Stunden; dazu bis zu 360 Arbeitstage jährlich (der Chinese kennt keinen Sonntag, sondern in der Hauptsache nur das Drachenfest und Neujahr zu je drei bis fünf Feiertagen). Zum Unterschiede gegenüber dem englischen Frühkapitalismus bedeuten diese Arbeitsbedingungen aber angesichts der unglaublichen Armut der nichtindustriellen Bevölkerungsschichten, vor allem

der Landwirte, und im Vergleich zu den selbständigen Handwerkern, die man von den Gassen Schanghais aus in ihren kleinen, nach vorn offenen Werkstätten bis gegen Mitternacht unermüdlich fleißig Stroh flechten, schmieden, tischlern oder schnitzen sieht, kaum eine Verschlechterung und keine proletarisierende Verelendung.

Noch wichtiger ist jedoch der große Unterschied in der kollektiv-psychologischen Stimmung. Damals in Europa fiel der Frühkapitalismus beinahe mit der Reifezeit des philosophischen und praktischen Individualismus zusammen. Hier in China beginnt die Industrieentwicklung nicht als Ergebnis oder unter dem Einfluß einer ähnlichen Geisteshaltung, sondern als eine vielfach aus nationalen Antrieben entstehende Nachahmung einer auf fremdem Boden gewachsenen wirtschaftlichen Lebensform. Daneben bestehen die starken Bindungen der Tradition, die vom Konfuzianismus geformte Ethik der Lebensführung, weiter. So ist denn ein ganz eigentümliches Gebilde im Entstehen begriffen, nämlich Anfänge großtechnischer Produktionsweise — d. h. von Industrie — ohne spezifisch kapitalistischen Geist. Von den Problemen einer erfolgreichen Industrieführung aus gesehen, hat man daher auch schon an der Fähigkeit der Chinesen, eine große Industrie selbständig zu entwickeln, stark gezweifelt. In seinem letzten Jahresbericht vom Juni 1926 beurteilt der offizielle englische Handelssekretär in Schanghai mit wenig Ausnahmen die chinesischen Fabrikleitungen als „inefficient", unökonomisch und von nachlässiger Disziplin. Ich habe in den letzten Wochen persönlich etwa ein Dutzend chinesische Fabrikbetriebe besichtigt und muß leider nach meinen Eindrücken das obige Urteil im großen ganzen bestätigen. In einem Fabriksaal z. B., in dem viele tausend Baumwollspindeln laufen, hatten die Arbeiterinnen gerade ihre Wäsche gewaschen und sie den ganzen Saal entlang zu beiden Seiten der Maschinen an Schnüren aufgehängt. Anderswo sah ich eine Arbeiterin, die auf zwei laufende Webstühle achten sollte, schlafend auf ihrem Stühlchen sitzen, während die Maschinen unbeirrt weiterliefen. Der Betriebsingenieur — übrigens mehr vom Typus eines literarischen Gelehrten als eines energischen Fabrikleiters — ließ sie ruhig weiterschlafen. Solche Übermüdungserscheinungen infolge zu langer Arbeitszeit waren übrigens besonders häufig bei Kindern zu beobachten.

In dieser durch den Konfuzianismus und eine jahrhundertelange Schulung im Ausgleichen von Schwierigkeiten des menschlichen Zusammenlebens auf verhältnismäßig engem Raum geschaffene sozialfreund-

liche Atmosphäre ist der forsche „Herr-im-Hause-Unternehmer" aber nicht nur von oben her fast unmöglich (weil es keine solchen Menschen gibt), ihm würden auch von der Arbeiterschaft bald unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt werden. Die willkürliche Diktatur vermag nicht einmal der Hauptmann einer der zahlreichen organisierten Räuberbanden auszuüben; auch seine Macht ist nach altchinesischen Banditentraditionen ganz bestimmt umgrenzt.

Wir sagten schon, daß im chinesischen Gesellschaftsleben kollektivistisches Fühlen, Denken und Handeln eine große Rolle spielt. Schon lange vor einer bewußten Förderung und Propagierung gewerkschaftlicher Arbeiterorganisationen in den letzten Jahren war das ganze chinesische Wirtschaftsleben von Zünften und Gilden überzogen. Auch die Arbeitnehmer bildeten Sondergruppen in den Gilden oder hatten — wie Bankangestellte, Buchhalter, die Kommis der Reisverkäufer — eigene Berufsorganisationen. Aber auch da, wo neue Wirtschaftsgebilde neue Arbeitnehmergruppen schufen, die noch keinen traditionsmäßigen Zusammenschluß vorfanden, entstanden oft ganz spontan Unruhen und Streikbewegungen, die sich durch große Solidarität und Disziplin auszeichneten. Gegen einzelne Außenseiter wird oft terroristisch bis zur Lebensbedrohung vorgegangen.

Bei einer so gut vorbereiteten Volksstimmung brauchte es nicht sehr viel Propaganda, um fast in allen Industrien und Gewerben Gewerkschaften entstehen zu lassen. Nicht nur die Bettler haben ihre Gilden; in Hankau haben sich jüngst sogar die Mönche und Priester der buddhistischen Klöster auf einem Straßenumzug als gewerkschaftlich organisiert vorgestellt und eine gemeinsame Erhöhung der Gebühren für Gebete angekündigt. Die innere Durchorganisierung der Verbände ist natürlich noch sehr primitiv, vor allem ganz ungleichmäßig, da ja uralte und ganz junge Verbände die gewerkschaftliche Bewegung bilden. Es ist auch schwer, Bestimmtes darüber zu erfahren. Die Chinesen tun in diesen Dingen gern geheimnisvoll. Ist es doch der Forschung bisher noch nicht gelungen, auch nur einer einzigen vollständigen geschriebenen Verfassung einer der mächtigen Kaufmannsgilden der großen Städte habhaft zu werden. Soviel ich erfahren habe, ist z. B. der regelmäßige Beitrag für die schon alte chinesische Gewerkschaft der Seeleute 12 Kupfer für den Monat (etwa 10 Pfennige).

Die Finanzierung der Gewerkschaften geschieht jedoch noch häufig in sehr gefährlichen Formen und zwar dergestalt, daß vom Unternehmer die

Bezahlung eines bestimmten monatlichen Betrages an den Verband verlangt wird. Dies findet man besonders bei den jungen, von einem Tag auf den andern entstandenen Betriebsgewerkschaften. Niedrige Löhne und fluktuierende Betriebs- und Wohnungsverhältnisse erschweren einen geregelten Beitragseinzug, so daß diese Form für den Anfang entschuldbar erscheint. Von da bis zur gelben Werksgemeinschaft ist aber nur ein Schritt. Mir ist in Seidenspinnereien bei Schanghai bereits ein Fall bekannt geworden, wo die chinesischen Spinnmädchen in den Streik traten, um die vom Unternehmer finanzierte und dabei völlig gelb gewordene eigene Gewerkschaft zur Auflösung zu bringen; ein schöner Beweis des Feingefühls für gewerkschaftliche Rechtlichkeit.

Soziale Leistungen für die Einzelperson sind in China deshalb kein so brennendes Problem, weil der oft sehr große Familienverband moralisch verpflichtet ist, sich notleidender und kranker Angehöriger anzunehmen. Dieser Pflicht kommt der Chinese bis zur Selbstaufopferung nach.

In den letzten beiden Jahren waren Streikbewegungen in den Städten Chinas (nicht nur an den Hafenplätzen) sehr häufig. Am bekanntesten sind in Europa die politischen Riesenstreiks geworden, die gegen die Engländer in den Hafenplätzen gerichtet waren. Zu diesen politischen Streiks rechnet auch der Aufstand der Arbeiter, der, als ich hier war, im Gebiete Schanghais zu Ende ging, über 100 000 Arbeiter umfaßte und den Zweck hatte, der Freude und Sympathie der Arbeiter für den Sieg der Kantontruppen Ausdruck zu geben. Diese politischen Streiks dienen in der Hauptsache als moralische Stimmungs- und Druckmittel. Sie schaden ökonomisch den Streikenden und ihren in der Hauptsache doch chinesischen Arbeitgebern mehr als dem, gegen den sie gerichtet sind. Von Gewerkschaftsfunktionären, deren Namen und Büros öffentlich gewöhnlich kaum bekannt sind, angeordnet, von Studenten der benachbarten Universitäten aktiv unterstützt, hatten solche politischen Streiks bisher großen und meist blitzschnellen Erfolg. In Anbetracht einer Arbeiterschaft, die zu 90 v. H. nicht lesen noch schreiben kann, waren die einheitlich geordneten Streikdurchführungen organisatorische und Disziplinleistungen ersten Grades.

Es ist erstaunlich, welche geldliche und moralische Hilfe die doch fast immer am stärksten betroffene chinesische Kaufmannschaft des Gebietes von Schanghai aus einem Gefühl des gemeinsamen nationalen Zieles den streikenden Arbeitern geleistet hat. Erst kürzlich wieder ist die mächtige

chinesische Handelskammer von Schanghai beim heute (Ende Februar 1927) hier noch gebietenden chinesischen General vorstellig geworden und hat gebeten, die anläßlich des eben beendeten Streiks verhafteten Agitatoren und Gewerkschaftsführer freizulassen. Außerhalb des Settlements sind viele Zettelverteiler, Streikpostenstehen, Studenten und Gewerkschaftsfunktionäre während der drei Streiktage ohne Verhör hingerichtet und ihre Köpfe ausgestellt worden auf Befehl des rasend gewordenen Generals, der doch die sichere Niederlage durch die Kantontruppen schon vor Augen sehen mußte. Die sonst gegen altchinesische Justiz so empfindliche englische Presse von Schanghai hat aus Haß gegen das die englische Vorherrschaft in China bedrohende Kanton für diese schreckliche Terrorjustiz grausamer Generäle, die von der Mehrzahl der Bevölkerung der heimgesuchten Gebiete gehaßt werden, mehr als einmal Worte zustimmenden Verständnisses gefunden.

Wer hier an Ort und Stelle die neue Arbeiterbewegung beobachtet, wird bald herausfinden, daß der Streik gegen die Fremden oder für eigene innerpolitische Ziele doch nur ein Ausnahmefall ist, und daß die meisten sozialen Kämpfe sich in chinesischen Betrieben abspielen, wo sowohl um ideelle als materielle Ziele gekämpft wird. Ursache und Ziel des Streiks sind oft ganz verschieden. Ein Vorarbeiter schlägt z. B. einen Kuli; die vierzehn Arbeiter verlangen Bestrafung des Vorarbeiters und treten dafür in den Streik, benutzen nun aber gleichzeitig die Gelegenheit, um 40 oder 50 v. H. Lohnerhöhung zu verlangen. Materiell sind die Lohnbewegungen sehr begründet. Der Reispreis, durch den die Lebenshaltungskosten hauptsächlich bestimmt werden, hat sich in den letzten Jahren fast verdoppelt; die Löhne sind gar nicht oder zu langsam gefolgt. Noch in den letzten Wochen hat die chinesische Handelskammer von Schanghai ihren Mitgliedern empfohlen, entsprechende Lohnerhöhungen freiwillig vorzunehmen. Reine Lohnstreiks werden denn auch meistens sehr schnell beigelegt, weil die chinesischen Arbeitgeber aus eigener Einsicht nachgeben. Wie sehr aber auch bei solchen wirtschaftlichen Streiks die Propaganda der Kuomintang (Kantonpartei) gefühls- und stimmungserregend wirkt, mag aus der sehr eigentümlichen Streikpraxis ersehen werden, die vor wenigen Wochen von den 1200 Angestellten eines großen chinesischen Warenhauses befolgt wurde. Die Angestellten traten nämlich zunächst einmal in den Streik und präsentierten erst nachher ihre Forderungen.

Große Überlegungen um das Aufstellen geordneter gewerkschaftlicher

Kampfziele, um ein einheitliches soziales Programm, scheint man sich auf gewerkschaftlicher Seite noch nicht gemacht zu haben. Einheitlich ist nur die allgemeine unruhvolle Erregung. Ziele und Kampftaktik sind örtlich äußerst verschieden. Viele Streiks werden von den Arbeitern schon nach kurzem Kampf ohne sichtbaren Grund verlorengegeben. Anderswo, z. B. in Kanton, tobt schon drei Monate lang ein Seemannsstreik gegen eine Reederei. Die Wunschzettel der Streikenden sind ebenfalls sehr unterschiedlich. Dem Direktor einer amerikanischen Zigarettenfabrik wurde kürzlich von seinen Arbeitern ein umfangreicher Text vorgelegt mit der Forderung, was darin stehe, müsse alsbald in der Fabrik durchgeführt werden. Der Text entzifferte sich als Abschrift eines modernen englischen Fabrikgesetzes, und der Direktor hatte drei Stunden zu reden, bis er die Arbeitervertreter von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, diese Vorschriften heute schon in China durchzuführen. Aber schließlich gelang es ihm doch.

Auf einen deutschen Gewerkschaftler machen manche Forderungen, die besonders in den Südprovinzen auch ab und zu durchgesetzt werden, einen ungewohnten, beinahe „kommunistischen" Eindruck. Allerdings muß man die Nachrichten hierüber vorsichtig bewerten, da Engländer und Amerikaner sich angelegentlich bemühen, die kantonesischen Provinzen „anzuröten". Auch das mangelhafte Vertrautsein mit alten chinesischen Sitten kann leicht zu Mißverständnissen führen. So berichtet ein Korrespondent ganz erschrocken von der „Gewerkschaftsdiktatur" in der Provinz Hunan, wo die Arbeitnehmer bei Verfehlungen von der Gewerkschaft abgeurteilt werden sollen und nicht vom Gericht. Sollte sich, was zu vermuten ist, diese Justizgewalt nur auf Verfehlungen im Arbeitsverhältnis erstrecken, so wäre das lediglich ein Versuch, eine ähnliche Berufsrechtspflege zu schaffen, wie sie die chinesischen Gilden von jeher im Gebiete des Handelsrechts ausgeübt haben. Wie sehr beim Chinesen Leben und Denken durch den Beruf gestaltet wird, zeigt sich z. B. auch an folgenden Merkmalen: Jedes Handwerk hat eigene Maßeinheiten; die Bankbeamten in ganz China stammen fast ausschließlich aus einer der achtzehn Riesenprovinzen, nämlich Shensi; die Pfandleiher in Tientsin kommen fast alle als Shansi; ihre Pfandscheine sind in einer beruflichen Geheimsprache geschrieben usw.

Auch das oft geforderte und bewilligte zweite Monatsgehalt zum chinesischen Neujahr knüpft an die alte Tradition der Neujahrsgeschenke an, ebenso die ständige Forderung auf Beteiligung der Angestellten am

jährlichen Reingewinn. „Gewinnbeteiligung" entspricht wiederum dem alten chinesischen Brauch, wonach es als anständig gilt, mit denen zu teilen, die an der Gewinnerzielung mitgearbeitet haben. Dieser Sinn für eine gerechte Verteilung des Sozialprodukts kommt in der ganzen traditionellen Sozialverfassung Chinas zum Ausdruck. Fast überall ist die Landpacht nach dem Ernteausfall und den jeweiligen Preisen der geernteten Produkte abgestuft. Vom Reichen erwartet der Bettler (und seine Gilden!!!) ein größeres Almosen als vom Armen; ja sogar die Dienstboten pflegen die Größe ihrer gewohnheitsrechtlich beinahe erlaubten kleineren Diebstähle und Betrügereien, sowie der Trinkgelderwartung nach dem mutmaßlichen Einkommen ihrer Opfer so gerecht wie möglich abzustufen und geben sich deswegen oft die größte Mühe, die Einkommenshöhe ihrer Dienstherren zu erforschen.

Die Angestellten der Pfandleiher von Tientsin (ein wichtiges, angesehenes und sehr verbreitetes Kleinbankgewerbe) erhalten schon seit langem 20 bis 30 v. H. vom Reingewinn. Ähnliche Vergünstigungen wurden vor einigen Wochen den Angestellten der unzähligen vielen kleinen Reishändler in Schanghai gewährt. Nach einem kurzen Streik boten die Händler den Streikenden (zum Teil aus eigener Initiative, obwohl sie leicht in der Lage gewesen wären, ihre Läden mit Hilfe von Angehörigen weiterzuführen) folgenden großzügigen Vertrag an: Gehaltserhöhung zwischen 30 bis 50 v. H., zwei Monate (!) bezahlte Ferien jährlich (viele Angestellte stammen aus weitentfernten Provinzen, und da alle Chinesen um des für die religiöse Verehrung der Vorfahren unbedingt nötigen Sohnes willen sehr jung verheiratet werden, ist solcher „Heimaturlaub" wohl angebracht), dazu 4 Pfennig Umsatzprovision auf den verkauften Doppelzentner Reis, sowie 20 v. H. des jährlichen Reingewinnes. Auch nach dieser Gehaltserhöhung wird der monatliche Gehaltsdurchschnitt kaum größer sein als 20 Reichsmark. Die Arbeiterlöhne bewegen sich in den Hafenstädten je nach der Qualifikation des Arbeiters zwischen 15 und 50 Reichsmark monatlich. 20 bis 30 Reichsmark dürfte am häufigsten vorkommen.

Mit Staunen macht der deutsche Studierende der sozialen Bewegung in China die Beobachtung, welch große Rolle die Wahrung der *menschlichen Würde im Arbeitsleben* spielt. Fast die Hälfte aller Streiks gehen um Fragen besserer Behandlung, Entfernung unbeliebter Aufsichtspersonen, Wiedereinstellung Entlassener usw. Der chinesische

Ehrbegriff, wofür selbst der ärmste Kuli ein feines Empfinden hat, spielt dabei eine große Rolle. Man darf keinesfalls „sein Gesicht" verlieren, sonst ist das Leben nicht mehr viel wert. In Peking und Tientsin haben sich während des Vorjahres 43 Rikshakulis unter die Räder von Automobilen geworfen, weil sie von unbekümmerten Amerikanern „Charlie" oder „John" genannt wurden und sich dadurch tödlich beleidigt fühlten. Oder: eines schönen Abends kommt in der deutschen Familie, bei der ich wohne, der „Boy" zur Hausfrau gelaufen und verlangt seine sofortige Entlassung, da er vom Sohn des Hauses in der Hitze der Erregung „Schwein" genannt worden sei. Er sei kein Schwein, sondern ein Boy, sagte er und ging, trotz der sehr guten Bezahlung und trotz der Aussicht, nun lange arbeitslos zu bleiben.

Dieser chinesische Ehrbegriff, die Frage, ein „größeres oder kleineres Gesicht" zu erhalten, ist allerdings sehr formal und hat mit innerer Wahrhaftigkeit nichts zu tun. Wenn Beleidigungen von niemand gehört werden, leidet das „Gesicht" gewöhnlich nicht, und der Beleidigte steckt vieles ein.

Dieser Ehrbegriff führt oft zu Verwicklungen, die uns unverständlich sind. Es wollte z. B. der Betriebsleiter einer amerikanischen Zigarettenfabrik in Hankau einen chinesischen Arbeiter entlassen, der beim Tabakstehlen ertappt worden war. Die Gewerkschaft drohte mit Streik, und die Sache wird schließlich durch Bestrafung des Arbeiters mit einem Tagelohn erledigt. Einige Wochen später wird eine Arbeiterin bei dem gleichen Vergehen ertappt. Der Betriebsleiter weiß, daß die Frau arm ist und fünf Kinder ernähren muß; er will sie darum nicht entlassen. Zu seiner höchsten Überraschung verlangen nun aber die Abgeordneten der Gewerkschaft die sofortige Entlassung der Frau, sonst werde die ganze Belegschaft streiken. Nach dem Grunde des Meinungsumschwunges gefragt, erklärten die Delegierten, daß die Gewerkschaft kurz nach jenem ersten Falle einen Beschluß gefaßt habe, wonach Diebstähle von Arbeitern künftig unnachsichtlich mit Entlassung bestraft werden sollen. In diesem Vorfall zeigt sich wiederum die schon erwähnte Tendenz chinesischer Berufsverbände, mit einem eigenen berufsständischen Recht für ihre Mitglieder auch die arbeitsrechtliche Justizgewalt über diese zu übernehmen.

Noch zwei typische Begebenheiten aus der letzten Zeit zeigen, wie so ganz „unsozialistisch" nach europäischen Begriffen die jungen chinesischen Gewerkschaften trotz oft sehr radikaler Gebärdung empfinden. In

Tschangtscha führten die Angestellten der Seidengeschäfte einen langen, hartnäckigen Streik, in dessen Verlauf sich anscheinend unter den Streikenden wirklich kommunistische Strömungen bemerkbar machten. Jedenfalls versuchten schließlich die Angestellten, die Geschäfte ihrer Arbeitgeber unter eigene Regie zu bekommen. Erfolg: der Streik endete mit der Enthauptung von sechs der enteignungslustigen Rädelsführer. Das geschah wohlgemerkt an einem Platze, wo die Kuomintangpartei entscheidenden Einfluß hat. Zweiter Fall: Nach einem beigelegten Lohnstreik in der schon erwähnten amerikanischen Zigarettenfabrik in Hankau laden die Gewerkschaftsangestellten den Direktor ein, mit der ganzen Belegschaft zusammen das Ende des Streiks nun auch richtig zu feiern. In echt amerikanischer Naivität, unbekümmert um die Meinung der ernsten Generaldirektoren in Chikago oder New York, nahm er die Einladung an und hatte nun einen dreistündigen feierlichen Umzug durch die Stadt mitzumachen. Ihm wurde die Ehre zuteil, dem fröhlichen Zug voranzumarschieren und sich am Abend, umgeben von der ganzen Belegschaft, inmitten der Gewerkschaftsführer, photographieren zu lassen. An der gleichen Stelle ließ sich übrigens ein paar Wochen später der Herr General Wupeifu, der jetzt schon längst erledigte und wieder seinen Dichtungen obliegende General, photographieren. Auch er war dabei von einigen Dutzend Gewerkschaftsführern umgeben: diese lagen aber tot auf dem Bahndamm. Er hatte sie erschießen lassen zum Zeichen dafür, daß er die „revolutionäre", von den Südchinesen eingeführte „Gewerkschaftsspielerei" auf keinen Fall dulde.

Fragt man danach, welchen Sinn die neue chinesische Gewerkschaftsbewegung in einem neuen wirtschaftlich aufstrebenden China zu erfüllen haben wird, so lautet die Antwort etwa so: Ideologie und Praxis sind heute noch ein Konglomerat aus oberflächlich übernommenen westlichen, amerikanischen und russischen Gewerkschaftsgrundsätzen. Daneben aber leben rein chinesische Sitten, Bräuche und soziale Rechtsanschauungen weiter und ergeben, verbunden mit asiatischem Temperament und einer spezifisch chinesischen Lebensstimmung, ein soziologisches Gebilde von so ausgeprägter nationaler Eigenart, daß es mit unseren Begriffen nur schwer zu erfassen ist. Den chinesischen Gewerkschaften wird daher, wie auch den Gewerkschaften in den alten Industriestaaten, in der Zukunft die Aufgabe zufallen, an der sozialen Gestaltung des Lebens ihrer Nation „nach eigener Fasson" mitzuwirken, wobei sie noch oft genug die Schicksalsfrage werden entscheiden müssen, ob es sich lohnt, alte Lebensformen und Bin-

dungen im Austausch für mehr Kleidung, Möbel, Maschinen und Automobile hinzugeben, oder ob es besser ist, arm, langsam, fleißig und würdiger zu leben.

Daß das Verlangen nach höherem Einkommen der Arbeiter auf die größeren chinesischen Betriebe einen Druck zur Rationalisierung ausübt, ist heute schon zu spüren. Ich besprach mit dem chinesischen Leiter einer großen Spinnerei von 3000 Arbeitern die Frage einer künftigen Lohnerhöhung etwa auf das Doppelte. Ja, sagte er, dann müssen wir eben mit weniger Leuten auskommen; es würde schon gehen. Heute beaufsichtigt eine Arbeiterin hundert oder je nach Garnstärke auch zweihundert Spindeln. Wir wissen aus eigenen Versuchen und aus anderen Werken, daß man die Arbeiterinnen auch dazu bringen kann, zweihundert bzw. vierhundert Spindeln zu beaufsichtigen. In Japan sei man schon bei fünfhundert bis siebenhundert Spindeln angelangt. Einmal Eingeführtes zu ändern sei aber sehr schwer. Nur unter starkem Lohndruck oder aber beim Neubau einer weiteren Fabrik würde man einen solchen Versuch machen. Diese Bemerkung zeigt, daß die rein wirtschaftlichen Wirkungen des gewerkschaftlichen Lohnkampfes in China die gleichen produktionssteigernden Tendenzen auslösen, wie sie aus der Gewerkschaftsgeschichte des Abendlandes bekannt sind. Sie werden vielleicht in einem künftigen wirtschaftlichen Aufstiege Chinas eine ähnliche Antreiberrolle spielen wie seinerzeit der kapitalistische Konkurrenzgeist in den alten Industrieländern oder wie heutzutage die deutsche Gewerkschaftsbewegung in der vertrusteten, beamtenhaften und auf manchen Gebieten fast konkurrenzentwöhnten modernen Organisationswirtschaft.

26.

Chinas Zukunft — Europas Schicksal.

Der Kaufmann neigt zur Ungeduld, wenn draußen in den fernen Provinzen seines Absatzmarktes politischer Trubel, Kriege und Umstürze das Geschäft der Gegenwart gefährden. Staatsmänner, Volkswirte oder gar Forscher der Geschichte dagegen verfolgen diese Ereignisse mit Aufmerksamkeit und spannender Erwartung, denn sie wissen, daß in solchen Zeiten eines Volkes Zukunft oft auf Jahrhunderte hinaus bestimmt wird. Wir haben sehr viel hinübergeschaut nach Amerika und verweilen gern bei Ländern und Kontinenten, von denen man erwartet, daß sie in ferner Zukunft große und neue Reiche des weißen Mannes sein werden. Wer

weiß, wichtiger ist vielleicht für ganz Europa, was sich heute in dem Reiche der vierhundert Millionen Chinesen abspielt.

Im Gegensatz zu den „Landkontinenten" Amerika, Afrika und Australien ist China ein „Menschenkontinent" mit nahezu hundert Millionen mehr Verbrauchern und Produzenten als in diesen drei Landkontinenten zusammen. China ist neben Indien der einzige noch unentwickelte Erdraum von Kontinentgröße und europäischer Bevölkerungsdichte. Der Gang seiner künftigen Wirtschaftsentwicklung unter eigener Souveränität wird den ohnehin schon sehr großen Problemreichtum der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge gewaltig vergrößern.

Obenan in der Reihe dieser neuen Probleme, vor die unsere Industriestaaten bald gestellt sein werden, stehen jene, die daraus herrühren, daß China bereits von einer fremden, und wie das letzte Jahrzehnt beginnender Industrialisierung lehrte, für moderne Produktionstechnik aufnahmewilligen und -fähigen Menschenrasse dicht besiedelt ist. Die Siedlungsdichte bei einer ganz überwiegend landwirtschaftlichen Produktion hat einen so niedrigen allgemeinen Lebensstandard hervorgebracht, daß China seit Jahrhunderten das klassische Land ist, an dem man die von Malthus vorausgesagten Folgen eines zu engen Nahrungsspielraums in all ihren furchtbaren Erscheinungsformen (Banditenwesen, Bürgerkrieg, Hungersnot, hohe Kindersterblichkeit, Revolutionen und Aufstände) nur allzu gut beobachten und studieren kann.

Dichte Besiedlung und niedrige Lebenshaltung sind also die Merkmale, die China beim Eintritt in eine zunehmende weltwirtschaftliche Verflechtung von jenen dünn besiedelten Erdräumen unterscheiden, die erst in dem Maße entwickelt werden konnten, in dem sie von Menschen der weißen Rasse besiedelt wurden. Die Voraussetzung weißer Besiedlung für die Wirtschaftsentwicklung, die in jenen Erdräumen zugleich eine mindestens europäische Höhe des Lebensstandards mit sich brachte (sonst hätte ja kein Anreiz zur Auswanderung bestanden), hält das Entwicklungstempo und die Entwicklungsrichtung jener Kontinente in verhältnismäßig gut voraussehbaren und teilweise sogar von Europa aus zu beeinflussenden Grenzen. Einige Voraussetzungen der Besiedlung von Neuland werden wir auf unserer Australienfahrt kennenlernen. Anders ist es mit China. Hier hängt Art, Grad und Richtung künftiger weltwirtschaftlicher Verflechtung in der Hauptsache von dem Willen und der geistigen Entfaltung der schon vorhandenen Bevölkerung ab.

Eine künftige autonome chinesische Handelspolitik kann sowohl zur Autarkie wie zur Förderung des Außenhandels neigen. Sie kann aber auch — und darin liegt der gefährlichste weltwirtschaftliche Störungsfaktor — zwischen den Extremen pendeln.

Vorerst können die alten Industriestaaten allerdings damit rechnen, daß China für seine Wirtschaftsentfaltung erhebliche Mengen jener Waren nötig braucht, zu deren Herstellung großes technisches Geschick und lange Erfahrung gehören. Selbst im günstigsten Falle volkspsychologischer Wandlung zur modernen Wirtschaftlichkeit (der Geist der Kuomintang verspricht diese Wandlung) und auch bei etwaiger starker Neigung zur Autarkie (wofür noch keine Anzeichen vorhanden sind) wird China noch sehr große Kapitalien solcher Art brauchen, die ihrem Wesen nach viel mehr „vorgedachte" als „vorgetane" Arbeit darstellen. Der Bedarf unentwickelter, dichtbesiedelter Länder an „vorgetaner" Arbeit, fremdem Kapital als einem nur geldwerten Warenquantum, wird von der herkömmlichen Wirtschaftslehre in der Regel zu hoch geschätzt. Man erinnere sich daran, daß China ohne fremdes Kapital in wenigen Jahren das Riesenwerk der chinesischen Mauer geschaffen hat. Die Lösung des Kapitalmangelproblems (Kapital im Sinne eines technisch beliebig herstellbaren Güterquantums) wäre hauptsächlich nur eine innere, allerdings riesengroße gesellschaftlich-technische Organisationsaufgabe. Kapitalmangel aber als Mangel an in China noch nicht beliebig herstellbaren technischen Produktionseinrichtungen (Maschinen usw.) kann vorläufig nur durch Inanspruchnahme abendländischer Denkhilfe beseitigt werden, und diese Hilfe muß vornehmlich in einer Zunahme der Wareneinfuhr Chinas zum Ausdruck kommen. Es widerspricht nicht dieser Entwicklungslinie, daß heute in Indien und China früher eingeführte Massenkonsumgüter, wie z. B. Textilien niedriger Qualität, mehr und mehr durch Produkte eigener Herstellung verdrängt werden. Das bedeutet nur Umschichtung, nicht Minderung der Einfuhr (allerdings mit Umschichtungskrisen in Europa), wie das Beispiel der englischen Textilindustrie heute zeigt.

Daneben wird sich bei zunehmender Industrialisierung Chinas aber auch jene Tendenz mehr und mehr durchsetzen, wonach die alten Industriestaaten einander die besten Kunden geworden sind, und die sich nach der alten Grundwahrheit richtet, die der große englische Wirtschaftslehrer

Alfred Marshall in seiner berühmten Denkschrift über den Schutzzoll auf das Handelsverhältnis von England zu Deutschland und U. S. A. anwandte. Dieses Wahrwort Marshalls würde in Anwendung auf die kommenden Handelsbeziehungen der alten Welt zu China etwa so lauten: „Im gleichen Maße, in dem die industrielle Leistungsfähigkeit Chinas zunimmt, ermöglicht ihm sein wachsender Wohlstand auch, weit größere Mengen all der Güter zu konsumieren, die in Europa und Amerika besonders sachgemäß hergestellt werden." Der Massenkonsum wird wohl mehr und mehr im eigenen Lande gedeckt werden; auf ihm wird sich aber mit wachsendem Wohlstand eine immer größer werdende Pyramide von Individualkonsum aufbauen, der zu Einfuhrsteigerungen zwingt.

Heute hat die Trägerin des neuen Nationalismus, die Kuomintangpartei, „Entwicklung der Industrie", ja sogar „Benutzung fremder Kapitalien" in ihrem Programm stehen, und die chinesischen Kaufleute haben in den letzten fünfzehn Jahren des politischen Chaos eine solche Zähigkeit in dem Bestreben bewiesen, die eigenen Produkte gegen die Waren „fremder Barbaren" auszutauschen, daß der chinesische Außenhandel sich seit der Zeit vor dem Kriege mehr als verdoppelt hat und sich in den letzten Jahren trotz äußerster Ungunst aller politischen Verhältnisse zähe auf der Höhe von etwas über fünf Milliarden Goldmark behauptet (etwa ein Viertel des deutschen Außenhandels).

Und dabei wird China nicht stehenbleiben. Wenn die nunmehr angeregte technisch-unternehmerische Geistigkeit das ganze China mit seinen vierhundert Millionen Menschen mehr und mehr erfaßt, und wenn die bürgerliche Ordnung wiederkehrt, dann ist es keine phantastische Vorstellung, in der nächsten Generation mit einer Verzehnfachung dieser fünf Milliarden zu rechnen. Selbst dann würde der Pro-Kopf-Betrag des chinesischen Außenhandelswertes nur wenig höher sein, als der japanische Außenhandel 1924 je Kopf der japanischen Bevölkerung ausmachte und auch weniger als die Hälfte des Pro-Kopf-Betrages in den doch so ausgeprägt zur Autarkie neigenden Vereinigten Staaten von Amerika.

Für die fernere Zukunft werden wir Menschen der weißen Rassen uns gegenüber der wirtschaftlichen Entwicklung Asiens trotzdem mit der Erkenntnis vertraut machen müssen, die Marshall damals (1908) an derselben Stelle ausgesprochen hat, daß nämlich „alte Länder niemals erwarten können, ebenso schnelle Fortschritte zu machen, wie die Länder, deren beste

Ein kosmiſcher Kriſtall, der Fujiama in Japan.

Eine japaniſche Geſchäftsſtraße, Kobe.

Wohnhaus einer Eingeborenenfamilie auf den Philippinen.

Vorbereitung zum Hahnenkampf. Eingeborene auf einer kleinen Palmeninsel der Philippinen.

Hilfsquellen sich erst im Anfangsstadium der Entwicklung befinden". Sollte daher von uns und Europa nach abermals fünfhundert Jahren in einem Jahrbuch der Weltwirtschaft nur noch ein kleinerer Teil des Bandes künden, so braucht diese Aussicht uns so wenig zu schrecken wie die Entdeckung, daß unsere Erde mit vielen anderen Sternen um Sonnen und Sonnensysteme kreist. Wirtschaftsstatistik mit noch so großen Zahlen wird nie beweisen können, ob ein Volk um den S i n n seines Daseins erfolgreich gerungen hat.

27.

Chinesische Seeräuber und englische Schiffsoffiziere.

Schon seit drei Tagen fahre ich an der chinesischen Küste entlang auf einem kleinen englischen Dampfer von Schanghai nach Hongkong. Unser Schiff, die „Sunning", trägt Passagiere und Fracht von der malayischen Inselwelt bis hinauf nach Japan und läuft die meisten chinesischen Häfen an. Himmel, Wasser und Luft haben an der chinesischen Küste an schönen Tagen eine feine, pastellfarbene Klarheit. Die Tönungen der Farben sind so vielfältig und doch so zart, daß man meinen könnte, es handle sich um die Schöpfung eines genialen Künstlers und nicht um ein Geschenk der realen Welt. Der Kapitän der „Sunning" war ein alter Schottländer, der schon zwanzig Jahre lang an der chinesischen Küste hin- und herfuhr. Ich war der einzige weiße Passagier und bewohnte eine Kabine auf dem oberen Deck neben den Kabinen der Schiffsoffiziere. Wir waren zusammen mit einem gleich großen Schiff einer anderen Linie aus dem Hafen von Schanghai ausgelaufen und zwar nach demselben Ziel. Fahren zwei Schiffe, die etwa gleich groß sind und das gleiche Ziel haben, aus, so müßten die Kapitäne nicht Engländer sein, um nicht ihr ganzes Bemühen darauf zu konzentrieren, als erster am Ziel zu sein. Es begann zwischen diesen beiden Schiffen ein Wettlaufen. Dabei übernahm unser alter Schottländer das Risiko, den zwar näheren, aber bei schlechtem Wetter oder Nebel unbedingt gefährlicheren Weg entlang der Küste zu wählen. Lange konnte man von der Kommandobrücke aus den anderen Dampfer weit in der Ferne im offenen Meer seinen Weg suchen sehen. Die Wetternachrichten lauteten nicht so ganz günstig. Der Kapitän war etwas nervös geworden, weil er diesen gefährlicheren, aber kürzeren Weg gewählt hatte. Er lief vom Steuerhaus zum Funkoffizier und wieder zur Kommando-

brücke, beobachtete unruhig den Himmel und erzählte mir inzwischen allerlei von den möglichen Gefahren eines plötzlichen Witterungsumschlages. Man bedenke, daß der Weg, den wir jetzt fuhren, oft durch außerordentlich schmale Wasserstraßen zwischen Riffen hindurchführte. Manchmal war die Stelle, die wir gefahrlos passieren konnten, höchstens zweihundert bis dreihundert Meter breit.

Unsere „Sunning" hatte, vom Deck aus gesehen, ein sonderbares Aussehen. Auf beiden Seiten war das Oberdeck durch hohe eiserne Gittertüren von den beiden unteren Deckteilen, zu denen vom Oberdeck eiserne Treppen hinunterführten, abgesperrt, und über diese Stahltüren hinaus ragte ein Kranz von stählernen Stacheln weit über die Breitseiten des Schiffes in die Luft hinaus, so daß das Oberdeck, auf dem die Offiziere und weißen Passagiere wohnten, wie ein Gefängnis von den anderen Teilen des Schiffes abgeschlossen war. Außerdem standen an allen vier Ecken des oberen Decks indische Polizeisoldaten im englischen Dienste, die mit geladenen Gewehren in gemessenen Wachschritten das Oberdeck abschritten. Die „Sunning" ist deshalb in eine kleine schwimmende Festung verwandelt worden, weil sie erst auf ihrer letzten Fahrt ein Opfer der chinesischen Seeräuber geworden war. Kurz vor Hongkong liegt eine große Bucht, die Biasbay, in der unzählige kleine chinesische Fischerdörfer liegen, in denen das Handwerk der Seeräuberei auf eine jahrhundert-, vielleicht jahrtausendlange Tradition zurückblickt. Schon in früheren Jahrzehnten wurde diese Gegend von chinesischen und malayischen Seeräubern unsicher gemacht, und viele Schiffe sind ihnen in blutigem Kampf zum Opfer gefallen. Heute haben sich die Methoden dieser Seeräuber verändert. Sie sind aber im Falle des Gelingens ebenso wirksam und sogar noch mit größerer Beute verknüpft als in den Zeiten der Segelschiffe.

Die moderne Methode der chinesischen Seeräuberei beruht darauf, daß in einem großen Hafenplatz, Schanghai oder Amoy, einige Dutzend Seeräuber als schlichte chinesische Passagiere verkleidet sich auf das Schiff begeben. Diese chinesischen Küstendampfer haben beträchtliche Einnahmen aus dem chinesischen Passagierverkehr. Unsere „Sunning" hatte mehrere hundert Chinesen an Bord, denen das ganze Vorderdeck zur Verfügung gestellt war. Diese Passagiere lagerten dicht nebeneinander gedrängt in der freien Luft. Gegen Wind und Wetter sind sie nur durch Zeltdecken geschützt, die über das ganze Deck hinübergezogen werden. Früher bestand die moderne chinesische Küstenschiffahrt fast nur aus englischen Linien. Infolge der mangelnden

Konkurrenz — die Japaner sowohl als auch die Chinesen hatten noch keine mit Dampf getriebenen Schiffe — war es den englischen Schiffahrtslinien möglich, die ganze Schiffsbesatzung aus weißen Seeleuten zu rekrutieren. Heute würden die Unkosten einer solchen Rekrutierung zu hoch sein, um noch erfolgreich mit den Japanern und den modernen rein chinesischen Linien konkurrieren zu können. Fast alle Schiffe der chinesischen Küstenschiffahrt haben daher nur weiße Offiziere. Auf unserem Schiff waren nur fünf Weiße, und vom zweiten Maschinisten abwärts bestand das ganze Personal aus Chinesen. Der letzte Überfall der Seeräuber vollzog sich auf folgende Weise: An einem schönen Nachmittag erschienen auf der Kommandobrücke, im Steuerhaus und beim ersten Maschinisten zu gleicher Zeit ein halbes Dutzend wild aussehender und laut schreiender Chinesen, die mit Pistolen fuchtelten. Es blieb den drei bedrohten Offizieren nichts anderes übrig, als der Übermacht nachzugeben. Die Seeräuber befahlen dem Steuermann, sofort anderen Kurs einzuschlagen, und zwar nach der berüchtigten Biasbay. Der Hauptmann der Seeräuber ließ nun bei jedem der Offiziere eine Wache zurück und begab sich in den Frachtraum des Schiffes, um nach wertvollen Waren Umschau zu halten. Die chinesische Besatzung des Schiffes ist gewöhnlich sehr feige und fügte sich selbstverständlich sofort der neuen Schiffsleitung. Die bedauernswerten Opfer eines solchen Raubüberfalls sind nicht so sehr die weißen Schiffsoffiziere oder die Schiffsgesellschaft, sondern die paar hundert chinesischen Passagiere. Obwohl diese Leute nämlich auf die billigste und ärmlichste Weise als Deckpassagiere wie Heringe zusammengepökelt von Schanghai nach Kanton fahren, befinden sich unter ihnen auch reiche Leute, die ihr ganzes Vermögen mitführen. Trotzdem das Bankwesen in China auf lange Tradition zurückblicken kann, und obwohl die heimischen chinesischen Banken unter sich heute einen ähnlichen modernen Geldüberweisungsverkehr haben wie bei uns, gibt es viele Chinesen, die aus Mißtrauen gegen diese Einrichtung ihre Ersparnisse in Edelsteine oder Gold oder auch Wertpapiere umwechseln und in ihren Kleidern verborgen bei sich tragen. Auf diese armen reichen Leute haben es die Seeräuber am meisten abgesehen. Der Kapitän sagte mir, daß seinen chinesischen Passagieren auf der letzten Fahrt einige hunderttausend Dollars von den Räubern abgenommen wurden. Der normale Verlauf des Überfalls auf einen großen Dampfer ist nun der, daß der Dampfer gehorsam an die Stelle fährt, die vom Räuberhauptmann befohlen wird. Dort kommen dem Schiff aus den

vielen Fischerdörfern mit der langen seeräuberischen Tradition kleine Dschunken entgegen. Auf diese wird die den Seeräubern wertvoll erscheinende Ladung des Schiffes verladen, und die Seeräuber verlassen dann das so geplünderte Schiff. Mit einem halben oder ganzen Tag Verspätung mag es in seinem Bestimmungshafen Hongkong ankommen, nachdem es von unterwegs schon durch Funktelegraphie in der Nähe liegende englische Kreuzer oder andere Kriegsschiffeinheiten von seinem Schicksal benachrichtigt hat. Erscheint ein solches Kriegsschiff aber an der Stelle der Tat, so sind die räuberischen Dschunken selbstverständlich schon längst an Land gezogen. Kommt dann eine Abteilung englischer Soldaten an Land und fordert Auslieferung der Seeräuber, so finden sie nur eine friedliche Fischerbevölkerung, die selbstverständlich von allem nichts weiß. Außerdem liegt in der Nähe dieser Dörfer ein zerklüftetes, einsames Gebirge, in das sich die Räuber bei drohender Gefahr zurückziehen können, so daß es für eine militärische Polizeistreife kaum möglich ist, die Täter zu finden. Dazu kommt, daß alle diese Dörfer und Einwohner, ob beteiligt oder nicht, sich mit den aktiven Teilnehmern der Seeräuberei solidarisch fühlen und auch gegen Belohnung keine Informationen an weiße Polizeikräfte weitergeben würden. Ohne diese Mithilfe ist es aber für Weiße vollkommen zwecklos, nach den Tätern zu suchen.

Im Falle der „Sunning" verlief die seeräuberische Aktion nicht in dieser normalen Weise, die den Schiffahrtskompagnien eigentlich keinen großen Schaden bringt, da die Verluste meist durch Versicherung gedeckt sind. Das kam daher, daß der erste Steuermann des Schiffes ein feuriger und wagemutiger Mensch war und aller Vernunft zuwider den bei ihm zurückgelassenen Wächter in einem unbewachten Augenblick plötzlich mit einem Stahlrohr, das ihm zur Hand lag, niederschlug. Sofort bemächtigte er sich der Schußwaffe des Räubers, stellte sich an die Tür des Steuerhauses und schoß einen Chinesen nieder, der auf das Steuerhaus zusprang. Dieser erste Schuß war das Zeichen für die anderen drei weißen Offiziere, sich ebenfalls auf ihre Wächter zu stürzen, was ihnen in der plötzlichen Verwirrung auch gelang. So fanden sich alle vier beim Steuerhaus zusammen und es entstand zwischen den dreißig bis vierzig Seeräubern und den vier weißen Schiffsoffizieren ein regelrechtes Feuergefecht. Nun bekamen auch die schon beraubten chinesischen Passagiere und die feige Schiffsbesatzung wieder Mut und beteiligten sich an diesem Kampfe. Infolge der guten Bewaffnung konnten die Seeräuber sich gegen die nun wider sie vorhandene

Übermacht doch noch längere Zeit halten. Sie zogen sich in das Innere des Schiffes zurück, und als ihre Lage verzweifelt wurde, legten sie Feuer an die Schiffsladung. Als sie schließlich überwältigt waren, begann der Kampf gegen das immer weiter um sich greifende Feuer. Das Feuer wurde gelöscht, doch war das schöne Schiff „Sunning" nur noch eine Ruine; das ganze obere Deck mit Kommandobrücke und Steuerhaus waren abgebrannt. Allerdings lagen auch die Seeräuber gefesselt in den unteren Schiffsräumen und die „Sunning" konnte nach siegreich bestandenem Kampf unter Begleitung eines englischen Kreuzers stolz in den Hafen von Hongkong einfahren. Der schottische Kapitän, der diesen Überfall selbst mitgemacht hatte, sagte mir zwar, es sei eine große Dummheit von dem Steuermann gewesen, daß er diesen Kampf heraufbeschworen habe. Auf diese Weise habe seine Gesellschaft das Schiff ein halbes Jahr in Reparatur geben müssen, die nicht weniger als 600 000 Reichsmark gekostet habe. Jeder normale Verlauf der Seeräuberei wäre der Gesellschaft viel billiger gekommen. Von den fünfzehn gefangenen Seeräubern wurden einige Monate später sechs in Hongkong von den englischen Gerichten zum Tode verurteilt und aufgehängt.

In einer Hafenkneipe von Schanghai hatte ich einige Wochen vorher einen alten Kapitän deutscher Abstammung getroffen, der in den Diensten einer chinesischen Schiffahrtslinie stand. Auch auf sein Schiff war ein solcher Anschlag verübt worden. Doch hatten sowohl er als auch die Kompagnie dadurch fast keine Verluste. Der Vorgang spielte sich ähnlich ab, wie wir ihn soeben geschildert haben, mit dem einen Unterschied, daß der olle, ehrliche Seemann den Räubern nicht den geringsten Widerstand leistete und gehorsam nach der schönen Biasbay fuhr. Trotzdem waren die Seeräuber von diesem Fange sehr enttäuscht. In China gibt es nämlich Silberwährung, und es kommt oft vor, daß Silberbarren, in der üblichen schuhähnlichen Form des „Taël" gegossen, von Hafen zu Hafen verschifft werden. Diese Silberbarren oder auch geprägte Silberdollars von der Größe unserer Dreimarkstücke werden immer in Kisten von bestimmter Größe und Form verpackt. Die Kundschafter der Seeräuber hatten nun beobachtet, daß im Hafen von Schanghai eine große Anzahl solcher Kisten auf das betreffende Schiff verladen worden waren. Die erste Frage an den alten Kapitän war daher nach dem Verbleib der Silberkisten. Schmunzelnd stieg der Seemann mit den Seeräubern in den Verladeraum und zeigte ihnen die kostbare Ladung. Das enttäuschte Gesicht der Seeräuber

hätte ich sehen mögen, als sie die Kisten öffneten und an Stelle der vermuteten Silberdollars nur versilberte Papiermünzen vorfanden, ähnlich den Spielmarken, die bei Gesellschaftsspielen Verwendung finden. Die kostbare Ladung bestand nämlich nicht aus wirklichem Geld, sondern aus sogenanntem „Joß"-Geld. Aus alter Tradition geben die Chinesen ihren Toten in die Gräber Geld und Nahrungsmittel mit. Schlau und handelstüchtig wie sie sind, kamen sie bald auf den Gedanken, daß es doch zu schade sei, den Toten das echte Silbergeld mitzugeben. Vermutlich, so spekulierten sie, kann man die Geister leichter täuschen als die Lebenden. So wurde es in China Gewohnheit, die chinesischen Silberdollars in Form und Größe in Papiermaché nachzuformen und sie auf beiden Seiten leicht zu versilbern. Dieses Geld wird genau so verpackt wie die echten Silberdollars, und da alle Äußerlichkeiten dem echten Gelde so ähnlich gemacht sind, glauben die Chinesen, daß die Toten und deren Geister den frommen Betrug nicht merken. Auch die Seeräuber hatten ihn in diesem Falle erst zu spät bemerkt und begnügten sich damit, den Teil der Ladung auf ihre Dschunken umzuladen, der aus Tabakwaren bestand; außerdem nahmen sie den chinesischen Passagieren an die 40 000 Dollar ab. Dem freundlichen Kapitän des Schiffes gab der Seeräuber zum Schluß die zuerst weggenommene Uhr wieder zurück und hinterließ ihm als persönliches Gastgeschenk für die freundliche Bereitwilligkeit drei Kisten Zigarren, die er dem geraubten Teil der Ladung entnahm. Die Zigarren waren ausgezeichnet, ich kann das bestätigen, denn der alte Kapitän hat mir mehrere angeboten, während er mir in der Hafenkneipe von Schanghai die schaurige Geschichte erzählte.

Meine Fahrt auf der „Sunning" unter den vier englischen Schiffsoffizieren war schön und lehrreich. Obwohl diese Offiziere nur selten nach England zurückkommen — einige unter ihnen, wie der Kapitän, fahren schon zwanzig Jahre an der chinesischen Küste entlang —, drehte sich die Unterhaltung fast immer um weltpolitische Dinge, um Handel und Wirtschaft der Nationen, und es war wunderbar zu beobachten, wie sich diese vier Leute Gedanken machten über das Auf und Ab der Völker in der Weltgeschichte, wie sie die Japaner beurteilten und ihr Aufkommen beneideten, was sie von Chinas Zukunft hielten. Alle vier waren außerordentlich deutschfreundlich und bedauerten aufrichtig, daß zwischen diesen beiden germanischen Nationen ein so gewaltiger Krieg entstanden sei. Natürlich brachte ich die Rede oft auf das Mißverhältnis in der Ver-

teilung der Welt zwischen England und dem Deutschen Reich. Man war bereit, anzuerkennen, daß auch Deutschland Kolonien oder Einflußsphären brauche, wie sie etwa England habe, und der gutmütige schottische Kapitän machte mir den biederen Vorschlag, wir Deutschen sollten uns ein Land wie Brasilien als Kolonie oder Siedlungsraum sichern. Ich lächelte, denn selbstverständlich konnte es nur Brasilien oder ein anderer nichtenglischer Staat sein, der von einem Engländer einer anderen Nation angeboten wird. Wie kann ein Engländer auch auf den Gedanken kommen, von seinem eigenen Überfluß etwas an andere abzugeben. Brasilien zu verschenken, diese Geste ist wirklich charakteristisch für englische Großmut und Gerechtigkeit.

Ebenso wie auf dem vorderen Deck die chinesischen Passagiere biwakierten, d. h. während der ganzen vier Tage meistens auf mitgebrachten Decken schliefen oder aus strohgeflochtenen Körben Reis und Früchte aßen, waren auf dem hinteren Deck vierbeinige Passagiere, nämlich fünfhundert Schafe, zusammengepfercht. Sie bekommen auf der viertägigen Fahrt fast nichts zu fressen und nichts zu trinken, damit sie nicht von Verdauungsstörungen befallen werden. Darum fressen sie einander die Wolle vom Leibe, lassen die Köpfe hängen und machen einen deprimierten Eindruck. Auf dem Rücken haben die chinesischen Schafe in großen chinesischen Schriftzeichen ganze Gedichte eingebrannt. Ich zählte chinesische Schriftzeichen von 24 und mehr Strichen auf einem einzigen Schaf. Die Schafe machen auf mich einen fremden Eindruck, sie haben lange, stark gebogene Nasen, und anstatt der Schwänze haben sie einen bis dreißig Zentimeter breiten und langen Fettlappen (Fettschwanzschafe). Trotzdem unterhalte ich mich von der Kommandobrücke manchmal mit ihnen, indem ich schafähnlich solange hinunterblöke, bis mir die ganze Gesellschaft antwortet und Kapitän und Steuermann vor Vergnügen beinahe den Kurs vergessen. Die Einfahrt in Hongkong bietet einen prachtvollen Anblick. Die englischen Schiffsoffiziere allerdings machten mich weniger auf die Schönheit der Landschaft oder auf chinesische Baudenkmäler aufmerksam, als vielmehr auf die in der Ferne sichtbaren Fabriken, Steinbrüche, Kriegsschiffe oder Hafenanlagen. Die Zwangsarbeit in den Steinbrüchen, die vom Schiff an der Küste sichtbar sind, ist eine Strafe, die von englischen Gerichten in Hongkong über Chinesen gern verhängt wird und gilt von jeher nach englischem Recht als humaner im Vergleich zu jenen Strafmethoden, die wir Deutsche in Tsingtau an-

gewandt haben. In Tsingtau nämlich, so behaupteten die englischen Offiziere, hätten wir uns an das alte Strafsystem insofern durchaus angepaßt, als wir die Prügelstrafe aufrechterhalten haben. Hätte z. B. ein Kuli in den Sommermonaten einen Weißen in seiner Rikscha gezogen und dabei seinen beliebten Knoblauch gekaut, der dem hinter ihm sitzenden Fahrgast unangenehm in die Nase stieg, so wären einem solchen Kuli bei wiederholter Verfehlung fünfundzwanzig Streiche mit dem Bambusrohr sicher gewesen. Die Engländer in Hongkong kennten keine Prügelstrafe, sie würden dafür die Chinesen auf einige Wochen oder Monate zur Zwangsarbeit in die Steinbrüche schicken. Der chinesische Steward des Schiffes, der diese Unterhaltung anhörte, sprach mit mir später und meinte, daß die Chinesen die Zwangsarbeit in den englischen Steinbrüchen weit mehr fürchteten als jene Prügelstrafe, wie sie in Tsingtau üblich gewesen war. Als Zeichen dafür, wie gut ich mit den englischen Offizieren ausgekommen bin, und wie großzügig sich Engländer, die selbst Jahrzehnte von der Heimat fern sind, zu verhalten wissen, sei noch mitgeteilt, daß bei der Landung in Hongkong der Zahlmeister des Schiffes nicht in der Lage war, mir die amerikanischen Dollars, die ich zur Zahlung der Rechnung benutzen wollte, umzuwechseln. Ohne weiteres bot mir der zweite Offizier ein Darlehen von zwei Pfund an, schrieb mir seine Adresse auf und bat mich, den geliehenen Betrag ihm von Hongkong aus zurückzuschicken.

Als ich in Hongkong das Schiff verließ, stellte sich heraus, daß unsere „Sunning" jenem Schiff, das gleichzeitig mit uns in Schanghai abgefahren war, um mindestens vier Stunden voraus war. Der alte schottische Kapitän war daher in bester Laune, schüttelte mir freundschaftlich die Hand und dankte mir dafür, daß ich seinem Schiff als einziger Passagier Glück gebracht hatte. Etwas Aberglauben gibt es auch noch in der modernen Schiffahrt, und die humoristische Bemerkung gründete sich auf den Glauben, daß an der Sage, der einzige Passagier bringe dem Schiff Glück oder Unglück, doch etwas Wahres sei.

III.
Raum ohne Volk.

28.
Das Schreckgespenst des Pazifik: Die Konkurrenz der billigen Arbeitskraft.

Ich sitze im Rauchsalon des japanischen Dampfers „Tango Maru", der vor Manila ankert. Die ersten Zeitungen sind angekommen, und zwischen dem japanischen Steward und seinem Kollegen an der Bar ist ein lebhaftes Gespräch entstanden, lebhafter, als man es sonst zwischen Japanern gewohnt ist. Die Angestellten der japanischen Schiffslinie, der unser Schiff gehört, sind in Jokohama vor Ausfahrt einiger Schiffe in Streik getreten, und die Direktion droht den Streikenden, an ihrer Stelle die weit billigeren chinesischen Köche und Stewards einzustellen. Zwischen Japan und China besteht ein Lohnunterschied von zwei zu eins.

Soeben hatte ich eine Unterhaltung mit einem australischen Missionar, der aus Japan in seine Heimat zurückkehrt. Wir sprachen über die Politik des „weißen Australiens", die nicht nur seit ihrem Inkrafttreten alle farbige Einwanderung verhindert, sondern auch die farbigen Arbeitskräfte in den Zuckerplantagen von „Queensland" (Nordaustralien) wieder auf die Südseeinseln zurückschickte, obwohl sie weit billiger waren als die jetzigen weißen Arbeiter. Die australische Zuckerindustrie kann heute infolge der um so viel höheren Lohnunkosten gegenüber der javanischen Konkurrenz nur deshalb bestehen, weil in Australien jede Einfuhr von ausländischem Zucker verboten ist, inländische Monopolpreise und Anbaukontingentierung bestehen, und für die Ausfuhr des australischen Überschusses eine Exportprämie bezahlt wird. Der australische Missionar behauptet, daß die Arbeitergewerkschaften seines Heimatlandes die stärksten Triebkräfte jener Politik gewesen seien, die zu dem Ausschluß der Farbigen geführt hat. Sie fürchteten die Konkurrenz der billigen Arbeitskraft.

Diese Furcht vor der Konkurrenz der billigen ostasiatischen Arbeitskraft, vor der Genügsamkeit des Chinesen und vor seinem eisernen Fleiß ist nicht nur eine australische Krankheit. Was heute die Vorposten der weißen Industrieunternehmen, die Textilindustrien, und am meisten die englischen, am eigenen Leibe erfahren mußten, daß ihr im Osten eine Konkurrenz entsteht, die ihr mehr und mehr die Märkte streitig macht, wird als Gefahr von allen Parteien empfunden, deren Wohlergehen mit dem Schicksal der europäischen und amerikanischen Großindustrien verknüpft ist. Nicht umsonst gibt es ein Internationales Arbeitsamt des Völkerbundes, das versucht, die sozialen Bedingungen der einzelnen Länder einander anzugleichen, damit die Produktionskosten nicht allzu verschieden ausfallen, und ein einzelnes Land im Konkurrenzkampf keinen zu großen Vorsprung bekommt. Sogar der letzte Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (Brüssel 1928) hat einen Beschluß gefaßt, worin zum Ausdruck kommt, daß die geringen Löhne und die schlechten Arbeitsbedingungen der Länder niedriger Industriestufen, deren Industrialisierung aber in raschem Tempo zu wachsen beginnt, eine Gefahr darstellen für das Wohlergehen der Arbeiterschaft in den alten Industrieländern. Colonel C. Malone, der im Auftrage der englischen Arbeiterpartei 1926/27 die sozialen Verhältnisse Chinas studierte, schreibt sogar in seinem Bericht (deutsch: Das neue China, Verlag des A. D. G. B., S. 62): „Nichtsdestoweniger ist es ohne weiteres klar, daß die Arbeitsbedingungen der Arbeiter der Welt um so schlechter sein müssen, je schlechter die Arbeitsbedingungen in China sind."

Indien, China und Japan sind die gefürchteten möglichen Konkurrenten, von denen sich sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer der alten Industrieländer bedroht fühlen. Worin besteht nun diese Gefahr, die am Pazifischen Ozean gewittergleich heraufzieht, und inwieweit gibt es politische und wirtschaftliche Mittel, ihr zu begegnen?

Die Entwicklung, die das wirtschaftliche Gefüge der Welt heute zu erschüttern droht, besteht darin, daß unter Völkern, die im Verhältnis zu den großen weißen Industrienationen einen recht niedrigen Lebensstandard haben, allmählich die technischen, kaufmännischen und gewerblichen Kenntnisse verbreitet werden, wie sie von diesen alten Industrienationen schon lange ausgebildet und benutzt werden. Darüber braucht man sich nicht zu verwundern; es ist ein Vorgang, den man versteht, begreift und natürlich finden muß, ja, den man eigentlich schon lange erwarten konnte. Was früher erstaunlich schien und worauf viel Forschungsarbeit verwendet

wurde (Max Weber), war die Frage, warum so geschickte Kulturvölker, wie die Chinesen oder die Indier, nicht im gleichen oder einem ähnlichen Tempo wie die europäischen Nationen ähnliche technische Fertigkeiten und den hinter diesen steckenden unternehmerisch-kapitalistischen Geist entfaltet haben, um ihre Lebensnot zu lindern. Wären in China und Indien etwa gleichzeitig wie in Europa und Amerika kapitalistische Volkswirtschaften entstanden, so sprächen wir heute wahrscheinlich nicht von einer Gefahr, wie wir sie jetzt in einer beginnenden Industrialisierung dieser Länder erblicken wollen.

Was in die Weltwirtschaft als Störungsfaktor eintritt, ist also die beginnende Wandlung in den größten Menschenreichen der Erde, das Nachholen einer lange ausgebliebenen, uns aber wohlvertrauten Entwicklung. Es ist nichts Fremdes und Unerwartetes, nichts Neues und Eigenartiges, dem wir sachlich nicht gewachsen wären, es ist einfach ein Heranwachsen von Wirtschaftskräften, mit deren Vorhandensein in weißen Ländern wir uns längst abgefunden haben. Störungen des Warenaustausches oder der Kapitalbewegungen zwischen großen Industrienationen treten in der Regel dann ein, wenn in einem Lande durch eine große Erfindung oder eine soziale Umwälzung (auch eine Inflation) die Produktionskosten, auf die sich der weltwirtschaftliche Tauschverkehr im Laufe der Zeit eingespielt hat, sich plötzlich in starkem Ausmaße verändern. Kapitalien, die in großen, auf Ausfuhr eingespielten Industrien angelegt sind, können nicht von einem Tage auf den andern herausgezogen und für die Produktion anderer Waren verwendet werden. Auch die Menschen sind nicht beliebig von einem Berufszweig zum andern verschiebbar. Eine solch große Erfindung oder soziale Umwälzung, die in einem Lande vorkommt, kann also auf das Industriesystem eines anderen Landes zerstörende Wirkungen ausüben. (Kenner nationalökonomischer Theorien seien hier darauf hingewiesen, daß die Tatsache der „fixen Kosten", der nicht beliebig umstellbaren Menschen und Kapitalien, ein Element ist, mit dem die liberale kapitalistische Wirtschaftstheorie zu wenig rechnet und das das theoretische System dieser Ordnung aus dem Gleichgewicht bringt.) Wir haben solche plötzlichen Änderungen der Produktionskosten großer Industrieländer durch die soziale Katastrophe der Inflation kennengelernt und wissen, welche verwirrenden Wirkungen und Krisen in der Weltwirtschaft dadurch hervorgerufen wurden. Im allgemeinen aber bewegen sich die Erfindungen und sozialen Verhältnisse der weißen Industrienationen in

einem langsamen kontinuierlichen Tempo, so daß plötzliche, große Krisen aus diesem Anlaß noch nicht hervorgetreten sind.

Anders steht es mit den Umwälzungen, die sich in den asiatischen Menschenkontinenten vollziehen. Wenn sich so ungeheure Massen von Menschen in verhältnismäßig kurzer Zeit industrielle Fähigkeiten aneignen und dabei einen Lebensstandard mitbringen, der so tief unter dem der weißen Industrienationen liegt, so bedeutet das eine ganz ungeheure Veränderung der „natürlichen" Tatsachen, auf denen das System der weltwirtschaftlichen Beziehungen bisher beruhte. Wenn die indische und chinesische Baumwollindustrie nur einen geringen Bruchteil der Löhne zu zahlen braucht, die wir in Europa haben, so wirkt sich das selbstverständlich um so mehr in den Herstellungskosten der von diesen Industrien erzeugten Waren aus, je geschickter die Arbeiter und die Leiter dieser Industrien werden. Das ist ein ganz natürlicher Vorgang. Wir dürfen diesen Industriellen nicht den Vorwurf machen, daß sie ihren Arbeitern nur ein Einkommen gewähren, wie es der Lebenshaltung der unteren Schichten in Indien und China entspricht. Unter solchen Verhältnissen von einem sozialen Dumping zu reden, hätte überhaupt keinen Sinn. Solange Indien und China noch keine Textilfabriken besaßen, haben wir uns über die niedrige Lebenshaltung dieser Völker durchaus nicht sonderlich aufgeregt. Es ist eine recht scheinheilige Moral, gegen die Armut in fremden Ländern auf Kongressen in d e m Augenblick zu protestieren, wo diese Armut uns Weiße selber in Schwierigkeiten bringt.

Selbstverständlich rede ich hier nicht jenen neuen asiatischen Industrieherren das Wort, die unter Mißbrauch ihrer Unternehmergewalt ihre Arbeitnehmer „versklaven" und aus dem Schweiß und dem Elend dieser Armen goldene Paläste bauen. Doch man erinnere sich immer wieder daran, daß die bürgerlichen Industriestaaten der Welt im Grunde doch das kapitalistische System der freien Konkurrenz bejahen und selbst die frühkapitalistischen Elendserscheinungen in Europa als einen Zustand hingenommen haben, der auch rückblickend vielleicht im Interesse des Fortschritts und einer besseren Zukunft unvermeidlich war. Kein Vernünftiger wird daran zweifeln, daß die Industrialisierung asiatischer Länder auch die Lebenshaltung jener Völker nach und nach steigern wird, zumal der gewerkschaftliche Druck in diesen jungen Industrien des fernen Ostens noch größer ist als in unserer frühkapitalistischen Zeit. Trotzdem muß man auf lange Dauer damit rechnen, daß in jenen Ländern Industriebetriebe ent-

stehen werden, die infolge des niedrigen Lebensstandards jener Völker für viele Waren weit niedrigere Produktionskosten haben werden, als wir sie kennen. Man würde ganz unnatürliche Verhältnisse zu schaffen versuchen, wenn man jene Länder und Industrien dazu zwingen wollte, etwa den Achtstundentag einzuführen und Löhne zu bezahlen, die um ein Mehrfaches höher sind als das Einkommen, das Millionen anderer Volksgenossen in denselben Ländern haben. Diese Grenzen muß die internationale Sozialpolitik anerkennen und darf nicht mit moralischen und politischen Druckmitteln nur aus dem Grunde und in dem Augenblick zu arbeiten beginnen, wo europäische Industriezweige infolge dieser Konkurrenzen gefährdet werden. Falls in ganz China und Indien in sehr schnellem Tempo ähnliche wirtschaftliche Fertigkeiten wie in der alten Welt sich entwickeln würden (es handelt sich hier natürlich auch um Rechtssysteme, Organisationsgabe, Unternehmertalent, also beileibe nicht nur um Technik), so wäre bei freier Kapitalbewegung zweifellos eine allgemeine ungeheure Kapitalwanderung nach diesen Gebieten zu erwarten. (Hierfür sind die amerikanischen Darlehen an Japan die ersten Anfänge.) Denn bei den dortigen hergebrachten niedrigen Arbeitskosten würde dann eine größere Kapitalknappheit und daher auch eine allgemeine höhere Kapitalrente in der Welt zu erwarten sein als bisher. Dieser Vorgang würde dann zwischen Kapital und Arbeit in der ganzen Welt ein anderes Verteilungsverhältnis zuungunsten der Arbeit bewirken, als es heute besteht. Notwehrmaßnahmen wären dann vielleicht angebracht, sie müßten aber nicht bei den indischen und chinesischen Löhnen und dem Arbeitstag dieser Leute beginnen, sondern man müßte versuchen, diese europäische und amerikanische Kapitalabwanderung zu verhindern, die nur durch den höheren Zins bewirkt würde.

Um es noch einmal zu wiederholen: Kapitalknappheit in Europa infolge Abwanderung nach Asien und ein anderes Verteilungsverhältnis zwischen Kapital und Arbeit, das wären im schlimmsten Falle die g r o ß e n Gefahren einer schnellen Industrialisierung Asiens. Die billigen Waren, die Asien heute erzeugt und in zunehmendem Maße noch mehr erzeugen wird, bedingen aber n u r Umstellungskrisen in einzelnen Industriezweigen Europas. Schon als wir über die Zukunft Chinas sprachen, mußten wir an die alte Wahrheit erinnern, daß der Handelsverkehr zwischen Industrienationen ein Austausch ist. Bringt also Asien billige Waren nach Europa, so muß es selbstverständlich für denselben Betrag andere Güter bei uns kaufen, denn nur so kann es letzten Endes für seine Ausfuhr bezahlt werden.

Die Konkurrenz der billigen Arbeitskraft enthüllt sich also nur als eine vorübergehende Gefahr, die manche europäischen Industriezweige zu Umstellungen zwingen wird, die aber darüber hinaus durchaus nicht die Lebenshaltung der europäischen und amerikanischen Industrienationen bedroht.

29.
Der hohe Lohn.

Australien wird in der sozialpolitischen Literatur als das Paradies der Arbeiter geschildert; Enthusiasten haben sogar vom Lande der sozialen Wunder geredet und geschrieben. Nicht nur eine schon sehr früh einsetzende Sozialgesetzgebung, sondern vor allem auch die hohen Löhne und der davon herrührende hohe Lebensstandard der Arbeiter haben Australien diesen Ruhmestitel verschafft. Die australische Sozialgesetzgebung als Ganzes ist während der letzten beiden Jahrzehnte in Europa und Amerika vielfach beschrieben, durchdacht, abgelehnt oder bewundert und empfohlen worden. Wer den „Genius des Ortes" kennt, — die Geistigkeit und die politische Lage, aus denen heraus diese Gesetzgebung erwachsen ist —, wird bald erkennen, daß man sich in Europa über die sozialen Experimente dieses kleinsten Erdteils von jeher mehr und tiefgründigere Gedanken gemacht hat, als beim Schaffen dieser Sozialgesetzgebung selbst am Werke waren.

Ein Überblick über die wirtschaftliche Lage der Arbeitnehmer in Australien, wie sie historisch geworden ist und wie sie heute aussieht, ergibt etwa folgendes Bild: Die geschichtliche Rückschau zunächst macht uns mit der überraschenden Tatsache bekannt, daß der heutige hohe Lebensstandard der Arbeiter, ähnlich wie wir es in Amerika festgestellt haben, weit in das vorige Jahrhundert zurückreicht. Schon um 1840 wird von einem Zimmermannsstreik in Sydney berichtet, in dem die Streikenden um einen Wochenlohn von 80 *RM* (!) kämpften. In Melbourne erhielten sie 12 *RM* den Tag und verlangten 14 *RM*. Zur Zeit der Goldfunde, Anfang der fünfziger Jahre, stiegen Maurer- und Zimmermannslohn auf 22 bis 27 *RM* den Tag. Dieser Seltenheitslohn aus Mangel an Arbeitern — ganze Stadtbevölkerungen wanderten damals nach den Goldfeldern aus — ging natürlich bald wieder zurück; immerhin erhielten gelernte Handwerker in den achtziger Jahren zwischen 8 bis 12 *RM* für den achtstündigen Arbeitstag und ungelernte Arbeiter 6 bis 8 *RM* für neun bis zehn Stunden Arbeit. 1881 schrieb ein damals bekannter Wirtschaftskenner (H. M. Franklyn):

„Nirgendwo in der Welt kann ein gelernter Arbeiter in acht Stunden 10 *RM* (sh) verdienen und für den vierten Teil dieses Betrages sich ausgezeichnetes Essen und ebensolche Wohnung verschaffen." Er fügte hinzu: „Es gibt nur zwei Versuchungen, die zu überwinden sind: Trunk und Unzufriedenheit. Die gleichen Leute, die in der alten Welt an härteste Armut und Entbehrungen gewöhnt waren, werden durch die verhältnismäßige Wohlhabenheit in der neuen Welt am meisten demoralisiert." Damit war eine Wunde berührt, an der noch die meisten — heute sogar sehr reichen — neuen Staaten kranken, die Vereinigten Staaten von Amerika nicht ausgenommen; nämlich die mangelhafte Ausfüllung des materiellen Gehäuses der Lebensführung mit seelischem Inhalt. Es fehlt die Kulturatmosphäre; das empfinden selbst jene Einwandererschichten, die in ihrer Heimat wenig aktiven Anteil am nationalen Kultur- und Geistesleben nahmen. Sie werden leicht ruhelos und unzufrieden. England hat als *Wegbereiter* europäischer *Zivilisation* unstreitbar große Erfolge aufzuweisen; als *Kulturträger* aber hat es ebenso vollständig *versagt*. Die Neuländer des Imperiums gleichen riesigen Homunculi, künstlichen Lebewesen, denen jene innerlichen Lebenskräfte fehlen, ohne die wir das menschliche Dasein als arm und unwert empfinden.

Von den achtziger Jahren bis zum Weltkriege traten in der Lohnentwicklung keine erheblichen Veränderungen ein, mit Ausnahme eines vorübergehenden Lohnrückganges Mitte der neunziger Jahre infolge einer schweren Wirtschaftskrisis. Der steigenden Macht der Gewerkschaften gelang es eben noch, den alten Lebensstandard zu verteidigen und einigen zurückgebliebenen Berufsgruppen an den Durchschnitt heranzuhelfen. Der Durchschnittswochenlohn für alle Industriegruppen wird vom australischen statistischen Bundesbüro für 1891 auf 43,42 *RM* angegeben, für 1896 auf 41,83 *RM*, für 1901 auf 43,42 *RM*, 1911 auf 51,25 *RM*, 1914 auf 55,58 *RM* und 1925 auf 96,75 *RM*.

Damit haben wir schon den Sprung in die Gegenwart hinein getan, und es bleibt uns noch übrig, der Entwicklung des nominalen Lohns die *Preisentwicklung* an die Seite zu stellen, um bestätigt zu erhalten, daß der gegenwärtige Lebensstandard Australiens ein Erbe des vorigen Jahrhunderts ist. Ein Erbe, das zwar in sozialen Kämpfen immer wieder neu erworben werden mußte, sonst aber im wesentlichen heute noch auf dieselben nirgendwo in der Welt nachahmbaren Quellen und Ursachen von dazumal zurückzuführen ist.

Leider läßt sich die Preisentwicklung des Lebensbedarfs nur für Nahrung und Wohnung genauer verfolgen. Ein Blick auf die Großhandelsindexziffer lehrt uns aber, daß die Preiskurve für den Kleidungsbedarf fast denselben Verlauf nimmt, so daß die Anwendung der Indexziffer für Nahrung und Wohnung ein ziemlich richtiges Bild vom Auf und Nieder der gesamten Lebenshaltungskosten und der Reallohnentwicklung liefert. Ein solcher Vergleich der Preis- und Lohnentwicklung zeigt, daß im Jahre 1914 der Arbeiter in seinem Lohneinkommen auf derselben Stufe stand wie im Jahre 1901; er konnte für den um etwa 12 *RM* gestiegenen Wochenlohn nur etwa ebensoviel kaufen wie für den Wochenlohn des Jahres 1901. Den niedrigsten Durchschnittslohn hatte der australische Arbeiter im Jahre 1915, nämlich über 10 v. H. weniger als 1901. Erst 1920/21 erreichte der Lohn die Preise wieder und damit das Niveau der Lebenshaltung von 1901 bzw. 1914. Die Ursache dafür war der bekannte Preissturz auf dem ganzen Weltmarkt. Die australische amtliche Großhandelsindexziffer war 1920 = 248 (1911 = 100); sie fiel 1921 auf 190 und 1922 sogar auf 176. Der Lebenshaltungsindex fiel von 179 auf 170 und 1922 auf 160 (1911 = 100). Er stieg dann langsam wieder an bis auf 172 im Jahre 1925, während die Löhne dem neuen Anstieg langsamer folgten, so daß der Reallohn 1925 nur noch 10 bis 12. v. H. über 1914 lag und nur etwa 8 v. H. höher war als 1911.

Mehr als diese inneraustralischen Reallohnvergleiche interessiert uns die Frage, welchem Lohne in Deutschland der jetzige australische Durchschnittslohn von etwa 97 *RM* die Woche für den männlichen Vollarbeiter entspricht. Die Antwort darauf ist nicht leicht zu geben, weil reine Nominallohnvergleiche wegen der verschiedenen Lebenshaltungskosten in Deutschland und Australien natürlich nicht ausreichen. Nach „Wirtschaft und Statistik" (zweites Augustheft 1928) betrug der durchschnittliche Tariflohn für den gelernten deutschen Arbeiter 51,53 *RM* und für den ungelernten 39,26 *RM*. Der australische Durchschnittslohn wäre also beinahe doppelt so hoch als der Lohn des gelernten deutschen Arbeiters und zweieinhalbmal so hoch wie der des ungelernten deutschen Arbeiters.

Dafür sind nun aber auch die Lebenshaltungskosten in Australien höher. Eigene Erfahrungen und Umfragen bei deutschen Einwanderern, die seit Dezember 1926 wieder in größerer Zahl nach Australien kommen, führen mich zu dem Urteil, daß Anzüge hier 20 bis 50 v. H. teurer sind,

Die goldenen Tage von Ballarat und Bendigo sind zu Ende. Dieses Goldbergwerk in Westaustralien hat mit dem Bankrott zu kämpfen.

Indische Kuli, angeworben als Arbeiter für Gummi- und Teeplantagen, werden nach Ceylon verfrachtet.

Auſtraliſcher Wald. Eukalyptus- und Gummibäume.

Das reiche Städtchen Tauunda, gegründet von lutheriſchen Auswanderern aus Brandenburg und Schleſien in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts, iſt eine der wenigen deutſchen Gemeinden in Südauſtralien geblieben, in der deutſcher Geſang und deutſche Predigt auch heute noch gepflegt werden.

Schuhzeug geringerer Qualität etwa den gleichen Preis wie in Deutschland hat, wogegen gute Schuhqualitäten wieder 50 bis 60 v. H. teurer als in Deutschland sind. Wäsche kostet hier nur ganz wenig mehr als in Deutschland, und Nahrungsmittel, wie Fleisch und Butter, stehen sogar etwas niedriger im Preise. Dagegen sind Früchte und Gemüse hier in Sydney mindestens doppelt so teuer wie in Deutschland; Wohnung kostet noch mehr, zwischen dem Doppelten und Dreifachen. Direkte Vergleiche sind sehr schwierig und fragwürdig, da die Verbrauchssitten und Lebensgewohnheiten recht verschieden sind. So wird in Australien fast nur ganz weißes Weizenbrot gegessen (50 Pfg. das Pfund), sehr viel Fleisch und wenig Gemüse. Der Anspruch an Eleganz der Kleidung ist hier geringer als in Deutschland, dagegen sind die Arbeiter hier an Werktagen besser und sauberer gekleidet als in deutschen Industrieorten.

Will man diese Verschiedenheiten — freilich etwas gewaltsam — auf einen Vergleichsnenner bringen, so wird man zu folgendem vorsichtig abgewogenen Urteil kommen: der australische Arbeiter verdient in Geld etwa zweieinhalbmal soviel wie sein deutscher Kollege. Die Preise liegen hier um nahezu 50 v. H. höher; der australische Reallohn ist daher etwa 70 bis 80 v. H. höher als der deutsche Reallohn.

Dieser etwas rohe Vergleich fällt für Australien nicht so günstig aus, wie die regelmäßigen Untersuchungen über die internationale Reallohnentwicklung glauben machen, die vom Internationalen Arbeitsamt in Genf veröffentlicht werden (Internationale Rundschau der Arbeit). In der englischen Ausgabe dieser Zeitschrift vom Januar 1927 wird der auf Nahrungs- und Wohnungskostenvergleiche und auf Wochenverdienste einiger repräsentativer Arbeitergruppen gestützte Reallohn vom 1. Oktober 1926 in Berlin, Sydney und London als im Verhältnis von 63 zu 137 zu 100 stehend beurteilt. Mit anderen Worten: setzte man den Londoner Reallohn gleich 100, so beträgt der Reallohn in Berlin nur 63 und in Sydney 137. Demnach wäre der Reallohn in Sydney 117 v. H. höher als der deutsche Reallohn. Der Unterschied zwischen meiner auf persönlichen Erfahrungen und umfassenden Studien beruhenden Schätzung (nur 70 bis 80 v. H. höher als in Deutschland) und den im Genfer statistischen Laboratorium herausdestillierten 117 v. H. ist so groß, daß man von deutscher Seite ernstlich die Frage an das Internationale Arbeitsamt richten müßte,

ob es seine Untersuchungen nicht endlich gründlich revidieren will. Denn hier sind die Unterschiede zwischen konkreter Wirklichkeit und abstrakter Statistik so groß, daß man nicht einmal mehr von einem wenigstens ungefähr richtigen Bild sprechen kann, wie man es sich doch von den Veröffentlichungen des Internationalen Arbeitsamtes zum mindesten versprechen dürfte. Das Genfer Arbeitsamt hat um so mehr die Pflicht, eine solche Revision vorzunehmen oder seine Berechnungen als einen unmöglichen Versuch aufzugeben, als der scheinbar übergroße Unterschied der Löhne in Europa und den neuenglischen Ländern von den Regierungen und den Schutzzollinteressenten dieser Länder als kräftiges Argument für die Forderung benutzt wird, die europäischen Länder mit angeblich um soviel niedrigeren Löhnen durch immer höhere Zollmauern vom Markte auszuschließen. Ich habe solchen Verhandlungen vor dem australischen Tarif-Board, in dem die niedrigen deutschen Löhne von den Industriellen ins Treffen geführt wurden, persönlich beigewohnt und konnte beobachten, welch starken Eindruck das meist englischen Quellen (die in englischer Sprache erscheinenden Veröffentlichungen des J. A. A. sind hierzulande eine der wenigen Quellen über deutsche soziale Verhältnisse) entnommene Material auf die Kommissionsmitglieder machte.

Wenn wir auch zugeben müssen und zugeben wollen, daß der australische Reallohn erheblich höher als der unsrige ist, so haben wir doch in keiner Weise ein Interesse daran, daß dieser Unterschied übertrieben wird. Das leistet nicht nur Hochschutzzöllnern Vorschub, es vermag auch leicht Leute zum Auswandern zu verleiten, die dann später enttäuscht sind, wenn sie doch nicht so schnell vorwärtskommen, wie sie es sich geträumt haben, dafür aber sehr viel Güter entbehren müssen, die sie erst dann nach ihrem vollen Werte zu schätzen vermögen, wenn sie ein Weltmeer von der deutschen Heimat trennt. Solche reumütige Klagen habe ich von deutschen Einwanderern häufig hören müssen.

30.

Die lachende Rente.

Unbestreitbar haben Australien und die Vereinigten Staaten von Amerika das höchste Niveau der Reallöhne, das es in der Welt für ungelernte Arbeiter gibt. Ihr vergleichsweise so hohes Volkseinkommen

verdanken die Australier aber nicht eigenem Verdienst, sondern den Naturgeschenken des großen von ihnen bewohnten Erdraumes.

Doch nicht nur Reichtum und hohe Löhne sind besondere Merkmale dieses Erdteiles; fast noch mehr unterscheidet sich Australien von den übrigen Staaten durch seine politischen Verhältnisse. Seit fast einer Generation steht die lohn- und sozialpolitische Gesetzgebung in den australischen Staaten unter dem starken Einfluß einer Arbeiterpartei, die in ihrem Parteiprogramm das sozialistische Ziel des „Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag" durch Sozialisierung der Produktionsmittel zu verwirklichen verspricht. Fast 90 v. H. der Mitglieder dieser Arbeiterpartei stellen die Gewerkschaften, die ihr kollektiv angeschlossen sind. Welche Wirkungen hat nun der Einfluß dieser in der Theorie sozialistischen Arbeiterpartei, die schon oft alle australischen Parlamente beherrscht hat, auf die Verteilung des Volkseinkommens zwischen Kapital und Arbeit gehabt? War es ihr durch Lohn- und Sozialgesetzgebung möglich, ein anderes Verteilungsverhältnis zu größeren Gunsten der Arbeiterschaft herzustellen, als es in anderen kapitalistischen Volkswirtschaften besteht? Ist es ihr zum mindesten gelungen, die gesellschaftlichen Klassen und Stände zu versöhnen und einen besseren sozial-friedlichen Geist zu entwickeln? Kurz und gut: was hat der Sozialismus in Australien geleistet und welche Erfolge waren ihm beschieden?

Um es vorweg zu nehmen: von jenem Phantom marxistischen Denkens, vom Glauben an die internationale Solidarität der Arbeiterklasse hat sich die australische Arbeiterbewegung niemals einfangen lassen. Man kann sich heute kaum eine Partei denken, die eine nationalegoistischere Politik betreibt, mehr für oft phantastische Schutzzölle und gewaltsame Einwanderungsbeschränkungen eintritt als die sozialistische Arbeiterpartei Australiens. Sie ist eine völlig entgeistigte Nützlichkeitspartei, deren diesseits materialistischer Instinkt sich nicht nur auf die materielle Verbesserung des Lebens der Arbeiterklasse erstreckt, sondern von deren Führern und Organen man häufig auch den Eindruck hat, daß in ihrem Kampf um die Regierungsmacht persönliche materielle Vorteile (nahrhafte Plätze an der Staatskrippe) eine große Rolle spielen. Dies braucht man nicht erst in den „bürgerlichen" Zeitungen zu lesen, man kann

es auch von Funktionären in den Gewerkschaftshäusern hören und findet auch fast keinen anderen Grund für die Gruppenkämpfe innerhalb der Arbeiterpartei, die fast überall da einsetzen, wo die Regierungssitze der Partei gesichert sind. Es sind nicht Ideenkonflikte, sondern ganz einfach die Rivalitäten im Kampf um Posten und Pöstchen, die zu solchen innerparteilichen Auseinandersetzungen führen.

Trotzdem erhebt die Arbeiterpartei den Anspruch, die gute und von Europa so viel beneidete wirtschaftliche Lage der australischen Arbeiter herbeigeführt und erhalten zu haben. Dieser überselbstbewußte Anspruch hält nun freilich einer ernsten kritischen Prüfung nicht stand. Es mag zugegeben werden, daß die Landgesetzgebung und die praktische Gewerkschaftsarbeit nach altbewährtem europäischen Muster eine Verteilung des Sozialproduktes zwischen Grundbesitzern, Kapital und Arbeit bewirkt haben, wie sie in den meisten europäischen Ländern seit langem besteht. Darüber hinaus aber haben die australische Arbeiterpartei und die starken australischen Gewerkschaften keinerlei Erfolge aufzuweisen, welche die Einkommensverteilung auch nur einen kleinen Schritt den sozialistischen Renten- und Zinsbekämpfungszielen nähergebracht hätte.

Im Gegenteil! Es gehört schon ein großes Mißgeschick dazu, um als großer Woll- oder Weizenproduzent in Australien nicht binnen wenigen Jahren ein vermöglicher Mann zu werden. Auch die australischen Handels-, Bank- und Industrieunternehmungen hatten in den letzten acht Jahren Gewinnergebnisse aufzuweisen, die im Durchschnitt durchweg über denen lagen, die wir in Deutschland in „normalen" Vorkriegsjahren gewöhnt waren. Das Jahr 1926 ist hierfür nur ein typisches Beispiel. Der in Sydney monatlich erscheinende „Investment Digest" veröffentlichte in seiner Februarnummer 1927 eine ziemlich vollständige Liste von 520 australischen Gesellschaften mit einem eingezahlten Gesamtkapital von 3944 Millionen Reichsmark. Der durchschnittliche Nettogewinn auf dieses Kapital betrug 12,83 v. H. und die Durchschnittsdividende 8,9 v. H. Die Nettogewinne der früheren Jahre waren: 1919: 13,79 v. H., 1920: 13,38 v. H., 1921: 12,48 v. H., 1922: 10,7 v. H., 1923: 11,35 v. H., 1924: 12,29 v. H., 1925: 12,8 v. H., 1926: 12,83 v. H.

Nicht allein diese Zahlen beweisen, daß im sozialistisch regierten Austra-

lien das Kapital in seinem dunklen Drang nach Rente keine größeren Hindernisse als anderswo findet; es kommt dazu noch ein außerordentlich großer Zinsenanspruch vonseiten der öffentlichen Schuldenlasten an das Sozialprodukt der australischen Volkswirtschaft. Die Zinsen dieser Schuld gehen etwa zur Hälfte ans Ausland, hauptsächlich nach England, so daß man mit gutem Grunde schon von Australien als einer ergiebigen englischen Finanzkolonie gesprochen hat. Diese Bundesstaats- und Gemeindeschulden betragen etwa 22 Milliarden Reichsmark, auf den Kopf der erwerbstätigen Bevölkerung (etwa 2,4 Millionen) berechnet mehr als 9000 Reichsmark. Da Australien nur wenig über sechs Millionen Einwohner hat, würde eine gleiche Schuldenlast je Kopf der deutschen Bevölkerung eine Gesamtsumme von 240 Milliarden Reichsmark ausmachen, was ebensoviel oder vielleicht sogar noch mehr als das gesamte deutsche Nationalvermögen wäre. Vom australischen öffentlichen und privaten Vermögen beträgt die australische öffentliche Schuld aber nur ein knappes Drittel. Der australische Arbeiter lebt folglich in einer im Verhältnis zur Menschenzahl etwa dreimal so kapitalintensiven Volkswirtschaft als der deutsche. Da aber das Einkommen aus Arbeit auch nominell je Person wohl dreimal so hoch wie in Deutschland ist, so mag in Australien eine ähnliche Proportion zwischen Kapitalrente und Lohn bestehen wie bei uns. Sei dem, wie ihm wolle: Auf jeden Fall steht fest, daß die bessere wirtschaftliche Lage der australischen Arbeiterklasse nicht auf eine für das Kapital ungünstigere Verteilung des Sozialproduktes zurückzuführen ist. Die Erfolge der Arbeiterpartei und der Gewerkschaften sind also keine „sozialistischen" Erfolge gegenüber dem Kapital, sondern stehen völlig im Einklang mit den Erfolgsmöglichkeiten, die ebenso jede nichtsozialistische Gewerkschaft in Deutschland oder anderswo verfolgen und erwarten kann.

Abgesehen vom höheren Lebensstandard, der, wie wir gesehen haben, wohl das bedeutendste Unterscheidungsmerkmal der wirtschaftlichen Lage der australischen Arbeiter gegenüber den deutschen ist, gibt es in Australien nicht ein einziges sozialpolitisches Aktivum, das in Deutschland nicht ebenso gut und vielfach vollkommener vorhanden wäre.

Die Alters- und Invalidenversicherung z. B. ist echt sozialistisch im Wege der allgemeinen Volksfürsorge gelöst. Die Krankenversiche-

rung ist nicht zwangsgesetzlich, die Krankenkassen unterstehen allerdings einer Staatsaufsicht. Die Australier zahlen ähnliche Krankenkassenbeiträge wie wir in Deutschland und sichern sich damit eine ähnliche Krankenhilfe. Eine Arbeitslosenversicherung besteht nur im Staate Queensland, der kaum 15 v. H. der australischen Gesamtbevölkerung umfaßt. Eine allgemeine Arbeitslosenversicherung nach europäischem Vorbilde ist in diesen Monaten (Frühjahr 1927) nun ebenfalls in das „Stadium der Erwägungen" gerückt.

Trotzdem schon seit über zwanzig Jahren Lohnämter und Zwangsschiedsgerichte bestehen, wozu in manchen Staaten ausdrückliche Antistreikgesetze kommen, stehen sich die Parteien des Arbeitsvertrages in Australien so feindselig gegenüber wie kaum in einem anderen Lande. Die Folge sind zahllose Streiks und Arbeitsstörungen, gegen die die Regierungen trotz gesetzlicher Handhabe meistens nichts unternehmen. Bezeichnend ist, daß die größte Zahl der Streitigkeiten aus geringfügigen Anlässen entstehen und damit Zeugnis ablegen von der Verantwortungslosigkeit und dem Leichtsinn, die unter sozialistischer Sozialpolitik und Arbeiterführung in Australien großgezogen wurden.

31.

Jedem das Gleiche.

Die Gewerkschaften und staatlichen Lohnämter in Australien haben von jeher unter der Herrschaft sozialistisch-demokratischer Ideen gestanden, und sie haben unter diesem Einfluß stets dem sozialen Schutze der unteren Arbeiterschichten am meisten Aufmerksamkeit geschenkt. „Bezahlung nach dem Bedürfnis der Arbeiter" hat bei allen amtlichen und gewerkschaftlichen Eingriffen in die Lohnbildung stets den Gedanken der „Bezahlung nach Leistung" in den Hintergrund gedrängt, so daß der australische Lohnaufbau sehr sozialistisch-gleichmacherische Merkmale aufweist, wie sie kaum in einem anderen Lande zu finden sind und ganz besonders zum Lohnaufbau in den Vereinigten Staaten von Amerika in einem extremen Gegensatz stehen.

Die charakteristischen Kennzeichen dieser Lohnbildung sind: 1. geringer Abstand zwischen dem Lohn für geistige, gelernte und ungelernte Arbeiter,

2. ein großer Unterschied zwischen den Löhnen der männlichen und weiblichen Arbeiter.

Die Ursache dieser Einebnung der Löhne liegt in der Hauptsache darin, daß die Festsetzung eines Minimumlohnes für männliche Arbeiter (basic wage) seit Einführung der amtlichen Lohnämter und Schlichtungsmaschinerie mehr und mehr in den Mittelpunkt der Lohnpolitik gerückt ist. Der Basis- oder Minimumlohn, unter dem kein männlicher Vollarbeiter über 21 Jahre beschäftigt werden darf, beträgt in den meisten der sechs Staaten des australischen Bundes 85 *RM* die Woche und steigt mancherorts bis auf 92 *RM*. Dieser Minimumlohn betrug im Juli 1914 zwischen 48 und 54 *RM*. Während des Ansteigens auf 85 *RM* blieben die Lohnzuschläge für Gelernte meistens nominell stabil, d. h. sie gingen verhältnismäßig zurück. Einige mir vorliegende Tarifverträge (Awards) zeigen, z. B. für gelernte Arbeiter im Brückenbau 2,29 *RM* Stundenlohn und für ungelernte Arbeiter 2,13 *RM*. Der Facharbeiter erhält also kaum 8 v. H. mehr als der Ungelernte. Der Vorarbeiter der Brückenbauzimmerleute erhält 2,96 *RM* die Stunde, steht also nur 39 v. H. über dem niedrigst bezahlten Arbeiter und nur 9 v. H. über dem Brückenbauzimmermann, der 2,71 *RM* Stundenlohn erhält. In Queensland sieht ein Tarifvertrag für Lokomotivführer im Bergwerk einen Stundenlohn von 2,81 *RM* vor, der ungelernte niedrigst bezahlte und nicht unter Tage arbeitende Mann des gleichen Werkes erhält 2,13 *RM*.

Vor allem aber hat unter dieser Nivellierungstendenz der kaufmännische und technische Angestellte zu leiden. Seine Gewerkschaften stehen fast nur auf dem Papier, so daß der Lohnamtsrichter beim Fällen der Entscheidung über die Gehälter keine Streikunruhen oder politischen Druck von seiten der meistens mit Arbeitervertretern bzw. Arbeitergewerkschaftssekretären besetzten Regierungsstellen zu befürchten hat. Die folgende Liste der Wochenlöhne für männliche Arbeiter und Angestellte am 31. Dezember 1925 (nach dem Labor Report 1925 der Bundesregierung) in den drei Hauptstädten Sydney, Melbourne und Brisbane ist ein beredtes Zeugnis für die jämmerliche soziale Stellung der „Angestellten" in einer durch sozialistische Ideologien bestimmten Arbeitsverfassung. (Ich setze dabei immer 1 sh gleich 1 *RM*.)

Berufsstellung	Wochenlohn in ℳ in		
	Sydney	Melbourne	Brisbane
Ladenangestellte			
in Schuhhandlung	98,50	100,—	100,—
im Möbelgeschäft.....	98,50	112,50	100,—
im Tabakladen	89,60	95,—	100,—
in Spezereiwarenhdlg. .	93,60	90,—	100,—
Allg. Büroangestellte (Clerks).....	91,60	92,60	100,—
Textilwaren-kleinhandel			
Abteilungsleiter	106,— b. 111,—	111,— b. 120,—	—
Verkäufer.....	98,60	110.—	—
Holz- u. Eisenwaren-kleinhandel			
Filialleiter.....	106,— b. 111,—	102,60	—
Abteilungsleiter	106,— b. 111,—	107,50 b. 125,—	—
Verkäufer: Junior	84,— b. 88,50	62,50 b. 75,—	85,— b. 92,--
„ Senior	98,50	100,—	100,—

Demgegenüber folgende Handarbeiterlöhne:

Berufsstellung	Wochenlohn in		
	Sydney	Melbourne	Brisbane
Büroreiniger.....	87,— b. 92,—	86,25	85,— b. 87,—
Packer (Headpackers)	91,— b. 112,50	95,— b. 105,50	95,— b. 120.—
Packer (einfache)	87,50	90,—	90,—
Lastkraftwagenführer			
Wagen unter 3 tons...	91,— b. 100,—	95,50 b. 105,50	95,— b. 120,—
Wagen 3 tons u. darüber	100,50 b. 104,50	105,50	105,— b. 110,—
Personenaufzugführer	84,—	80,—	85,— b. 87,—
Gelernte Zimmerleute....	121,—	120,—	120,—
Hilfsarbeiter der Zimmerer	99,90	99,90	102,50
Maler und Anstreicher...	108,20	104,50	120,50
Lederarbeiter (allgem.) ...	107,—	107,—	105,—

Ein Filialleiter erhält also weniger als ein Zimmermann und ebensoviel wie ein Anstreicher. Ein Lastwagenführer erhält mehr als der Verkäufer oder Büroangestellte des Ladengeschäftes, ganz abgesehen vom Liftboy und dem Büroreiniger, die nur ein Geringes weniger oder gar ebensoviel erhalten wie der „Clerk".

Eine ganz eigene Behandlung haben die Frauenlöhne von seiten der Gewerkschaften und amtlichen Lohnstellen erfahren. Sie sind im Verhältnis zu den Männerlöhnen wohl die niedrigsten der ganzen Welt, und betragen im runden Durchschnitt nur etwa 50 v. H. der Männerlöhne. Die Ursache

dieses verhältnismäßigen Tiefstandes führt auf zwei Umstände zurück: Einmal sind die Frauen, obwohl sie ein Fünftel bis ein Viertel der erwerbstätigen Bevölkerung ausmachen, weit schwächer gewerkschaftlich organisiert. Zum weiteren ist als Ausgangspunkt der amtlichen Lohnbestimmung das „Bedürfnis" und nicht die „Leistung" des Arbeiters Tradition geworden. Und zwar wird als Grundlage für den Männer-Minimumlohn stets eine Familie mit zwei bis drei Kindern angenommen und untersucht, wieviel Geld eine solche Familie braucht, um entsprechend einem „vernünftigen" australischen Lebensstandard leben zu können. So entsteht denn ein Minimumlohn, auf dem alle anderen Tariflöhne aufgebaut sind, und der auch für den ledigen männlichen Arbeiter gilt. Als Entschuldigung für diese Ausdehnung des Familienlohnes auf den Ledigen sagt man, es sei unmöglich, verschieden hohe Löhne für gleiche Arbeit festzusetzen, und außerdem müsse der männliche Arbeiter als zukünftiges Familienoberhaupt für die Zeit des Verheiratetseins sparen können. Der Frauen- und Mädchenlohn wurde aber immer nur auf den Bedürfnissen einer alleinstehenden Frau aufgebaut. So sind die Minimum-Frauenlöhne nur wenig höher als 50 v. H. der Männer-Grundlöhne, und einem Wochenlohndurchschnitt (ganz Australien) für Männer von 96,75 *RM* steht ein Lohndurchschnitt von 50,60 *RM* für Frauen gegenüber (Stand vom 31. Dezember 1925).

Eine sehr hohe Bezahlung unter den Frauen erreichen dagegen Hausangestellte aller Art. Die Australierin zieht, ähnlich der Amerikanerin, eine schlecht bezahlte Bürostellung einer gut bezahlten Haushaltsstellung vor. Dienstboten sind daher stets knapp; sie werden gut behandelt und erhalten hohe Löhne. Man läßt sie nicht die Schuhe reinigen, ißt Sonnabend und Sonntag abends kalt, hält die besonders früh angesetzten Essenszeiten pünktlich ein und sorgt so dafür, daß die Hausangestellten nur 48 Stunden beschäftigt werden und entsprechende Freizeit haben. Einfache Dienstmädchen erhalten mindestens 30 *RM* die Woche mit Essen und Zimmer; wird Kochen verlangt, steigt der Wochenlohn auf 40 bis 50 *RM*.

Auch bei den Frauenlöhnen ist die gleiche Tendenz der Nivellierung vorherrschend, wobei sich besonders die Angestellten im Verhältnis zu ihren deutschen Kolleginnen am schlechtesten stehen. In Sydney erhielten Ende 1925 nach dem schon erwähnten Labor Report:

	Reichsmark die Woche
Kassiererinnen	49,75
Schuhverkäuferinnen	53,50
Verkäuferinnen in Konfitürengeschäften	45,50
Kellnerinnen	50,— bis 53,—
Reinmachefrauen	43,50 „ 54,50
Barmädchen	55,50
Lederarbeiterinnen	53,—
Weberinnen	54,75
Kleidermacherinnen	46,— „ 67,—
Wäscherinnen	55,—

Der neueste Tarifvertrag für weibliche Büroangestellte in Sydney sieht einen Wochenlohn von 49,75 *RM* vor; also fast jedes Fabrikmädchen ist tarifvertraglich bessergestellt als die Büroangestellte. Doch ist hier zu bemerken, daß bei der Arbeitswahl auch hier das soziale Prestige eine große Rolle spielt, und daß die sozialistische Lohnpolitik das höhere Prestige aller Gruppen geistiger Arbeiter nicht beseitigen konnte. Nur fällt es diesen sozialen Gruppen natürlich schwer, bei nur gleichem Einkommen wie die Arbeiter ihre naturnotwendig höheren Bildungsansprüche irgendwie ökonomisch bemerkbar zu machen. Die Einkommensnivellierung der breiteren Bildungsschichten ist hier wie auch in den Vereinigten Staaten von Amerika zu einem guten Teile daran schuld, daß die sichtbare Gesamtkultur des Landes ein „proletarisches" Gepräge hat.

Natürlich gibt es auch in Australien Männer, die einsehen, daß durch solche Sozialpolitik, die eine angemessene Entlohnung besonderer Anstrengungen und Fähigkeiten fast unmöglich macht, der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung des Landes nicht gedient ist. Der ehemalige Sekretär im Arbeitsministerium des Staates Victoria, Mr. Murphy, schrieb schon 1917: „Eine der ernstesten Folgen unserer Arbeitergesetze besteht in der Tatsache, daß der gelernte Arbeiter nicht ermutigt wird, und die Bezahlung jeder Arbeiterklasse in allen Branchen nahe daran ist, gleich zu sein, daß wenig Ansporn für eine Steigerung und Vermehrung von Fertigkeiten und Kenntnissen besteht, wonach der Arbeiter unter anderen Verhältnissen sicher streben würde."

In ihrem Kampfe gegen das Prinzip der Leistungsbezahlung haben die australischen Gewerkschaften Akkordarbeit in der Industrie so gut wie

unmöglich gemacht, obgleich sie mächtig genug wären, Mißbräuche zu verhindern. Doch herrscht in ihren Reihen in diesem Punkte keine Einigkeit, und die Berichte einer kürzlich nach Amerika entsandten industriellen Untersuchungskommission, die „kontrollierte Akkordarbeit" empfahlen, haben den Kampf von neuem aufleben lassen. Ein Bundesrichter vom Lohnschiedsgericht hat einen Tarifvertrag (Award) für die Metallarbeiter erlassen, wonach Akkordarbeit von den Gewerkschaften künftig anerkannt werden müsse. Die Metallarbeiter weigern sich aber und schon ist wieder einer jener „ungesetzlichen" großen Streiks in Aussicht, gegen die die australischen Zwangsschiedsgerichte sich von jeher als machtlos erwiesen haben.

Diesen Betrachtungen über die Lohngestaltung sei ein kurzer Überblick über die Arbeitszeit nachgetragen. Die durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit in ganz Australien betrug Anfang 1926 für Männer 46½ Stunden, für Frauen 45¾ Stunden. Sie schwankt von Staat zu Staat und von Beruf zu Beruf. New South Wales (Sydney) hat eine gesetzliche 44-Stunden-Woche, ebenso Queensland. Victoria hat eine 48-Stunden-Woche. Die Überwachung ist streng und auch leicht, da die meisten Arbeiter organisiert sind und die Gewerkschaften neben den staatlichen Überwachungsorganen eine Art Betriebspolizei ausüben und nicht gehorchende Gewerkschaftsmitglieder mit Strafen bis zu 100 *RM* belegen. Sie können das wagen, weil in den meisten Berufen in den Städten (und über 60 v. H. der gesamten Bevölkerung wohnt in den Städten) ohne die Mitgliedskarte einer Gewerkschaft keine Arbeit zu erhalten ist. In zahlreichen Tarifverträgen (Awards) ist ausdrücklich vereinbart, daß bei Einstellungen den Gewerkschaftsmitgliedern der Vorzug gegeben werden muß. Höher bezahlte Überarbeit darf nur mit Erlaubnis der Gewerkschaft und der Gewerbeinspektion in begrenztem Umfang geleistet werden.

32.

Mensch und Schaf im australischen Busch.

Australien ist beinahe so groß wie Europa und hat etwa sechs Millionen Einwohner. 95 v. H. dieser Einwohner sind britischer Herkunft. Daneben sind auf dem ganzen Erdteil noch einige hunderttausend Ureinwohner verstreut, die in unzähligen kleinen Stämmen im Busch von der Jagd ein

kärgliches Leben fristen. Wo diese Ureinwohner mit der Zivilisation in Berührung kommen, gehen sie zugrunde. Eine Gefahr für den weißen Siedler sind sie kaum, obwohl da und dort einsame Reiter von Schwarzen umgebracht worden sind. Dafür rächt sich der weiße Siedler oft noch heute, indem er die unbrauchbaren Schwarzen in vielen Fällen einfach zusammenschießt, sobald sie versuchen, ein Stück Vieh aus der Herde zu stehlen. Nur etwa ein Fünftel des australischen Erdteils besteht aus Boden, der für in gemäßigter Zone betriebene Landwirtschaft geeignet ist. Nach dem heutigen Stande der Forschung besteht ein weiteres Drittel des Erdteils aus gutem Weideland, während in den trockeneren Gegenden nur Schafzucht getrieben werden kann, und der Rest, das sind wieder 40 v. H., ist so regenarm und trocken, daß man mit ihm bis heute nichts anzufangen weiß. Allenfalls kann man in der Hälfte dieser trockenen Gebiete eine ganz dürftige Schafzucht betreiben, wobei aber in Perioden der Dürre die Schafe regelmäßig zugrundegehen.

Über die Hälfte der heutigen australischen Bevölkerung lebt in den wenigen Großstädten des Landes, die alle an der Küste liegen. Davon haben Sydney und Melbourne über eine Million Einwohner. In Unterredungen mit Australiern wird man jedoch stets davor gewarnt, das eigentliche und richtige Land Australien nach den Verhältnissen in den Großstädten zu beurteilen. Jeder Australier hat für den Busch, in dem der australische Reichtum, die Wolle, erzeugt wird, Liebe und Bewunderung im Herzen. Die Menschen, die dort draußen leben, hält er erst für die wirklichen Australier und ist stolz auf deren charakteristische Eigentümlichkeiten. Das hat er mit den früheren Amerikanern gemeinsam. Selbst in unserer europäischen Vorstellung vom Yankeeland war der wilde Westen lange das Anziehendste und das Typischste, die romantische Perle Amerikas. Vielleicht besteht diese Hochschätzung des Pioniers, der sich an der Grenze jeder Zivilisation, ganz auf sich selbst gestellt, bewähren muß, zu Recht.

Während im Westen Amerikas der Kampf des Pioniers um die Produktion von Weizen ging, handelt es sich im Innern Australiens um die Wolle und um die Träger dieses kostbaren Rohstoffes, die Schafe. Schafe gibt es in Australien erst seit 150 Jahren. Es wird erzählt, daß die ersten Zuchtschafe durch den englischen König vom spanischen Gesandten in London gekauft wurden, und zwar um den Preis zweier milchweißen Kutschpferde, die der spanischen Gesandtin besonders gut gefielen. Wie dem auch sei, heute besitzt Australien $^1/_5$ bis $^1/_6$ aller Schafe, die es auf der Welt gibt, und

zwar schwankt die Zahl je nach Zeiten der Trockenheit oder reichlicheren Regenfalles zwischen 80 und 100 Millionen Stück.

Bei uns ist mit der Vorstellung von Schafen die Person des alten Schäfers im weiten Mantel untrennbar verbunden. Bis in die achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts waren auch die australischen Schafe dem Schäfer anvertraut. Diese Zeit ist endgültig vorbei. Bis tief in das Innere zu jenen fernen Grenzen, innerhalb derer die genügsamen Schafe noch existieren können, ist der Erdteil Australien durch Drahtzäune in weite viereckige Weideflächen abgeteilt. Ungeheure Kapitalien wurden für diesen Zweck investiert. Sehr viele dieser Drahtzäune sind so engmaschig, daß sie gegen ein Eindringen der Kaninchen, dieser australischen Landplage, Schutz bieten. Vor allem aber müssen sie die riesigen Schafherden vor den wilden Hunden, den Dingos, schützen. An Stelle des Schäfers ist der Grenzreiter getreten, der alle 1—2 Tage um die eingezäunte Weidefläche, die in den Außenbezirken der Weidegebiete bis zu 20 Kilometer umfaßt, herumreiten muß und alle Ausbesserungen vorzunehmen hat, die an den Zäunen notwendig werden. Es können Wochen vergehen, bis er einmal einen Teil der Schafherde zu Gesicht bekommt. Andere Menschen verirren sich nur selten in diese Einsamkeit.

Der australische Busch ist alles andere als eine wüstenähnliche, eintönige Fläche. Dem Europäer macht sie den Eindruck einer herrlichen Parklandschaft. Büsche, vereinzelte Bäume, Baumgruppen, hohes Gras wechseln miteinander ab. Kaninchen und über hundert Arten von Känguruhs beleben die Landschaft, Känguruhs so groß wie Mäuse, die in Erdhöhlen leben, solche, die wie Eichhörnchen auf die Bäume klettern, bis zu jenen riesigen Exemplaren, die uns aus dem Zoologischen Garten her vertraut sind. Fast alle Grasarten und die unzähligen Arten von Eukalyptus- und Gummibäumen entwickeln insbesondere beim Zerreiben der Blätter einen schweren, betäubenden Duft, der aus ätherischen Ölen herrührt, mit dem sich diese Pflanzen in der Trockenheit gegen die Wasserverdunstung schützen. Das Schicksal der Lebewesen und die ganze Schönheit dieser parkähnlichen Landschaft steht unter dem Einfluß der Regenmenge, die dort so spärlich gespendet wird. Im Innern Australiens gibt es Gebiete, in denen noch Schafzucht getrieben wird, und wo die Erfahrung lehrte, daß alle paar Jahre Perioden eintreten, in denen es 1 Jahr, 2 Jahre, ja sogar 3 Jahre überhaupt keinen Tropfen regnet. Dann geht mit dieser großen Parklandschaft eine schreckliche Verwandlung vor sich. Die Bäume und Büsche

werden erst gelb, das Gras wird braun, schließlich verschwinden die sonst immergrünen Blätter und wie Geisterhände recken sich die kahlen Äste der Bäume zum Himmel. In tage- oder wochenlanger Wanderung wird es dann oft nicht gelingen, solchem trostlosen Anblick zu entfliehen.

Die Zunahme des australischen Schafbestandes hängt nun damit zusammen, daß die Menschen einen gigantischen Kampf um das Wasser geführt haben. Da es im Innern Australiens keine Berge und Flüsse gibt, die Luft, die Winde vom Ozean wegen der Randgebirge auch schon trocken ins Innere kommen, bleiben nur zwei Mittel übrig, um Wasser zu verschaffen. Die großen Schafstationen, wie man diese kleinen Siedlungen nennt, um die sich die abgegrenzten Weideländer gruppieren, haben Dämme und ausgedehnte Kanalsysteme angelegt, die in einer großen Grube enden. Regnet es nun einmal, so fließt das Wasser von allen Seiten in diesen „Tank". Gegen das Verdunsten wird das so angesammelte Wasser dadurch geschützt, daß ringsherum dichte, schattenspendende Büsche und Bäume gepflanzt werden. Gegen zu lange Trockenheit helfen diese Reservoirs natürlich auch nicht. Aber immerhin schützen sie das Leben der wenigen Menschen, die da draußen ihr Leben der Produktion der Wolle widmen. Das Wandern im Busch für den Menschen ist daher nicht mehr so gefährlich wie früher, da man immerhin in Entfernungen von 100—200 Kilometern solche Wasserstellen finden kann. Allerdings muß man sie *finden* und darf sich nicht in dem weglosen Buschland verlaufen. Das andere Mittel zur Beschaffung von Wasser sind die artesischen Brunnen. Über 3000 solcher Bohrungen gibt es bis heute im Innern Australiens. Viele sind wieder erschöpft, andere liefern unbrauchbares Wasser. Von allen weiß man nicht, ob sie dauerhaft sein werden, weil die Frage noch nicht geklärt ist, ob der Vorrat an Untergrundwasser ein einmaliger, in langen Perioden angefüllter ist, oder ob er auch heute noch durch Zuflüsse genügend gespeist wird.

Die Schafe und die von den Menschen angelegten Wasserreservoirs haben in der Vegetation und im Landschaftsbild Inneraustraliens oft überraschende Veränderungen hervorgerufen. Die ersten Pioniere fanden ein von Tieren fast unbewohntes Gebiet vor. Erst die von Menschen angelegten Wasserstellen lockten Känguruhs und Dingos und die von englischen Offizieren zu Jagdzwecken unvorsichtigerweise eingeführten Kaninchen ins Innere. Aber auch die Landschaft hat sich durch die Schafe oft plötzlich verwandelt. Manche unberührten Weideflächen wurden durch die

Schafe hartgetreten und zu einer grasloſen Wüſte gemacht. Kam dann Regen, ſo entwickelte ſich manchmal in wenigen Tagen eine ganz andere Vegetation, als vorher da war. Es konnten z. B. anſtatt des vorhergehenden Graslandes Buſch und Baumland heranwachſen. Baum und Buſch wiederum fanden nicht ausreichende Feuchtigkeit und boten nach wenigen Jahren den ſchon geſchilderten troſtloſen Anblick der vollſtändigen Vertrocknung. Es iſt ſelbſt heute noch ſchwer, vorherzuſagen, was aus einer auſtraliſchen Landſchaft wird, wenn der „Squatter", der Unternehmer der Wollproduktion, mit ſeinen Schafen davon Beſitz nimmt. Die ſo zähe und im Kampf um die Feuchtigkeit erprobte Pflanzenwelt reagiert ungemein empfindlich auf die neuen Einflüſſe der menſchlichen Beſiedelung, von denen ſie ja jahrhunderttauſendelang verſchont war.

Trotz der bisherigen Vorſorge für Waſſer gehen Jahr für Jahr und ganz beſonders in Perioden der Trockenheit, in Auſtralien Millionen von Schafen zugrunde. Meiſt lohnt es ſich nicht, ſie auf die langen Entfernungen hin abzutransportieren. Manchmal ſogar muß der Squatter auf die Meldung ſeines Managers aus einem Gebiete, daß die Hälfte der Herde verdurſtet ſei, den Entſchluß zu dem Befehl faſſen: „Töte die andere Hälfte", damit die verzweifelten Schafe nicht noch den Reſt aller Graswurzeln und damit die Hoffnung auf neues Gras bei friſchem Regen zerſtören. Länger als ſechs Wochen können auch die Schafe nicht ohne Waſſer ſein.

Der Auſtralier hat ſchon recht, wenn er behauptet, daß dieſe „richtigen" Auſtralier im Buſchland des Innern eine ganz eigentümliche Art von Menſchen ſind. Die rieſigen Kapitalanlagen, die für dieſe Art von Wollproduktion gebraucht werden, haben es mit ſich gebracht, daß nicht wie im Weſten Amerikas eine individualiſtiſche, Eigenbeſitz habende Farmerbevölkerung entſtanden iſt, ſondern eine ſoziale Schichtung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, wie wir ſie ſonſt nur in der Induſtrie oder auf dem Rittergut kennen. So ſehen wir, wie das Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl, das den Pionier in jedem Neulande beſeelt, auch in dieſer Schicht der Arbeitnehmer erhalten und zum ſtärkſten Ausdruck gekommen iſt. Es gehört gewiß mit zu einer der erſtaunlichſten Leiſtungen gewerkſchaftlicher Organiſation, daß faſt alle Arbeitnehmer, die in der auf einem halben, beinahe menſchenleeren Erdteil verzettelten Wollproduktion tätig ſind, ſich zu einem Arbeitnehmerverband zuſammengeſchloſſen haben, der an Diſziplin und Geſchloſſenheit und an erfolgreichen Kämpfen gegenüber

dem Arbeitgeber selbst unter den europäischen Gewerkschaften kaum seinesgleichen hat. Heute wird die australische Wolle vom Schaf bis zur Verladung auf die Schiffe kaum von einem Arbeiter berührt, der nicht gewerkschaftlich organisiert ist. Der „Australians Workers Union", der australischen Arbeitergewerkschaft, die die landwirtschaftlichen und die in der Wollproduktion tätigen Arbeiter organisiert hat, sind die Früchte ihrer Arbeit auch nicht am ersten Tage in den Schoß gefallen. Über 20 Jahre lang hat der Kampf gedauert, bis endlich die Gewerkschaft von den eigenwilligen und unabhängigen Squatters, den ungekrönten Königen Innerauftraliens, als gleichberechtigt anerkannt wurde und Tarifverträge zustande kamen, die die beiderseitigen Rechte abgrenzten. Diese Kämpfe sind voller Wildheit, aber auch voller Romantik. Wie oft mußte die Gewerkschaft in fernsten Außenbezirken der Weidegebiete Zeltlager errichten, worin die von den Schafstationen ausgesperrten Arbeiter Zuflucht finden konnten. Aber der Kampf wurde schließlich gewonnen, und zwar sicherlich nicht zuletzt dank jener Vortruppe von Arbeitern, die heute zu den höchstbezahltesten der ganzen Erde gehören, und die in der australischen Wollproduktion unentbehrlich sind: den Scherern. Es sind jene Wanderarbeiter, die sich alle Jahre einmal auf einer Schafstation versammeln und durch deren Hände jedes Schaf geht, damit es geschoren wird. Früher zogen diese Scherer in den Busch zu Fuß oder zu Pferd. Wenn heute im Juli, dem australischen Winter, die Saison des Schafscherens im Norden der Schafbezirke beginnt, sieht man sie nicht viel anders angezogen als unsere Stadtbevölkerung auf unzähligen Fahrrädern und jetzt auch mehr und mehr in kleinen Automobilen ihren fernen Zielen zustreben. Inzwischen hat der „Boß" einer Wollstation seinen verschiedenen Herden nach einem strategischen Plan Befehl erteilt, sich auf der Schafstation (die mit Eisenbahnstation natürlich nichts zu tun hat) einzufinden. Manche dieser Herden müssen wochenlang unter Begleitung der Grenzreiter wandern, bis sie an dem Orte eintreffen, wo sie geschoren werden. Die Scherer gehören zu einer der wenigen Arbeitergruppen in Australien, die nach Akkord arbeiten. Sie erhalten heute für das Scheren von 100 Schafen 55 Mark. Im Durchschnitt kann ein Scherer täglich 90—100 Schafe abfertigen, so daß also ein Wochenverdienst von 300 Mark und mehr herauskommt. Doch gibt es große individuelle Unterschiede. Der Rekord, der bisher in Australien in neunstündiger Arbeitszeit von einem Scherer aufgestellt wurde, ist 305 Schafe. Wenn auch in bezug auf das zu scherende Quantum von der Ge-

werkschaft keine Vorschriften gemacht werden, so werden alle anderen Bedingungen um so strenger gewerkschaftlich geregelt und kontrolliert. Eine der strengsten Regeln ist, daß alle Arbeiter und selbstverständlich alle Scherer, die sich zum Scheren auf einer Schafstation zusammenfinden, gewerkschaftlich organisiert sein müssen. Der erste Akt vor Beginn der Arbeit ist das Wählen eines Obmannes durch die Scherer; dieser kontrolliert, ob jeder Anwesende ein Mitgliedsbuch der Gewerkschaft im Besitz hat und ob keiner mit Beiträgen im Rückstand ist. Allerdings sind die Beiträge für unsere Begriffe niedrig. Sie betragen z. B. im Norden Australiens 25 Mark pro Jahr. Wie es bei diesen Entfernungen und bei dieser Lohnhöhe begreiflich ist, wird dieser Beitrag nicht in Wochen- oder Monatsraten, sondern meistens auf einmal bezahlt. Dafür erhält der Arbeiter eine Quittungskarte, die ihn berechtigt, überall Arbeit zu nehmen. Der Angestellte der Gewerkschaft, der diese Beiträge einzieht, erhält eine Mark als Beitragseinzugsprämie (daneben noch ein Gehalt von mindestens 8000 Mark pro Jahr und der Vorsitzende der ganzen Gewerkschaft 15 000 Mark pro Jahr, welches noch nicht das Höchstgehalt eines australischen Gewerkschaftsführers ist; mir sind Gehälter bis zu 20 000 Mark pro Jahr bekanntgeworden).

Unter ihrem selbstgewählten Obmann bilden die Scherer sozusagen eine kleine Republik. Alle Beschlüsse werden mit einfacher Mehrheit gefaßt und dann streng durchgeführt. Die erste Haupthandlung ist das Wählen eines Koches. Gemäß der gewerkschaftlichen Statuten darf als Koch kein chinesischer oder sonstiger „Schwarzer" gewählt werden. Meistens finden sich bei solchen Schafstationen mehrere Köche ein, die in längeren Reden ihre Vorzüge preisen und dann ohne Murren das Schicksal der Wahl abwarten. Der Koch darf vom Laden der Schafstation alles, was er braucht, beziehen, jedoch wird die Rechnung alle Wochen von den Scherern selbst bezahlt. Für das Kochen erhält der Koch wöchentlich vier Mark pro Person. Falls die Scherer nicht mit ihm zufrieden sind, kann er täglich weggewählt werden. Nach den gewerkschaftlichen Vorschriften arbeiten die Scherer täglich 8 Stunden, am Sonnabend jedoch nur 4 Stunden, und zwar bis 12 Uhr. Wie groß die Autorität der Gewerkschaft und die Disziplin der Mitglieder ist, kann man aus den strengen Strafbestimmungen ersehen, die von der Gewerkschaft für all die Mitglieder angedroht werden, die gegen die beschlossenen Vorschriften verstoßen. Die höchste Strafe von 200 Mark trifft jenen, der für die Vermittlung seines Arbeits-

platzes Geld ausgibt. 100 Mark muß ein Mitglied zahlen, das am Sonntag oder Sonnabendnachmittag arbeitet. Wer als Scherer andere Arbeitsfunktionen als „Scheren" auf einer Schafstation übernimmt, hat ebenfalls 100 Mark Strafe zu zahlen. Die gleiche Strafe trifft den Arbeiter, der mit unbezahlten schwarzen Ureinwohnern zusammenarbeitet. Nach dem Glockenzeichen, das den Schluß der Arbeitszeit anzeigt, darf vom Scherer kein neues Schaf mehr ergriffen werden. Jenes Schaf, das er gerade noch in Arbeit hat, wird darum das „Glockenschaf" genannt. Das Verhältnis zwischen der Republik der Scherer und dem Boß, bei dem sie arbeiten, ist sehr formal und kühl. Gegen eine einheitliche Aktion dieser Wanderarbeiter ist der Boß recht machtlos, weil er sich in einer Zwangslage befindet; denn er kann bei einem plötzlichen Streik Ersatzleute gar nicht oder erst nach Wochen beschaffen, und er weiß, daß seine Schafherden beinahe auf die Stunde berechnet eintreffen werden und nur schwer aufgehalten werden können.

Ein alter Streitpunkt der bei den heute sonst ziemlich stabilisierten Sitten und Bräuchen im Arbeitsverhältnis ist das Scheren nasser Schafe. Sowohl unter den Squatters als auch den Scherern gibt es Leute, die glauben, daß der Scherer sich einer Vergiftung aussetze, wenn er ein nasses Schaf schert. Nun ist es sehr schwer festzustellen, ob ein Schaf naß ist, und so wird in Zweifelsfällen unter den Scherern mit Mehrheit über die Tatsache, ob die Schafe naß sind oder nicht, abgestimmt. Wird beschlossen, daß sie naß sind, so legen die Scherer die Arbeit so lange nieder, bis die Schafe trocken sind. Dabei macht man nun die interessantesten Erfahrungen. Es zeigt sich nämlich, daß die Schafe dann fast niemals naß sind, wenn die Scherer schnell fertig sein wollen, weil sie rechtzeitig auf einer anderen Schafstation sein müssen, wo sie sich bereits verpflichtet haben. In solchen Fällen werden die nassesten Schafe „trocken" gestimmt. Haben sie aber noch einige Zeit vor sich, bis sie beim nächsten Platz antreten müssen, so kann es oft vorkommen, daß die Schafe „naß" gestimmt werden, obwohl kein Meteorologe auch nur einen Tropfen Regenfall in der ganzen Gegend feststellen könnte.

Sowohl die Grenzreiter als auch die Arbeiter auf den Schafstationen und noch viel mehr die Scherer in der Zeit, da es für sie nichts zu tun gibt, widmen sich mehr und mehr der Jagd von wilden Hunden, von Kaninchen, von Schlangen oder je nach der Gegend, dem Suchen von Opalen (Halbedelsteine, die man in Australien häufig findet). Für das Fangen

von Hunden gibt es von der Regierung oder den Vereinigungen der Squatters Prämien. Früher genügte das Vorzeigen von ein paar Ohren, bis einmal ein Chinese täglich mehrere Dingoohren zur Ablieferung brachte und man bei näherer Untersuchung feststellte, daß der geschickte Chinese aus einem einzigen Hundefell einige Dutzend Ohren künstlich fabriziert hatte. Seither muß ein Fellstreifen vom Schwanz bis zur Schnauze als Beweisstück abgeliefert werden. Vor wenigen Jahren betrieb man das Töten der Kaninchen nur, um sich von dieser Landplage — sie fressen die Gegend kahl — zu schützen. Heute bilden die Kaninchenfelle in wachsendem Maße einen gesuchten Ausfuhrartikel; aus diesen Fellen werden unsere Filzhüte fabriziert. Auch für Schlangenhäute kann man guten Erlös finden; denn der amerikanischen Schuhindustrie ist es gelungen, den Frauen Ballschuhe aus Schlangenhaut aufzureden. Die Kaninchen werden nicht geschossen, sondern in Fallen gefangen oder vergiftet. Ein geschickter Kaninchenjäger kann so in einer Nacht mehrere Hundert erbeuten. Im Abziehen des Felles hat sich eine solche Routine herausgebildet, daß derjenige als ungeschickter Jäger gilt, der länger als eine Minute für diese Arbeit braucht.

Leider gehören fast alle Schichten von Arbeitnehmern, angefangen bei der Aristokratie der Scherer bis hinunter zu den einfachen Hilfskräften auf einer Schafstation, nicht zu der Klasse von Leuten, die sehr sparsam sind. Selbstverständlich gibt es unter ihnen immer einige, die ihren relativ hohen Lohn sparen und versuchen, in den näheren Küstengebieten eine Farm zu kaufen, oder selber auf eigene Rechnung vorerst noch im Dienste des Squatters Schafe zu halten. Die australische Landgesetzgebung, die große Weidegebiete nur verpachtet und von Zeit zu Zeit in immer kleineren Teilen ausbietet, begünstigt auch in diesem kapitalintensiven Produktionszweig den Anfang mit kleineren Kapitalien. Da fast alle Arbeiter in diesen einsamen Gegenden kaum Gelegenheit haben, während ihrer arbeitsamen Wochen viel auszugeben, ist die Tatsache, daß doch wenig gespart wird, überraschend. Die große Versuchung, die man in der Gestalt einer anderen dorfähnlichen Siedlung überall im Weidenschafland findet, ist das Wirtshaus. Es ist verbunden mit einem Gasthaus für die Übernachtung der Wanderarbeiter und einem Laden, in dem man vom Fahrrad bis zur Kerze alles im Busch zum Leben und Jagen notwendige kaufen kann. Das sind die Stätten des Konsums gegenüber der Schafstation, der Stätte der Produktion. Hat ein Hilfsarbeiter einer Schafstation ein Jahr lang

gearbeitet und will sich auf den Weg machen zurück in die Zivilisation, so muß er an vielen Stätten solcher Versuchung vorübergehen, denn auf seiner oft wochenlangen Wanderung zur Stadt begegnet ihm manches Gasthaus und manche Schenke. Von vielen solchen Leuten geht die Sage, daß sie sich jährlich einmal auf den Weg nach Sydney gemacht haben und nach einigen hundert Kilometern wieder umgekehrt sind, weil ihr gesamter Jahresverdienst bereits durch die Kehle gewandert ist. Es scheint überhaupt, daß dieses Leben, fern von allen Möglichkeiten des vernünftigen Geldausgebens, die Menschen entwöhnt, richtig mit ihrem Einkommen umzugehen. Man hört unzählige Geschichten unsinnigster und unüberlegtester Geldverschwendung, wenn man in Kreisen dieser Leute in der Stadt verkehrt. Meistens sind es die Scherer, deren hoher Lohn, deren Auto oder Fahrrad und deren etwas größere Beweglichkeit es ihnen am ehesten noch möglich macht, ihre Ferienwochen in der Stadt zu verbringen; doch man weiß auch von ihnen, daß sie in der Stadt mit zu den besten Kunden der Bars und Saloons (die bekannte englische Form der Schenke, in der die Getränke stehend eingenommen werden) gehören.

Auf jeden Fall steht fest, daß diese starke australische Arbeitergewerkschaft der Landarbeiter eine dankbare und große Aufgabe leisten könnte, wenn sie ihre Mitglieder zu einer vernünftigen, kulturwürdigen Verwendung der hohen Löhne erziehen würde. Das wäre sicher noch verdienstvoller, als unter den Zielen ihrer Gewerkschaftspolitik auf der ersten Seite der Statuten aufzuführen, daß sie für einen 6-Stunden-Tag und für eine 5-Tage-Woche von je 6 Tagesstunden kämpfen wolle. Leider kümmert man sich fast bei allen australischen Gewerkschaften und in der Arbeiterbewegung wenig um kulturelle Dinge oder Erziehungs- und Bildungsarbeit. Sollte das so weitergehen, so werden auch jene mächtigen Gewerkschaften bald erfahren, daß der Mensch nicht allein vom Brot lebt und auch bei nur 5 Tage Arbeit und einem 6stündigen Arbeitstag nicht glücklich wird, insbesondere, solange die Arbeiter für ihre Freizeit keine andere Verwendung wissen, als den Lohn im Wirtshaus zu vertrinken.

33.

Wegweiser für Landsucher.

Von allen australischen Staaten bilden die Staaten Westaustralien und Queensland noch die günstigsten Aussichten für Auswanderer, die siedeln wollen. Seit Dezember 1926 werden deutsche Auswanderer in

Australien unter den gleichen Bedingungen zugelassen wie die Auswanderer aller anderen Länder. Hauptbedingung ist, daß sie gesund sind, schreiben und lesen können, ihre Überfahrt nach Australien (46 Pfund Sterling dritter Klasse) selbst bezahlt haben und bei der Landung noch im Besitz von 30 Pfund Sterling Barmitteln sind. Australien hatte zwar für die ersten fünf Jahre nach dem Kriege seine Grenzen für Einwanderer aus Deutschland gesperrt, und sicherlich gehört es zu jenen ehemaligen Feindesländern, in denen die feindliche Stimmung gegen Deutschland noch am längsten angehalten hat. Doch kann ich versichern, daß ich während meines halbjährigen Aufenthalts in Australien nur günstige Urteile über die deutschen Einwanderer gehört habe. Man bevorzugt sie unbedingt gegenüber den Italienern und den übrigen südeuropäischen Nationen. Den deutschen Einwanderern geht der Ruf voraus, daß sie gern aufs Land gehen, um sich dort anzusiedeln. Als Siedler gelten sie als fleißig, zuverlässig und sparsam. In Sydney sagte mir ein Bankier, daß er in jenen Gebieten, in denen überwiegend Deutsche wohnen, am unbedenklichsten Geld ausleihen könne; die deutschen Siedler seien überaus zuverlässig und ihre Farmen gehörten zu den schönsten und gepflegtesten der ganzen Gegend. In Perth, der Hauptstadt Westaustraliens, hatte ich eine Unterredung mit dem staatlichen Einwanderungskommissar. Er betonte zwar, daß er mir nur seine Privatmeinung sage, daß er amtlich selbstverständlich keine Unterschiede zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Einwanderer machen könne; er persönlich begrüße jedoch die deutschen Einwanderer ganz besonders, weil die Erfahrung aus der Vorkriegszeit bewiesen habe, daß sie die besten und erfolgreichsten Siedler sind. Das sind nur zwei Beispiele aus privaten Unterredungen. Die öffentliche Stimmung ist den Deutschen noch nicht so günstig gesinnt, was auch darin zum Ausdruck kam, daß fast alle diese Privatgespräche von den betreffenden Australiern so geführt wurden, daß sie von Dritten nicht gehört werden konnten. Keiner wollte in den Geruch kommen, deutschfreundlich zu sein. Ich traf auch viele deutsche Einwanderer, die seit der Öffnung der australischen Grenzen ins Land gekommen sind. Aus ihren Mitteilungen kann man kein allgemeines Urteil fällen über die Stimmung, die in Australien gegenüber diesen deutschen Einwanderern besteht. Da waren welche, die schon in einigen Monaten zu verhältnismäßig angesehenen Stellungen, z. B. als Vorarbeiter über australische Arbeiter berufen wurden. Sachliches Können und einfaches, aber bestimmtes Auf-

treten gaben den Ausschlag. Andere wieder erzählten, daß sie sehr oft gezwungen waren, die Stellung zu wechseln, weil ihnen ihre australischen Arbeitskollegen das Leben schwer machten und sie beschimpften. Ein forscher Berliner, der nicht auf den Mund gefallen war, konnte mir eine ganze Reihe solcher Erlebnisse erzählen, die ihm selber begegnet waren. Leider konnte ich den Eindruck nicht loswerden, daß es sich bei ihm um einen ziemlich individuellen Fall handelte. Er war nicht der Mann, sein Wissen und Können unter den Scheffel zu stellen, und die jungen Nationen der Neuländer (man findet das sogar in Amerika) können es nicht vertragen, daß Einwanderer so tun, als könnten sie alles besser. Für die ersten Jahre kommt man jedenfalls mit freundlicher Bescheidenheit weiter. Die echte Leistung findet auch dann ihren Lohn, wenn sie nicht immer bei jeder Gelegenheit herausgestrichen wird.

Um zu zeigen, unter welchen Bedingungen in Australien gesiedelt werden kann, will ich hier die Verhältnisse von Westaustralien darstellen. Die Siedlungsgesetzgebung ist in allen Staaten ähnlich. Bedingung für den Erwerb von Land ist die britische Staatsangehörigkeit; diese kann frühestens nach einem zweijährigen Aufenthalt in Australien erworben werden. Selbst wenn der Einwanderer bei Ankunft im Lande noch einiges Kapital besitzt, ist es nicht ratsam, vor Ablauf dieser zwei Jahre Land zu erwerben, weil dazu doch in Australien erworbene Erfahrungen nötig sind. Auch gelernte Landwirte werden ganz andere Verhältnisse vorfinden als in ihrer Heimat. Auch der extensive landwirtschaftliche Betrieb verlangt besonders in Australien ein eingehendes Studium, weil er mit einer sehr hochgradigen Rationalisierung verbunden ist. Ich besuchte z. B. im Norden von Sydney eine Milchwirtschaft mit 120 Kühen, die von vier Personen, nämlich dem Pächter, dessen Frau, einem Mechaniker und einem weiteren Angestellten bewirtschaftet wurde. Die Person des Mechanikers weist darauf hin, daß der ganze Betrieb durch und durch mechanisiert war.

Westaustralien ist der am dünnsten bevölkerte Staat des ganzen Erdteils. Er hat nur 360 000 Einwohner auf einem Landgebiet von fast 2½ Millionen qkm, das ist eine fünfmal so große Fläche, als Deutschland hat. Natürlich kann nicht das ganze Gebiet selbst bei bester Kultivierung in ähnlicher Weise und ebenso dicht besiedelt werden wie Europa. Fast die Hälfte des Staates fällt in subtropisches und tropisches Gebiet, mit dem man bis jetzt nicht viel anzufangen weiß. Ein anderer großer Teil ist so trocken, daß nach menschlicher Berechnung auch dort eine dichtere Besiedlung

niemals möglich ist. Immerhin schätzt die Regierung Westaustraliens das heute schon für Ackerbau und Weidewirtschaft geeignete Land auf 180 000 qkm, das sind beinahe $^2/_5$ der Fläche des Deutschen Reiches. Außerdem glaubt sie, daß weitere 1 Million qkm für Schafzucht geeignet sind.

Die australische Landgesetzgebung gründet sich auf bodenreformerische Grundsätze. Es soll verhindert werden, daß allzu große Landmengen in einer Hand vereinigt werden; daher beträgt das Maximum an Boden, das von der Regierung durch eine Person erworben werden darf, 400 ha für Ackerbau geeigneten Boden oder 1000 ha für Weidewirtschaft geeignetes Land. Mit dem Kauf solchen Landes sind aber bestimmte Bedingungen verknüpft. Falls der Käufer des Landes sich verpflichtet, mindestens fünf Jahre auf diesem Lande zu wohnen (mindestens 6 Monate im Jahr), muß er auf diesem Lande jedes Jahr Anlagen machen (in Gestalt von Umzäunungen, Bauten, Einrichtungen zur Wasserversorgung oder ähnliches), deren Wert in einem bestimmten Verhältnis zum Kaufpreis stehen muß. In den ersten fünf Jahren müssen diese Aufwendungen etwas mehr als die Hälfte soviel wert sein, als der Kaufpreis betragen hat. Eine unerläßliche Bedingung ist, daß die H ä l f t e des Landes in fünf Jahren und das ganze Land in zehn Jahren eingezäunt sein muß. Falls der Käufer n i c h t auf dem Grundstück wohnen will, müssen die erforderlichen Kapitalsanlagen, die gemacht werden müssen, damit der Kauf zustande kommt, noch 50 v. H. höher sein. Diese Bestimmungen sollen verhindern, daß Land nur zu Spekulationszwecken von Leuten erworben wird, die nicht die Absicht haben, den Boden ernsthaft zu bewirtschaften. Man kann also in Australien kein Land von der Regierung erwerben, um es unbebaut liegenzulassen und abzuwarten, bis einer einen höheren Preis dafür bezahlt. Die Preise betragen je nach der Qualität des für Ackerbau geeigneten Landes zwischen 9 und 37 *RM* je Hektar. Dazu kommen die Kosten für die Vermessung (einige hundert Reichsmark).

Eine andere Form der Landhergabe durch die Regierung ist die Heimstätte (Homestead Farm). Diese kommt in Betracht für Siedler, die wenig oder kein Vermögen haben. Ihnen stellt die Regierung unter der Bedingung, daß sie auf dem Grundstück mindestens fünf Jahre ununterbrochen wohnen bleiben, bis zu 64 ha für Ackerbau oder Milchwirtschaft geeignetes Land gratis zur Verfügung. Innerhalb der ersten zwei Jahre muß der Eigentümer für mindestens 10 *RM* je Hektar „Verbesserungen" des

Landes durchführen, innerhalb fünf Jahren für 25 *RM* je Hektar und innerhalb sieben Jahren für 35 *RM* je Hektar. Als Verbesserungen des Landes gilt Einzäunung, durch eigene oder fremde Arbeitskräfte erfolgte Rodung, Wasseranlagen, Hausbau, kurz alle Leistungen und Anschaffungen, die den Wert des Grundstückes vermehren. Ob die Bedingungen erfüllt sind, entscheidet der Verkäufer, also die Regierung. Die Schätzungen werden meistens durch die Landwirtschaftsbank vorgenommen, die auch bereit ist, dem Siedler für Verbesserungen, die mit Anschaffungen verbunden sind, bis zu 70 v. H. Kapital vorzuschießen. Neben dieser Art der Landvergebung, bei der der Siedler schließlich Eigentümer wird, falls er die gestellten Bedingungen erfüllt hat, besteht noch die Einrichtung der Verpachtung. Doch kommt dieses System fast nur für Weideland in Frage und ist deshalb für die Frage der Besiedlung nicht von so hohem Interesse. Man kann in Australien natürlich auch Land, das schon kultiviert ist, von Privaten kaufen. Dafür stellen sich die Preise entsprechend höher. Doch lassen sich die Rentabilitätsaussichten für eine schon eingerichtete Farm besser beurteilen, als das beim Erwerb jungfräulichen Bodens von der Regierung der Fall ist.

Da die Löhne in den australischen Städten schon recht hoch sind, läuft der kapitallose Siedler schon bei der Auswahl des Landes ein großes Risiko, weil er nämlich im voraus nie wissen kann, ob die Siedlung selbst bei bester Bewirtschaftung soviel an Ertrag bringen wird, um ihn so gut zu stellen wie den städtischen Arbeiter. Der Erfolg hängt zu einem großen Teile von den persönlichen Qualitäten der Siedler ab. Nicht jeder ist stark genug zum Pionier. Die Siedlungsfreudigkeit, besonders unter den Australiern, ist nicht sehr groß, und alle australischen Regierungen suchen nach Mitteln und Wegen, die Leute zu bewegen, auf die Annehmlichkeiten der Städte zu verzichten und aufs Land hinauszugehen. Die Siedlungsfreudigkeit ist so gering, daß in Australien heute schon die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung einen weit geringeren Anteil ausmacht als in dem doch zu den Industriestaaten rechnenden Deutschland. Australien hat ebenso wie die Vereinigten Staaten von Amerika nur 26 v. H. seiner Wohnbevölkerung in der Landwirtschaft unterbringen können, während in Deutschland bei der letzten Volkszählung immer noch 30 v. H. der Bevölkerung zur Landwirtschaft rechnen. An diesen Zahlen gemessen, müßte man sogar sagen, daß der Industrialisierungsgrad Amerikas und auch Australiens bedeutend höher ist als in Deutschland.

34.

Das Experiment der Gruppensiedlung.

Der Staat Westaustralien hat in den letzten acht Jahren zu einem neuen Mittel gegriffen, um die Besiedlung des Landes zu beschleunigen, nämlich zu dem Mittel der Gruppensiedlung. Die Art der Durchführung erinnert an ein militärisches Unternehmen. Die Auswahl der in Betracht kommenden Siedler geschieht durch eine Kommission, eine Untersuchungskommission. Die Siedler werden dann in Gruppen von je elf Familien eingeteilt und unterstehen einem Vorarbeiter. Über diesem steht ein Aufseher, der etwa einem Kompagnieführer gleichkommt; diese wiederum unterstehen einem Kommandanten, Bataillonschef oder Brigadekommandeur, wie man ihn nun gerade nennen will. Der Siedlungsplan wird vorher von der Siedlungskommission, dem Generalstab, vorbereitet. Jede Gruppe erhält ein Gebiet zugeteilt, auf dem elf Heimstätten errichtet werden können, die sich der Milchwirtschaft widmen sollen. Zuerst werden die Männer in das ausgewählte Gebiet vorangeschickt. Sie werden von der Regierung mit Handwerkszeug und einfachen Baumaterialien versehen, um an Ort und Stelle zunächst für jede Familie ganz einfache Hütten zu errichten. So entsteht ein Lager, in das die Frauen einziehen müssen, sobald einigermaßen Unterkunft geschaffen ist. Die Hütten bestehen nur aus vier kahlen Wänden, meistens aus Wellblech und einem Ofen. Ein Fußboden wird nicht gelegt. Diese primitive Unterkunft muß der Familie für ein bis eineinhalb Jahre genügen. Nur verheiratete Männer werden zu solchen Siedlungen zugelassen. Auf abenteuernde Junggesellen wird von vornherein verzichtet. Die Regierung gewährt den einzelnen Familien für die Bestreitung der ersten Ausgaben für den Lebensunterhalt 200 *RM* Vorschuß. Jede Familie hat ihren täglichen Bedarf im nächsten Laden, zu dem ein wöchentlicher Motorwagendienst eingerichtet wird, selbst einzukaufen. In den ersten drei Monaten arbeiten die elf Männer unter Aufsicht des Vorarbeiters an der Rodung des mit dichten Büschen und großen, eichenartigen Bäumen bedeckten Landes. Sie erhalten dafür 10 *RM* den Tag und sind verpflichtet, mindestens 48 Stunden in der Woche zu arbeiten. Nach drei Monaten sieht man etwa, wie schnell das Baumfällen und Buschbrennen vor sich geht, und es werden von da ab an Stelle der täglichen Vergütung Akkordsätze vereinbart. Die gemeinsame Rodung, das Bauen der Häuser geht so lange weiter, bis mindestens 10 ha

für jeden Siedler gerodet sind und die Häuser im Rohbau dastehen. Nun werden die elf Grundstücke unter die elf Siedler verlost, und jeder Siedler arbeitet von da ab mit seiner Familie an seinem eigenen Haus und an der weiteren Rodung des ihm zugefallenen Grundstücks. Vom Jahre 1920 bis 1927 wurden in der südwestlichen Ecke von Westaustralien auf diese Weise 136 Gruppen angesiedelt; unter ihnen befanden sich 1600 Einwanderer und 500 Australier. Die ursprüngliche Meldung von Siedlern zu dieser Gruppenarbeit betrug 4300. Aber kaum die Hälfte hat das harte, entbehrungsreiche Leben während der ersten zwei Jahre ausgehalten. Ein Zeichen dafür, daß das Risiko beim Siedeln sehr groß ist, ist die Tatsache, daß selbst Dutzende von Siedlungen, die durch die erfahrenen Siedlungsbeamten ausgewählt worden waren, wieder aufgegeben werden mußten, weil sich das Land als ungeeignet erwies. Dadurch wurde viel Zeit und Geld verloren. Doch hat in diesem Falle die Regierung den Verlust getragen.

Von Anfang an mußte gegen die Gefahr angekämpft werden, daß die Kosten jeder einzelnen Siedlung zu hoch kamen. Für das zukünftige Gelingen spielen die nötigen Aufwendungen eine große Rolle, weil diese Aufwendungen kapitalisiert werden und jedem einzelnen Siedler belastet bleiben. So hatte man z. B. in den ersten Jahren die eisenharten, eichenähnlichen Gummi-, Jarrah- und Eukalyptusbäume mit Traktoren gefällt und den Versuch gemacht, sie zu verbrennen. Dies gelang nicht, selbst unter der Zuhilfenahme von Petroleum und ähnlichen Hilfsmitteln. Das Abschleppen der Riesenbäume verursachte wiederum so hohe Kosten, daß eine mangelhafte Rentabilität der künftigen Siedlung vorauszusehen war. Man begnügte sich daher künftig mit dem „Ringeln" der Bäume, d. h. man machte über den Wurzeln der Bäume einen breiten Einschnitt, so daß der Baum im Laufe von zwei Jahren vollständig austrocknete und abstarb. Außer dieser technischen Erfahrung galt es aber auch, nach der besten Lösung zu suchen für die kollektive Gruppenarbeit. Die Arbeit im Taglohn kam schließlich im Vergleich zur Leistung so teuer, daß man jetzt fast ganz zum Akkordsystem übergegangen ist. Vor allen Dingen mußte man einen Anreiz dafür schaffen, daß der Siedler in dem Augenblick, wo er sein Haus bezog und erst 10 ha gerodet waren, an einer weiteren Rodung sowohl interessiert blieb, als auch dazu instand gesetzt werden konnte. Zu diesem Zwecke setzte man dem einzelnen Siedler für jeden Hektar neue Rodung

einen Lohn aus, der jedoch in dem Maße fiel, als der Siedler auf dem schon gerodeten Grundstück eigene Kühe halten konnte.

Das Experiment dieser Gruppensiedlung unter staatlicher Aufsicht ist bis heute insoweit gelungen, als tatsächlich innerhalb von sechs Jahren 10 000 Menschen angesiedelt werden konnten. Eine andere Frage ist allerdings, ob diese Siedlungen eine Zukunft haben oder ob die unter staatlicher Aufsicht entstandenen Unkosten den Siedler so sehr drücken werden, daß er auf keinen grünen Zweig kommt. In den meisten Staaten Australiens wurden nach Beendigung des Krieges viele zurückgekehrte Soldaten unter noch weit günstigeren Bedingungen angesiedelt. Heute ist die Lage so, daß diese Siedler in geschlossener Front gegen die Regierung stehen und nicht müde werden, eine Herabsetzung der Kapitalsumme zu verlangen, die die Regierung für diese Siedlungen aufgewendet hat. Ähnliche Verhältnisse können auch in diesen Gruppensiedlungen entstehen; denn es ist heute für Australien wirklich eine Frage, die man durchaus nicht ohne weiteres beantworten kann, ob das Land unter Aufrechterhaltung des zur Zeit bestehenden Lebensstandards noch fähig ist, eine größere Bevölkerung aufzunehmen oder ob schon der Punkt erreicht ist, wo man von einer relativen Übervölkerung sprechen muß. Man darf dabei nicht aus dem Auge lassen, daß das hohe Lohnniveau bei jeder neuen Siedlung sofort bewirkt, daß die zu verzinsenden Kapitalien, die in einer solchen Siedlung stecken, unverhältnismäßig hoch werden. Man vergleiche nur die 10 *RM* Tagesvergütung für Rodungsarbeiten von Gruppensiedlern, die diese Arbeit doch im eigenen Interesse tun, mit den Landarbeiterlöhnen in Europa. Man wird daraus unschwer erkennen, daß eine rentable Besiedlung neuen Landes in einem Erdteil eines so hohen Lebensstandards, wie ihn Australien hat, eine schwierige wirtschaftliche Aufgabe ist, die unter Umständen auch dann nicht einmal gelöst werden kann, wenn die Regierung durch Auslandsanleihen genügend Kapitalien zur Verfügung zu stellen in der Lage ist. Im letzten Grunde hängt die Möglichkeit zunehmender Besiedlung von Neuland von dem Austauschverhältnis ab, das sich zwischen Agrar- und Industrieprodukten auf dem Weltmarkt herausbildet. Der Weizen- und Wollpreis, die Preise für Früchte, Butter und Fleisch sind für die weiteren Siedlungsmöglichkeiten in Australien schicksalbestimmende Größen.

35.

Das hohe Lied vom Pionier.

Allerdings sind die größten Besiedlungen der Erde niemals unter dem ausschließlichen Gesichtspunkt der Rentabilität oder durch Anpassung der Siedlungsunkosten an das bestehende Lohnniveau eines Landes erfolgt. Der Pionier als Typus der Menschen, die in der Besiedlung eines Landes Großes geleistet haben, läßt sich nicht als ein nach rein wirtschaftlichen Vorteilen handelnder „homo oeconomicus" vorstellen. Er ist einer der wenigen Menschentypen in unserer Welt, der in sich die Fähigkeiten des Unternehmers, des Spekulanten, des wagenden, nach irrationalen Beweggründen handelnden Abenteurers und des handarbeitenden fleißigen Arbeiters in einer Person vereinigt. Wirtschaftlich gesehen, ist das Tragen von Entbehrungen in den Anfangsjahren der siedelnden Tätigkeit für den Erfolg der Siedlung von ausschlaggebender Bedeutung. In dieser Anfangszeit ist die Lebenshaltung, der Standard des Pioniers, praktisch auf ein solches Minimum herabgedrückt, wie es kaum bei einem Arbeitslosen oder Armenunterstützten in einer industriellen Volkswirtschaft vorkommt. Sein Verzehr an Gütern beschränkt sich fast ausschließlich auf einfachste Nahrung und Kleidung und eine noch primitivere Wohnung. Von vornherein verzichtet er auf all die Annehmlichkeiten, die wir schon beinahe nicht mehr als Einkommen rechnen, die aber ein wichtiger Bestandteil unseres Einkommens sind, nämlich auf die meisten Leistungen, die Gemeinden und Staat in dichter besiedelten Gegenden „kostenlos" zur Verfügung stellen. Der Siedler hat keine Kanalisation, keine Straße, fast keinen Polizeischutz, keine Wasserleitung, keine Schule, kein Hospital, keine Feuerwehr in erreichbarer Nähe; ja, in vielen Fällen nicht einmal den Schutz des Heeres gegen Angriffe feindlicher Ureinwohner. Man bedenke, daß ein Sechstel bis ein Drittel (Japan) des Volkseinkommens einer modernen Volkswirtschaft zur Deckung öffentlichen Bedarfes verwendet wird, von dessen Nutzung der Pionier lange ausgeschlossen bleibt, weil er zu weit entfernt wohnt von den Zentralstellen der öffentlichen Bedarfsdeckung. Daneben kommen den Menschen in alten Volkswirtschaften Nutzungen zugute, deren Kosten schon die Vorväter bestritten haben und die jetzt nichts mehr oder nur noch wenig kosten. Auch auf sie muß der Pionier verzichten. Wirtschaftlich betrachtet, ist der Pionier ein Mann, der intensivste produktive Arbeit leistet, wobei der Lohn für diese Arbeitsleistung vorerst

in der Siedlungsanlage größtenteils kapitalisiert wird und erst nach Jahren Lohn und Verzinsung bringt. Eine unter solchen Umständen errichtete Siedlung ist fast vollkommen losgelöst von der Rentabilitätsrechnung der Volkswirtschaft, in die die Siedlung erst später durch Warenaustausch mit den Städten eingereiht wird. Der Pionier kann dabei erfolgreich sein, kann eine blühende Farm geschaffen haben, die ihm in späteren Jahren ein gutes Einkommen gestattet, und trotzdem kann es vorkommen, daß eine solche Siedlung nach der Kalkulation eines vorausplanenden Volkswirtschaftlers eine unrentable Kapitalsanlage bedeutet. In dieser Kalkulation müßte ein solcher Volkswirtschaftler die intensive, sich meist nicht auf acht, sondern auf zwölf bis sechzehn Stunden erstreckende Tagesarbeit des Pioniers zu den landesüblichen Lohnsätzen bewerten. Nachdem der geringe Gegenwartsverbrauch des Pioniers von diesem so bewerteten Lohn abgezogen ist, muß der Rest zu einer in täglichen Raten zurückgelegten Kapitalsumme zusammengezählt werden, wobei die Siedlungsanlage die gleichzeitige Kapitalinvestition darstellt. Der planende Volkswirtschaftler verlangt nun, daß der Ertrag der Siedlung als Unternehmen sowohl ausreicht, um dieses so errechnete investierte Kapital angemessen zu verzinsen, als auch um dem Besitzer der Siedlung einen laufenden Lohn abzuwerfen, der dem landesüblichen Satz für eine solche aus Hand- und Kopfarbeit kombinierte Leistung entspricht. Glücklicherweise haben die meisten Pioniere keine solchen Berechnungen angestellt und ihr Handeln nicht davon bestimmen lassen. Denn es ist sicher, daß der größte Teil aller Ansiedlungen in Neuländern nach dieser Berechnungsmethode als Fehlanlage von Kapital und Arbeit beurteilt werden müßte, obwohl sie jetzt durch das „unökonomische" Verhalten der Pioniere als die erfolgreichsten und bedeutendsten Leistungen gelten, die die Menschheitsgeschichte der letzten Jahrhunderte kennt.

36.

Uebervölkerung eines leeren Raumes.

Es gibt auf unserer Erde außer Australien noch große Länder mit gemäßigtem oder doch solchem Klima, in dem weiße Bevölkerung gut arbeiten und leben kann, die außerordentlich dünn besiedelt sind. Dazu gehören vor allem Kanada und fast ganz Südamerika. Wenn in modernen Industriestaaten Erscheinungen der Arbeitslosigkeit auftreten, so ist man leicht geneigt, dies als ein Anzeichen von Übervölkerung auszudeuten. Gleichzeitig

glaubt man, daß einer solchen sog. Übervölkerung abzuhelfen wäre, indem man die Bahn freimache für eine großzügige überseeische Auswanderung in jene dünnbesiedelten Länder. Daß einem Land als einem Industrieland mit der Möglichkeit der Auswanderung in Neuländer bei Arbeitslosigkeit oder ähnlichen Anzeichen von Übervölkerung nicht ohne weiteres gedient ist, zeigt uns das englische Beispiel der letzten zehn Jahre. Obwohl in diesem Zeitraum England eine Dauerarbeitslosigkeit zwischen einer bis zwei Millionen aufwies und obwohl die britische Regierung alles tat, um die Auswanderung zu fördern durch günstige Abmachungen mit den Dominien über Überfahrtsermäßigung und günstige Bedingungen bei Erlangung von Siedlungsland, erreichte die Zahl der Auswanderer aus Großbritannien nach dem Kriege nicht einmal die durchschnittliche Auswanderungsziffer der Vorkriegsjahre. In den sieben Jahren von 1907 bis 1913 wanderten aus Großbritannien 2,7 Millionen Menschen aus. In den sieben Jahren von 1920 bis 1926 waren es nur rund zwei Millionen. Davon wanderten vor dem Kriege rund 1,75 Millionen nach Ländern aus, die zum britischen Imperium gehören. In der angegebenen Periode nach dem Kriege betrug diese Zahl nur 1,42 Millionen, also rund 330 000 Auswanderer weniger nach britischen Gebieten als im gleichen Zeitraum vor dem Kriege.

Wo liegen die Ursachen, daß selbst in Großbritannien das erwartete stärkere Anziehen der Auswanderungsziffer nicht eintraf? Welches sind die Hemmungen dafür, daß zwischen einem dichtbesiedelten Industrieland und den dünnbesiedelten überseeischen Ländern der Erde ein Ausgleich der Bevölkerung nicht rascher vonstatten geht, obwohl, wie im Falle Englands und seiner Dominien, von den Regierungen alles getan wird, um diesen Ausgleich zu begünstigen?

Ich möchte diese Untersuchung beginnen unter Bezugnahme auf eigene Erlebnisse, die ich während meiner Studienreise in Australien hatte. Unter der australischen Arbeiterpartei und den Gewerkschaften, die beide in den meisten Länderregierungen Australiens die Mehrheit haben, begegnete mir überall eine Abneigung gegen Einwanderung aus europäischen Ländern, und zwar machte man dabei durchaus keinen Unterschied zwischen England und den übrigen Ländern, mit der einzigen Ausnahme, daß gefühlsmäßig die italienischen und anderen südeuropäischen Einwanderer noch weniger gewünscht wurden. Auf dem Kongreß der australischen Arbeiterpartei wurde sogar eine Entschließung angenommen, wo-

nach diese Partei von der Bundesregierung verlangte, daß sie nur Einwanderer dann ins Land hereinlasse, wenn vorher Arbeitsgelegenheiten, Land und Wohnungen in genügendem Ausmaß vorhanden sind und zur Verfügung gestellt werden können. Noch schärfer gehen einige Berufsgewerkschaften in Australien gegen neue Einwanderer vor. So warnen die Vereinigten Schriftsetzer- und Druckergewerkschaften ganz energisch vor der Einwanderung von Berufskollegen und drohen, verhindern zu wollen, daß jeder neue Ankömmling, der entgegen dieser Verwarnung trotzdem ins Land kommt, Arbeit bekommen werde. Die australische Gewerkschaft wird ihn einfach nicht als Mitglied aufnehmen, und da fast in allen Tarifverträgen bestimmt ist, daß nur Gewerkschaftsmitglieder beschäftigt werden dürfen, so können die nicht Aufgenommenen keine Arbeit in ihrem Berufe erhalten.

Obwohl über die Hälfte des australischen Erdteils wegen Mangel an Regen kaum je besiedelt werden kann, könnten, falls man mit ähnlichen Gebieten Europas Vergleiche anstellt, immerhin sechzig bis siebzig Millionen Menschen unter europäischen Besiedlungsverhältnissen in Australien leben. Wie kommt es nun, daß ein solches Land schon jetzt Arbeitslosigkeit in ziemlichem Umfange kennt und vor dem Problem steht, wie es einer selbst vorläufig nur geringen Einwanderung Beschäftigung geben soll? Untersuchen wir diese Frage, so stoßen wir auf zwei wirtschaftliche und psychologische Tatsachengruppen, deren Vorhandensein für das langsame Besiedlungstempo der wichtigsten Neuländer ausschlaggebend ist. Auf zwei Schlagworte gebracht, heißen die beiden wirtschaftlichen Tatsachengruppen: Kapitalbedarf und hoher Lebensstandard.

Eine, wenn auch große Landmenge schafft durch ihr bloßes Vorhandensein noch lange keine Arbeitsgelegenheiten und Verdienstmöglichkeiten. Für jeden Menschen, der in einem solchen Lande neu angesiedelt werden soll, muß der Staat durch Anlage von Straßen und Eisenbahnen Kapital zur Verfügung stellen. Auch der Siedler braucht Kapital, um das Land zu roden, eine Heimstätte zu bauen und um sich und seine Familie so lange zu ernähren, bis die Erträge der ersten Ernte hereinfließen. Ein Teil dieses privaten Kapitals, das ein Siedler braucht, kann ebenfalls durch den Staat vorgeschossen werden, wie das in Australien in großem Umfange geschieht. Die Voraussetzung für Ansiedlung im Neuland ist also das Vorhandensein einer beträchtlichen Kapitalmenge. Es handelt sich dabei um Beträge, die je Siedler zwischen 10 000 und 20 000 *RM* und noch

darüber liegen. Fast alle Regierungen der australischen Staaten verlangen von Leuten, die sich ansiedeln wollen (mit Ausnahme der „Gruppensiedler"), ein eigenes Kapitalminimum von mindestens 6000 *RM* und betonen dabei, daß 14 000 oder gar 20 000 *RM* sehr viel wünschenswerter wären. Für Australien kann man z. B. ruhig den Betrag, der für landwirtschaftliche Siedlung notwendig ist, und zwar meinen wir hier Kapital im volkswirtschaftlichen Sinne, d. h. nicht nur das Eigen- und Leihkapital des Siedlers, sondern auch die Kapitalsumme, die der Staat vorstreckt und durch Eigenanlagen investieren muß, mindestens auf 20 000 *RM* angeben.

Nur wenn diese Neuländer fähig sind, entweder durch Sparen im eigenen Lande oder durch ausländische Anleihen soviel Kapital je Siedler bereitzustellen, wird es gelingen, die Einwanderer reibungslos in der Landwirtschaft als Siedler unterzubringen.

Vergleichen wir damit die Kapitalsummen, die nötig sind, um in einem industriellen Staat einen Arbeitsplatz zu schaffen. Selbstverständlich sind die Beträge innerhalb und auch unter den verschiedenen Industriezweigen recht verschieden. Besinnt man sich jedoch darauf, daß in Deutschland vor dem Kriege auf den Kopf der Bevölkerung an Volksvermögen nur 5000 bis 6000 *RM* entfielen und daß dieser Betrag in den hochindustrialisierten Vereinigten Staaten nur 8000 bis 8500 *RM* betrug, so mag die Summe von 8000 *RM* hoch erscheinen, die die Engländer in ihrem Colwin Report (einer Finanzenquete 1928, Parlamentsdrucksache Nr. Cmd 2800) im Durchschnitt für nötig hielten, um in hochentwickelten, kapitalintensiven Industriezweigen einen neuen Arbeitsplatz zu schaffen. Danach scheint aber festzustehen, daß der Kapitalbedarf in Neuländern je Kopf eines neu anzusiedelnden Menschen bei weitem höher ist als der Kapitalbedarf, der in Industrieländern entsteht, wenn es gilt, für einen Menschen einen neuen Arbeitsplatz bereitzustellen. Das ist einer der wesentlichsten wirtschaftlichen Gründe für die Tatsache, daß der Wanderungsausgleich zwischen dünn- und dichtbesiedelten Ländern nicht so schnell vor sich geht, wie man es bei einem bloßen Vergleich der Landmenge je Kopf der Bevölkerung erwarten sollte.

Damit zusammen hängt die weitere Tatsache, daß nicht ein einziges der oben zitierten Neuländer imstande ist, aus eigenen Mitteln die Kapitalbildung so rasch zu fördern, um auch nur die Einwanderer in ihrer heutigen Anzahl mit dem nötigen Siedlungskapital (im weitesten Sinne verstanden) auszustatten. Die Finanzierung der Ansiedlung in Neu-

ländern, im großen und ganzen gesehen, vielleicht mit der einzigen Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika, ist in den letzten Jahrzehnten stets durch die Industrieländer Europas und nach dem Kriege zunehmend mit Hilfe der Vereinigten Staaten von Amerika erfolgt. Wir können das an dem Verhältnis der englischen Auswanderung und des gleichzeitigen Kapitalexports aufs genaueste verfolgen. Großbritannien hat vor dem Kriege je Kopf jeden Auswanderers über 8200 *RM* Kapital exportiert. Selbst in der Periode 1920 bis 1926 nach dem Kriege hat es für jeden Auswanderer, der Großbritannien verließ, 8300 *RM* Kapital exportiert. Vergleicht man nun den englischen Kapitalexport und die Auswanderung nach den Staaten des britischen Inperiums, so kommt man für die letzten sieben Jahre vor dem Kriege auf rund 5500 *RM* Kapitalexport je Auswanderer. Für die siebenjährige Periode von 1920 bis 1926 nach dem Kriege auf 7500 *RM*. Daraus ersieht man, daß bei einem ungestörten Handelsaustausch der Warengüter zwischen Agrar- und Industriestaaten der Welt England für dieselbe Kapitalsumme, die es exportiert hat, seine Auswanderer im eigenen Lande wohl hätte unterbringen können.

Aus dem relativen Nachlassen (denn infolge Preiserhöhungen sind dieselben Zahlensummen des Kapitalexports mit denjenigen vor dem Kriege nicht gleichwertig) der Kapitalhergabe der europäischen Industrieländer an die Neuländer ist wohl auch zu erklären, daß in der Neubesiedlung dieser Länder wirtschaftliche Schwierigkeiten entstehen, die in den Einwanderungsabwehrbewegungen vieler Staaten heute schon zum Ausdruck kommen. Jedenfalls steht fest, daß durch ein Nachlassen der Kapitalkraft der industriellen Länder der Welt auch das Entwicklungstempo der Neuländer gehemmt wird, und daß im gleichen Maße, wie die Fähigkeit zum Kapitalexport der europäischen Industriestaaten wächst, auch die Möglichkeit erweitert wird, Auswanderer in dünnbesiedelten Staaten entweder durch direkte Industrieverlegung dahin, durch private Darlehen oder durch Regierungsdarlehen so mit Kapital auszustatten, daß sie im neuen Land nicht der Gefahr der Arbeitslosigkeit ausgeliefert werden.

Eine zweite wirtschaftliche Schwierigkeit für ein schnelleres Funktionieren des Ausgleichs zwischen dünn- und dichtbesiedelten Ländern liegt in der Tatsache begründet, daß die meisten der in Betracht kommenden Neuländer einen zum Teil beträchtlich *höheren Lebensstandard* der arbeitenden Bevölkerung haben als die alten Industrieländer, aus denen die Auswanderer stammen. Man kann daher die Beobachtung machen, daß

die Auswanderer aus Ländern mit einem niedrigeren Niveau der Lebenshaltung in dem Augenblick, wo sie das neue Land betreten, durchaus bereit und willig sind, vorläufig zu Bedingungen zu arbeiten, die nicht viel besser sind als in ihrer alten Heimat. Die neuen Einwanderer versuchen selbstverständlich, sich möglichst schnell Beschäftigung zu verschaffen, und das gelingt ihnen um so eher, je bereiter sie sind, billiger zu arbeiten als die schon ansässige und einen hohen Lebensstandard gewohnte Bevölkerung. Keine Volkswirtschaft wird nun immer, selbst bei rege zufließendem Auslandskapital und auch bei genügender eigener Kapitalbildung gerade in dem gleichen Maße neuen Bedarf an Arbeitskräften entwickeln, als die Einwanderer ins Land strömen. Der Grad wirtschaftlichen Fortschritts und das Tempo des neuen Arbeitszuflusses wird nicht immer zusammenfallen. Da aber die Einwanderer so schnell wie möglich auch durch Unterbieten der im Lande gewohnten Arbeitsbedingungen Beschäftigung haben wollen, so werden sie für die vorhandene Bevölkerung ein gefährlicher Faktor der Beunruhigung und der Störung auf dem Arbeitsmarkt. Die Einwanderungsgesetze der Vereinigten Staaten sind wenigstens zu einem guten Teil durch diese Verhältnisse veranlaßt worden. Ebenso nimmt die Abwehrbewegung in Australien gegen Neueinwanderer von den gleichen Vorgängen ihren Ausgangspunkt. Gefährlich ist, daß die Neuländer dazu neigen, die Schäden dieser Störungen auf dem Arbeitsmarkt zu überschätzen und sie zum Anlaß nehmen, die Einwanderung stärker zu sperren, als für die eigene Zukunft wünschenswert und gut wäre. In jedem Land, das für seine Entwicklung im Interesse der Zukunft auf starke Einwanderung angewiesen ist, werden sich solche Störungen auf dem Arbeitsmarkt bemerkbar machen. Sie sind kaum zu vermeiden. Das Risiko, das die schon anwesende Bevölkerung dadurch läuft, daß sie dauernd einen stärker fluktuierenden Arbeitsmarkt haben wird und vorübergehend auch von Arbeitslosigkeit und fallenden Löhnen bedroht wird, ist eben das unvermeidliche Opfer, das ein solches Land für die Entwicklung seiner Zukunft bringen muß.

37.

Empire-Pioniere auf einem australischen Schiff.

Das Schiff, das mich von Australien nach Colombo trug, hieß „Esperance Bay“. Es gehörte zu den australischen Regierungsschiffen,

die während des Krieges zu einem hohen Preise gebaut wurden und sich schon lange nicht mehr rentierten. Die australische Regierung setzte jährlich einige Millionen Pfund Sterling zu. Dafür bot sie aber den Angestellten des Schiffes so günstige Arbeitsbedingungen, wie man sie sonst auf keiner Schiffahrtslinie der Welt findet. Ich muß gestehen, daß wir Passagiere auch zu fühlen bekamen, wie günstig diese Bedingungen australischer Seeleute sind. Die „Esperance Bay" war ein Dampfer von 17 000 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von durchschnittlich 12 Knoten. Sie hatte nur eine Klasse, nämlich dritter, und in dieser Klasse Platz für sechs- bis achthundert Passagiere. Im australischen Volksmund heißen die Regierungsschiffe „Brot- und Butterboote", weil die gebotene Verpflegung nicht gerade rühmlich war, mit Ausnahme von reichlichem Weißbrot und beliebigen Mengen frischester australischer Butter. Im großen ganzen war ich mit der Verpflegung zufrieden. Die australischen Seeleute aber und die von ihnen geführte Schiffsordnung möchte ich keinem Passagier wünschen, der die Absicht hat, wochenlang durch die Tropen zu fahren. Von Bedienung konnte man schon fast gar nicht mehr reden; sie trug vielmehr den Charakter einer Aufsicht. Stolz und selbstbewußt und mit Würde bewegten sich die Stewards unter der Menge der von ihnen abhängigen Fahrgäste. Mit der Pünktlichkeit nahm man es nicht sehr genau. Sollte beispielsweise um 4 Uhr im Rauchsalon für Herren die Bar, an der Bier und Wein ausgeschenkt wurde, geöffnet werden, so war zehn gegen eins zu wetten, daß erst zehn bis zwanzig Minuten nach 4 Uhr der Schalter geöffnet wurde. Dafür war er aber auch meist schon wieder zehn Minuten vor der vorgeschriebenen Zeit verschlossen. Eine der unerträglichsten Vorschriften bestand darin, daß man um 10 Uhr abends das Deck räumen und in die Kabine zum Schlafen hinuntergehen mußte. Am Sonntag erst war der Dienst an Bord aufs äußerste eingeschränkt. Es war an solchen Tagen niemals möglich, Personen aufzutreiben, die zu irgendwelchen Dienstleistungen bereit waren. War am Morgen aus Versehen ein Deckstuhl nicht herausgegeben worden, so blieb er den ganzen Sonntag über verschlossen, und der unglückliche Passagier konnte den ganzen Tag umherwandern, wenn er es nicht vorzog, sich in der Brathitze seiner Kabine aufs Bett zu legen.

Man denke nun nicht, daß ein solches Einheitsboot dritter Klasse nur Leute aus den einfachsten Bevölkerungsschichten als Fahrgäste habe. Ein kurzer Überblick über die Passagiere auch eines solchen Schiffes vermittelt

uns eine gute Vorstellung von den Beziehungen, die zwischen Großbritannien und seinen Dominions bestehen und gepflegt werden. Es waren drei Lehrerinnen an Bord, die für ein Jahr nach England reisten, um dort zu unterrichten und wofür im Austausch drei Lehrkräfte aus England nach Australien gingen. Ich traf auch ein englisches Fräulein, die Tochter eines hohen Regierungsbeamten, die in der australischen Wohlfahrtspflege, die für die Einwanderer eingerichtet war, arbeitete und sich auf der Heimreise befand, um in England einige Wochen Ferien zu verleben. Ein Student der Nationalökonomie war mir besonders willkommen, weil er mit einer Spezialarbeit nach England reiste über das australische Schlichtungswesen im Vergleich zu den englischen Einrichtungen ähnlicher Art. Ferner befanden sich auf dem Schiff Seeleute, die als Passagiere wegfuhren, um in Indien oder London ihr Schiff zu treffen. Ferienreisen nach England gehören in Australien zum guten Ton. Es sind an Australier verheiratete englische Frauen, die ihre Verwandten in England besuchen, oder alte, schon lange in Australien ansässige Farmer wollen ihr „Old Country" noch einmal sehen. Ein englischer Missionar kehrt von China zurück und hat seinen Weg über Australien genommen. Frauen von Seeleuten, die auf englischen Linien tätig sind und nach England zurückversetzt werden, folgen ihren Männern nach.

Eine Gruppe für sich sind die Enttäuschten. Viele Australier haben während des Kriegsdienstes in England geheiratet. Fast jedes Schiff bringt solche geschiedenen englischen Kriegerfrauen wieder in die alte Heimat zurück. — Eine große Gruppe der Enttäuschten sind Auswanderer, die es im neuen Lande besser anzutreffen hofften, als es in Wirklichkeit war. Noch mehr kommt es vor, daß ältere Verwandte, die von erfolgreichen Einwanderern herübergerufen, im neuen Lande nichts mehr mit sich anzufangen wissen, nicht mehr umlernen können und wieder nach England zurückkehren. Endlich gibt es auf solchen Schiffen fast immer einige, denen der Eintritt nach Australien verwehrt wurde und die arg enttäuscht wieder dahin gehen müssen, woher sie kamen. So fährt das Schiff von Perth nach Colombo, nach Port Said und London und trägt Menschen, die sich in einer entscheidenden Periode ihres Schicksals befinden.

38.

Epistel an Reiseträumer und Wundersüchtige.

Viele Menschen vermögen in einem bescheidenen Alltag das Glück, für das sie sich fähig halten, nicht zu finden, und ihr rastloser Sinn steht in die weite Welt. Diesen, meinen unruhigen Brüdern und Schwestern möchte ich diesen Brief widmen. Ich weiß wohl, daß ich sie nicht von ihrem Entschlusse, in die weite Welt zu gehen, abhalten kann. Sie sind mit der unendlichen Unruhe und Sehnsucht im Herzen geboren, und keine verständige Mahnung ist imstande, diesen Drang zu bändigen. Mein Brief an sie will sie darum nicht zurückhalten, den Weg zu gehen, den sie gehen müssen. Doch möchte ich sie auf die Enttäuschungen vorbereiten, die ihrer draußen warten, mit den Mitteln des Verstandes und der Phantasie. Das ist wenig, aber mehr vermag ich nicht. Die bittere Erfahrung, die einzige Lehrmeisterin, der geglaubt wird, muß jeder selbst kennenlernen.

Die erste trübe Erfahrung, die der wandernde Mensch machen muß, ist die Entdeckung, daß er dem Schatten seines eigenen Ichs nicht entfliehen kann. Es gibt wohl eine Enge des Alltags, in der der Sinn verkümmert und aus einem Menschen nicht die Anlagen und Fähigkeiten herauskommen können, die in ihm verborgen sind. Daraus entspringt manchmal jene dumpfe Bedrücktheit, verbunden mit dem Sehnen nach einem Wandern in die Weite, weil es in der Anlage des Menschen liegt, daß er sich nicht zufrieden fühlen kann, ohne ganz er selbst zu werden.

Das innere Wissen von einem Sein, das nicht mit einem Seinsollen übereinstimmt, ist sehr oft die Ursache für den Drang nach einer Veränderung des Ortes. Es ist auch nicht zu bestreiten, daß eine solche Veränderung den Menschen in Lebensräume führen mag, wo diese Hemmnisse der Natur oder der gesellschaftlichen Umgebung fehlen, oder wo er gar Verhältnisse vorfindet, die seinen Anlagen und Fähigkeiten auf halbem Wege entgegenkommen. Das gilt aber immer nur für wenige. Die andern täuschen sich selbst. Schlafendes Halbmenschentum neigt leicht dazu, eigene Energielosigkeit auf äußere Umstände zu schieben. Eine vernachlässigte Selbsterziehung wird ohne eigenes Zutun durch Herumwandern in der Welt nicht verbessert. Viele schwache Naturen versuchen der Pflicht des Alltags nur darum zu entfliehen, weil sie sich nicht gestehen wollen, daß ihr eigenes Versagen ihren Lebenskreis so öde gestaltet. Diesen sei gesagt, daß ihr Leben in einem geordneten Lebenskreis, der ausgetretene Weg

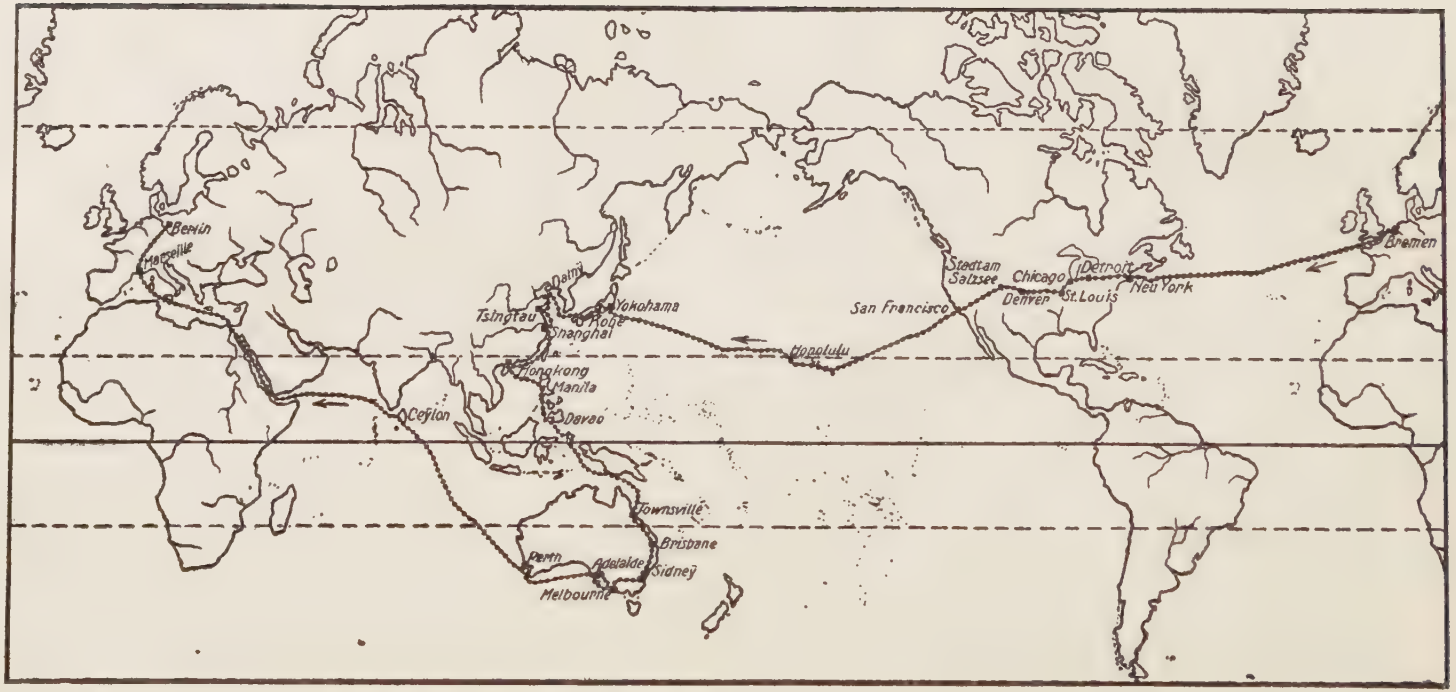
der Pflicht, zu dem um 7 Uhr morgens der Wecker sie aus dem Schlafe ruft, und auf dem sie die Straßenbahn eine halbe Stunde später in den Fabriksaal oder ins Büro bringt, um sie von dort zur rechten Zeit am Abend wieder abzuholen, diese ewig gleichgestellte Uhr des Dienstes vielleicht die einzige Stütze ist, die ihr haltloses Wesen vor einem Verkommen in den Niederungen des Lebens schützt. Wie viele Menschen leben in Ordnungen, die sie nicht selbst zu schaffen vermöchten, die sie von den Vorfahren ererbt haben und in die sie sozusagen nur einzuziehen brauchten.

Verwechseln solche Menschen das Unzufriedensein mit ihrer eigenen Schwachheit, mit einer ernsten Sehnsucht in die Ferne, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß es auf dieser Erde keinen Platz gibt, wo sie auch nur um ein kleines der Erfüllung ihrer Sehnsucht entgegenreifen könnten. Der Vagabund von der Landstraße ist nicht der einzige traurige Vertreter dieser Menschenklasse. Sie vagabundieren auch in Cafehäusern und Tanzsälen, in Kinos und auf den Straßen der Großstadt durchs Leben, und viele dieser Leute sind ebenso schwach und verdorben wie der arbeitsscheue Lump, der von einer Stadt zur anderen trottelt. Das Leben in der Fremde ist vielfach mehr dazu angetan, den Schwächen des menschlichen Charakters entgegenzukommen und sie zu entwickeln: Gelöst von den Bindungen der heimischen Sitte und Tradition und herausgenommen aus der Ordnung des Alltags versinken diese Menschen in ihrer eigenen Schwachheit. Dieses Hinabsteigen braucht durchaus nicht mit einem wirtschaftlichen Mißerfolg verbunden zu sein. Ich traf auf meiner Reise durch die Vereinigten Staaten viele aus Deutschland eingewanderte Arbeiter, Angestellte und Geschäftsleute, deren äußerlicher Wohlstand besser war, als er sich voraussichtlich entwickelt hätte, wenn sie in ihrer Heimat geblieben wären. Trotzdem zögere ich nicht, zu sagen, daß in den meisten Fällen diese Menschen auf mich den Eindruck machten, als hätten sie an Persönlichkeitswert verloren. Die Trennung vom Volke und seiner Kultur hat ihre seelischen Anlagen verkümmern lassen. Die meisten spüren das auch selbst. Weinerliche Sentimentalität und Heimweh sind ihre steten Begleiter.

Das Heimweh ist der große Preis, den man für die Fahrt in die Ferne zahlen muß. Die ursprüngliche Sehnsucht verwandelt sich in eine starke innere Unruhe, diese beflügelt den Schritt des heimatlosen Wanderers, er zieht weiter von Ort zu Ort in der Hoffnung, Ruhe zu finden. In einer stillen Stunde entdeckt er

plötzlich, das in ihm eine Liebe erwacht ist, die ihm früher fremd war, die Liebe zu Deutschland. Das starke nationale Gefühl, das wir in unserem Auslanddeutschtum der ersten Generation fast in der ganzen Welt finden, hat darin seine Wurzeln. Allerdings gibt es auch Auswanderer, die über dieses Gefühl, das in ihnen auflodert, entsetzt sind. Sie versuchen es oftmals durch eine harte Abwendung vom Deutschtum zu ersticken. Aus ihnen entstehen jene Auslanddeutschen, die sich in haßerfüllten Worten gegen ihre alte Heimat nicht genug tun können. Wie eine verzehrende Flamme bricht dieser Haß aus dem Zwiespalt ihrer Seele hervor. Unglückliche Menschen.

Der Aussicht, in der Fremde eine Welt zu finden, die verborgene Fähigkeiten und Anlagen entwickelt, steht also die große Gefahr gegenüber, daß die in der heimatlichen Lebensordnung wohl eingebettete Rechtschaffenheit und pflegliche Wahrung von altgewohnten, wertvollen Sitten und Lebensformen verlorengeht. Am Leide des Heimwehs hat der Deutsche schwer zu tragen. Die weite Welt vermag wohl Nahrung und eine neue Heimstätte zu schenken, niemals aber eine Heimat.



Der Reiseweg des Verfassers.

Inhalt.

Seite

Vorwort 5

I. Das Land ohne Ehrfurcht (U. S. A.) 7

1. Wallfahrt nach Detroit 7
2. Das Auto 11
3. Die Stadt 14
4. Wie wird man Arbeiter bei Ford? 16
5. Fordismus 21
6. Weinlesetanz bei Amerikadeutschen 33
7. Der amerikanische Geist 36
8. Das heilige Geschäft 38
9. Konkurrenz 41
10. Du kannst es auch! 44
11. Reklame, Reklame! 48
12. Bilderbogen 52
13. Im Schatten der Dollarsonne 57
14. How do you like this country? 64
15. Training in Patriotismus 70
16. Der Herdenmensch 73
17. Deutsche Einwandererschicksale 76
18. Waffengänge zwischen Kapital und Arbeit 81
19. Melancholisches Gespräch mit einem deutsch-amerikanischen Sozialisten 98
20. Woher kommt der hohe Lohn 102
21. Der Weg ins gelobte Land 106

II. Der zeitlose Erdteil (Japan und China) 111

22. Mit Menschen und Sternen über den Stillen Ozean 111
23. Hinter den Kulissen der japanischen Großmacht 120
24. China ergreift das Schwert des Schwachen 129
25. Die Soldaten der Arbeit 132
26. Chinas Zukunft — Europas Schicksal 141
27. Chinesische Seeräuber und englische Schiffsoffiziere 145

III. Raum ohne Volk (Auſtralien) 153
28. Das Schreckgeſpenſt des Pazifik: Die Konkurrenz der billigen Arbeitskraft 153
29. Der hohe Lohn 158
30. Die lachende Rente 162
31. Jedem das Gleiche 166
32. Menſch und Schaf im auſtraliſchen Buſch 171
33. Wegweiſer für Landſucher 180
34. Das Experiment der Gruppenſiedelung 185
35. Das hohe Lied vom Pionier 188
36. Übervölkerung eines leeren Raumes 189
37. Empire-Pioniere auf einem auſtraliſchen Schiff 194
38. Epiſtel an Reiſeträumer und Wunderſüchtige 197
Karte: Der Reiſeweg des Verfaſſers 200
34 Bilder auf Kunſtdrucktafeln.

ALPHONS NOBEL

Herr über Asien

Betrachtungen eines Reisenden

Mit 32 Abbildungen und 3 geographischen Karten. In Ganzleinen geb. RM. 8.50

Der heutige Herr über Asien ist England. Wer wird es in Zukunft sein? China? Oder wird Europa seine Vormachtstellung behaupten können? Um dieses Problem geht es. In kürzester Form bietet dieses Werk eine enorme Stoffülle, die vom Alexanderzug bis zur modernen farbigen Bewegung in Indien Europa bald als Angreifer, bald als Angegriffenen zeigt. Auch die ungeheuren schlummernden wirtschaftlichen und politischen Kräfte des Ostens werden charakterisiert. Es ist kein wissenschaftlich und trocken geschriebenes Werk. Es liest sich wie ein Roman, der aus der Tiefe der Geschichte beginnend, durch die Spannungen der Gegenwart hindurch Schicksale der Zukunft fühlbar, fast greifbar macht.

★

Volk und Raum. Eine Sammlung von Gutachten zur Beantwortung der Frage: „Kann Deutschland innerhalb der bestehenden Grenzen eine wachsende Bevölkerung erhalten?" Herausgegeben von Werner Sombart. In Ganzleinen geb. RM. 9.50

Von Versailles zur Freiheit. Weg und Ziel der deutschen Außenpolitik. Von Werner Freiherr von Rheinbaben. In Ganzleinen geb. RM. 8.50

Das Gesicht Europas. Ein fast politisches Reisebuch. Von Rolf Brandt. In Ganzleinen geb. RM. 7.50

So sieht die Weltgeschichte aus . . . Aufzeichnungen eines Zuschauers. Von Rolf Brandt. 23. Tausend. In Ganzleinen geb. RM. 6.—

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT
HAMBURG — BERLIN — LEIPZIG

Die große deutsche Volksgeschichte

Das Werden des deutschen Volkes

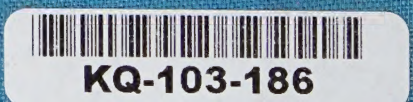
Von Dr. h. c. WALTHER CLASSEN

Mit ausführlichem Sachregister in jedem Band und 90 Kunstdrucktafeln mit Wiedergaben nach Photographien, Gemälden, Stichen, Karten, Holzschnitten, Handschriften; Abbildungen von Skulpturen, Bauwerken, Denkmälern. 14. Tausend. 3 Bände. In Ganzleinen geb. RM. 36.—. In Halbleder geb. RM. 45.—

★

Deutsche Geschichten gibt es nachgerade genug, aber eine wirkliche Geschichte des deutschen Volkes, eine Betrachtung des deutschen Schicksals unter dem richtunggebenden Gesichtspunkte: was wurde durch seine Geschichte aus dem Volk als Ganzheit, eine solche Geschichte im eigentlichen Sinne gab es bisher noch nicht. Hier, in Walther Classens Werk, ist zum ersten Male in der ganzen deutschen Geschichtsschreibung die Blutsgemeinschaft als Grundelement in den Vordergrund gestellt. Die Epochen der Geschichte werden in dem Sinne einer auch rassemäßigen Veränderung des Volkes erforscht. Diese einzigartige, völlig neue Betrachtung des gesamten Ablaufs der deutschen Geschichte eröffnet tausend neue Gesichtspunkte. Wahrhaft erleuchtende Ideen tauchen aus dieser neuartigen Geschichtsbetrachtung auf, Seiten des geschichtlichen Lebens, die bisher im tiefsten Schatten lagen, treten ins helle Licht der Erkenntnis. Hier wird der Geschichtsschreiber wieder einmal das, was er seiner natürlichen Bestimmung nach sein soll: „Seher" dessen, was andern verborgen ist, Offenbarer göttlicher Weltordnung, wo andere nur Willkür und Unordnung sehen. Und diese Offenbarung ist in einer Sprache geschrieben, die der Aufgabe würdig ist: in einer Sprache edlen Schwunges und fortreißender Begeisterung, aber auch schonungsloser Wahrheitsliebe und tiefinnerlicher Schlichtheit.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT
HAMBURG — BERLIN — LEIPZIG


KQ-103-186